Gustav Landauer

Abschaffung des Kriegs durch Selbstbestimmung

schalom-bibliothek.org



edition pace 41 | Digitale Erstausgabe
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien 14

Herausgegeben von
Peter Bürger und Jan Rolletschek

In Kooperation mit dem
Lebenshaus Schwäbische Alb



Gustav Landauer

Abschaffung des Kriegs durch Selbstbestimmung

Ausgewählte Texte | 1895–1919

Bearbeitet von
Peter Bürger und Jan Rolletschek

edition pace | 41
Digitale Erstausgabe

Dieser Digitalversion des Online-Regals
www.schalom-bibliothek.org | www.lebenshaus-alb.de
folgt noch eine ISBN-Buchausgabe

2025

Gustav Landauer

ABSCHAFFUNG DES KRIEGS DURCH SELBSTBESTIMMUNG

Ausgewählte Texte 1895 – 1919

Bearbeitet & herausgegeben
von Peter Bürger und Jan Rolletschek

edition pace (Gründungsreihe) Band 41
Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien | 14

Reihenherausgeber, Satz & Gestaltung: Peter Bürger
(https://www.schalom-bibliothek.org)
in Kooperation mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb
(https://www.lebenshaus-alb.de)

Erscheinungsdatum: 11.12.2025

Inhalt

EINLEITUNG: „Friede ist Aufbau des Sozialismus; billiger ist er nicht zu haben“
Jan Rolletschek 9

„NIE KOMMT MAN DURCH GEWALT ZUR GEWALTLOSIGKEIT“
Vier Weg-Texte Gustav Landauers 1901-1915

Anarchische Gedanken über Anarchismus (1901) 53
Einkehr (1909) 62
Sind das Ketzergedanken? (1913) 69
Stelle Dich, Sozialist! (Juli 1915) 76

„… DIE DEUTSCHEN SIND SCHNEIDIG UND LIEBEN WEDER DIE PROPHETEN NOCH IHRE JÜNGER“
Texte G. Landauers aus den Jahren 1895, 1910, 1911

Die Kriegsfeier (1895) 83
Schwache Staatsmänner, schwächeres Volk! (1910) 92
Lew Nikolajewitsch Tolstoi (1910) 95
Und was kein Verstand der Verständigen sieht (1911) 98

RECHENSCHAFT
Aufsätze und ein ‚Brief an Wilson‘ | 1909-1916

Vorbemerkung zur Sammlung (März/November 1918) 101
Vom Schnee (1909) 103
Der Krieg (1909) 108
Bairam und Schlichting (1911) 113

Marokko (1911) 118
An die deutschen Arbeiter (1911) 122
Die Abschaffung des Kriegs durch die Selbstbestimmung des Volks (1911/1912) 126
Vom freien Arbeitertag (1911) 141
Rede von der Reichstagsgalerie (1911) 145
Revolution, Nation und Krieg (1912) 153
Das glückhafte Schiff (1912) 157
Vom Krieg (1912/13) 167
Erster Unterricht 167
Zweiter Unterricht 171
Ein Zwischengespräch 176
Dritter und letzter Unterricht 180
Die Sozialdemokratie und der Krieg (1912) 186
Deutschland, Frankreich und der Krieg (1913) 189
Kriegsanstifter (1913) 202
Vor fünfundzwanzig Jahren (1913) 206
Der Kanzler des deutschen Volkes (1913) 211
Die Erschießung des österreichischen Thronfolgers (1914) 215
Italien (1914) 218
Ein Protest in Volksliedern (1914) 223
Veitstag (1914) 229
Im Krieg:
Der europäische Krieg (10.8.1914) 233
Zum Gedächtnis (20.10.1914) 237
Aus unstillbarem Verlangen (1915) 245
Anhang: Brief an Wilson: Friedensvertrag und Friedenseinrichtung (Weihnachten 1916) 250

„MAN KANN NÄMLICH VON DEM URSPRUNGE DIESER REVOLUTION NICHT SPRECHEN, OHNE VON DIESEM KRIEG … ZU SPRECHEN“

Aus Krieg und Revolution | 1914-1919 257

Brief an Fritz Mauthner (2.11.1914) 258
Brief an Hugo Warnstedt (4.11.1914) 260

Brief an Erich Mühsam (30.12.1914) 261
Brief an Martin Buber (12.5.1916) 263
Gründungsaufruf „Zentralstelle Völkerrecht“ (25.8.1916) 268
Stellungnahme (Ostern 1918) 270
Brief an Margarete Susman (23.11.1918) 271
„… gesiegt über den Militarismus … hat *diese* Revolution“ – Rede vor dem Provisorischen Nationalrat des Volksstaates Bayern (18.12.1918) 273
Die vereinigten Republiken Deutschlands und ihre Verfassung (25.11.1918) 290
Rede über die Sicherung der Revolution (1919) 298
Aufruf zum Sozialismus – Vorwort zur zweiten Auflage (verfasst am 3. Januar 1919) 303

ANHANG

Gedichte von Landauers Lebensgefährtin *Hedwig Lachmann* (1865-1918) 315

Gustav Landauer. Gedenkblatt zu seinem 50. Geburtstag | 7. April 1920 322
Erich Mühsam

Gustav Landauers Ende (Die Weltbühne 1924) *Emil Julius Gumbel* 329

Chronologie zu Leben und Werk Gustav Landauers *Siegbert Wolf* 333

Bibliographische Übersicht | Gustav Landauer
1. Selbstständige Veröffentlichungen | Werke – Editionen 345
2. Übertragungen | Landauer als Übersetzer 349
3. Literatur über Gustav Landauer | Auswahl 351

Buchhinweise zur Schalom-Bibliothek 359

[Illustrationsseite]

EINLEITUNG
„Friede ist Aufbau des Sozialismus; billiger ist er nicht zu haben“[1]

Jan Rolletschek

„Die Zeit Gustav Landauers ist noch nicht da“, schrieb Erich Mühsam 1929 anlässlich des zehnten Todestages seines Freundes und Mentors, „kaum die Zeit, sein Gesamtbild als Denker und Umstürzer zu fassen, geschweige es der Mitwelt nahe zu bringen“.[2] Heute wird das Werk Gustav Landauers neu entdeckt. Eine umfangreiche Ausgabe ausgewählter Schriften[3], eine fast 900 Seiten starke politische Biographie[4], kritische Briefausgaben[5] und zahlreiche Übersetzungen zeugen von der eigentümlichen Gegenwart des vor über 100 Jahren erschlagenen Anarchisten.

Die Texte und Probleme Landauers sind größtenteils von unverminderter Relevanz. Einerseits, weil er seine besonderen Ansichten

---

[1] Die Abschnitte I bis IV dieser Einleitung sind unter dem Titel *Warum Gustav Landauer heute?* bereits erschienen in: LANDAUER 2016: Die drei Flugblätter des Sozialistischen Bundes [1908-1910]. Erste Auflage. Berlin: Gustav Landauer Denkmalinitiative 2016, S. 4-15. Für die vorliegende Verwendung wurden sie leicht überarbeitet und korrigiert. Die weiteren Abschnitte gehen näher auf das Verhältnis Landauers zu Krieg, Gewalt und revolutionärer Gewalt sowie den Aufbau des vorliegenden Landauer-Bandes in der Reihe ‚edition pace‘ ein.

[2] Erich MÜHSAM: *Der revolutionäre Mensch Gustav Landauer*. In: Fanal, 3. Jg., Nr. 8, Mai 1929, S. 169-177, hier S. 169.

[3] Gustav Landauer. *Ausgewählte Schriften*. Herausgegeben von Siegbert Wolf und illustriert von Uwe Rausch. Siebzehn [Teil-]Bände. Lich/Hessen: Verlag Edition AV 2008-2019. [= LANDAUER 2008-2019]; im Folgenden zitiert als „AS“ mit Band und Seitenzahl. Ein Gesamtinhaltsverzeichnis dieser Ausgabe hat der Verlag Edition AV online verfügbar gemacht.

[4] Tilman LEDER: *Die Politik eines „Antipolitikers“. Eine politische Biographie Gustav Landauers*. Zwei Bände. Lich/Hessen: Edition AV 2014 [= LEDER 2014].

[5] Gustav LANDAUER: *Briefe und Tagebücher 1884-1900*. Herausgegeben und kommentiert von Christoph Knüppel. Zweite, korrigierte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017 [= LANDAUER 2017b]; sowie: Gustav LANDAUER: *Briefe 1899-1919*. Herausgegeben und kommentiert von Hanna Delf von Wolzogen u. a. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023 [= LANDAUER 2023].

tief in allgemeinen Anschauungen gegründet und aus ihnen entwickelt hat. Andererseits, weil die Mitwelt in ihrer überwiegenden Breite seine Perspektiven auch heute nicht teilt. Zur Aktualität seines Werks trägt mithin eine Weltlage bei, die uns in vielen Zügen vor die nämlichen Probleme stellt, auf die Landauer seinerzeit reagierte. Seine gegen den heraufziehenden Krieg geschriebenen Texte scheinen uns daher, in ihrer grundlegenden Intention, unmittelbar zu adressieren. Gustav Landauer wollte, für sich selbst, dass die Menschen sich ihrem Ausgeliefertsein an die kriegerischen Absichten der Regierungen entwinden. Sein Antimilitarismus war dabei in eine umfassende Vision kollektiver Selbstbestimmung eingefügt: Erst die Abschaffung der Staaten durch eine föderalistische Restrukturierung der Menschheit würde den Staatenkriegen steuern und eine wirkliche Kultur des Friedens ermöglichen.

I. |

Gustav Landauer (1870-1919), dessen Lebensspanne sich beinahe mit jener des Kaiserreichs deckt, war Literatur- und Theaterkritiker, Dramaturg, Essayist, Übersetzer, Vortragsredner, Roman- und Novellenautor, libertärer Sozialist, politischer Antipolitiker[6] und Publizist.

Er hat zu einer Zeit, da der Kautskyanismus die Zweite Internationale und die Zweite Internationale die sozialistische Bewegung dominierte, eine eigenständige sozialistische Position ausgearbeitet und gegen diese Dominanz behauptet. Lesen wir heute seine Schriften, so muten diese in vielen Punkten nachgerade prophetisch an, etwa wenn er im *Aufruf zum Sozialismus*[7] die autoritäre Entwicklung des Marxismus antizipiert und gegen dessen Wissenschafts- und Fortschrittsgläubigkeit polemisiert. Oder wenn er schon 1911 schreibt, „daß, wenn es einmal zum großen Weltkrieg kommt, die

[6] Der Begriff der „Antipolitik" wurde in anarchistischen Kreisen ab etwa Mitte der 1890 Jahre gegen einen verengten Politik-Begriff gewendet, der wesentlich „positive Mitarbeit" im Reichstag, Vertretung, Parteienhader, Staatspolitik und Übervorteilung meinte. Landauer sprach von „Antipolitik" im positiven Sinn als von einer Praxis, welche diese „Politik" überwindet und an ihre Stelle tritt.

[7] Gustav LANDAUER: *Aufruf zum Sozialismus*. Berlin: Verlag des Sozialistischen Bundes (Max Müller) 1911. Im Folgenden zitiert nach: AS 11.

Sozialdemokratie ihr Teil Verantwortung dafür übernehmen muß und auch nach kurzem Schwanken übernehmen wird" (→S. 151).

Das (anti-)politische Projekt Landauers wird mitunter verkürzend als ‚Siedlungssozialismus' charakterisiert. Tatsächlich aber kennt Landauer keine derartige Einseitigkeit in den Mitteln, auch wenn ihm die sozialistische Siedlung für einen kurzen Zeitraum die einzig verbliebene Möglichkeit zu sein scheint, mit der Einübung neuer Beziehungen und zwischenmenschlicher Verhaltensweisen zu beginnen. Schon das Wetterleuchten des heraufziehenden Krieges, der sich in der Marokkokrise 1911 überdeutlich ankündigt, ändert alles. Die Bemühungen des Sozialistischen Bundes, zu dem Landauer seit 1908 aufruft, richten sich nunmehr vor allem auf die konkrete Vorbereitung kriegsverhindernder Massenstreiks. Die Siedlung und der Föderalismus der Gruppen treten zugunsten einer rätedemokratischen Strategie in den Hintergrund.

Bereits am 1. April 1909 hatte Landauer in einer ähnlichen Situation auf die Bosnienkrise reagiert, indem er an die wirklichen Machtverhältnisse gemahnte, die um ein Haar enthüllt worden wären:

> „Jetzt war die Kriegsgefahr da und mag manchem wie ein Blitz grell beleuchtet haben: im Krieg und im sogenannten Frieden sind wir Verkaufte, sind wir mit Leib und Leben denen überantwortet, die gar nicht unsrer Welt angehören, die mit unsern Taten Interessen wahren, die wir nicht wollen, Zwecke verfolgen, die nicht unsre Zwecke sind." (→S. 109)

Und Landauer griff die Weltflucht all derer an, die sich vor dieser Einsicht in Ästhetizismus oder Privatheit flüchteten. Die nur auf die Straße gingen, um „in eine Ausstellung oder ein Theater oder ein Konzert zu kommen" und sich „in den Dämmer oder das Gewoge der Schönheit zu zaubern; […] oder aber, um teilnahmslos, unter dem völligen Schweigen unsres eigentlichen, unsres innern Menschen unsre Rolle in der kapitalistischen Wirtschaft zu spielen, damit wir leben können".

> „Dann fahren wir wieder so schnell wie möglich in unsern Vorort hinaus: da haben wir uns so ein kleines Reich der Ländlichkeit und Abgeschlossenheit zurecht gemacht, und da führen wir, wie wir meinen, unser eigentliches Leben." (→S. 109)

Mit der sozialistischen Siedlung hatte Landauer anderes im Sinn als solches Asyl der Vergessenheit und Flucht in die kleine Welt eines privaten Glücks. „Unser Fortgehen", schreibt er im Juli desselben Jahres, „ist nicht um unseres Behagens willen, sondern *um unseretwillen, das heißt um der Revolution willen*".

> „Gerade dieses Wort sei gebraucht, um recht deutlich die Grenze zu ziehen gegen die Eigenbrödler, die nicht aufs Ganze gehen und keine Ahnung haben, welche ungeheure geschichtliche, Geist und Zustände neuschaffende und umwälzende Bedeutung unsere Bewegung haben muss, wenn sie unsere sein soll; um uns abzuheben auch von denen, die sich gewohnheitsmäßig, in Schlaf und Halbwachen, Revolutionäre heißen, aber nicht viel anderes wissen, als von den pfuscherhaften Wildheiten, die sie Revolution nennen, zu reden."[8]

Zu dieser Zeit hat Landauer bereits seit über 15 Jahren in politischen Auseinandersetzungen gestanden und eingreifend geschrieben. Die Verlagerung des Schwergewichts vom mühevollen Beginnen in Siedlungsprojekten hin zur rätedemokratischen Kriegsverhinderungsstrategie war nicht die erste Anpassung seiner konkreten Strebungen angesichts einer veränderten Einschätzung der Lage. Ohne dass er den Ansatz der Siedlung deshalb aufgegeben hätte, richtete er die Konstellation der Mittel nun abermals neu aus.

Weil Landauer sich für historische Formen von Gemeinschaftlichkeit, wie etwa die Struktur der mittelalterlichen Kommune interessiert, hat man ihn mitunter als „rückwärtsgewandt" bezeichnet. Tatsächlich aber denkt er konsequent a-teleologisch, in Begriffen von Möglichkeitsräumen, von Kräften, ihren Wirkungen und ihrer Verteilung im Raum. Ein a-teleologisches Denken ist keine umgekehrte oder ‚rückwärtsgewandte' Teleologie. Es kann indes in der Vergangenheit Elemente auffinden, die also weiterwirken, nicht gänzlich vergangen sind und heute aktualisiert werden können. Landauer sitzt nicht der Entwicklungsmetaphysik des zeitgenössischen Marxismus auf – und ist doch ebenso wenig einfach ein Voluntarist. Er hat jedoch den Kategorienfehler vermieden, die Freiheit

[8] Gustav LANDAUER: *Die Siedlung* [15.7.1909]. In: AS 3.1, S. 194-197, hier S. 195.

der Assoziation vom Stand der Produktivkraftentwicklung abhängen zu lassen.

Gustav Landauer hat also kein Steckenpferd. Er denkt die Situation in ihrer Komplexität und lacht über all jene Reformer, die meinen, „die Welt von einem Punkt aus“[9] kurieren zu können. Seine politische Antipolitik ist nicht auf dieses oder jenes Mittel allein abonniert; aber sie setzt gegen jedes System der „Abdankung“ (→S. 292) und „Vertretung“ (→S. 136) – durch fixe Ideen, Berufspolitiker oder Militärs, Gewerkschaftsbosse oder das Kommando des Kapitals – die Macht der Einzelnen und ihrer Föderation. Sie ist eine Politik der Vielen in erster Person, und ihr Ziel ist der Aufbau einer föderalistischen Friedensordnung, worin die Freiheit der Einzelnen kein Nullsummenspiel ist, sondern eine kollektive Produktion.

Dennoch wird hier kein gesellschaftlicher Endzustand imaginiert, kein Übertrag von Politik in Verwaltung, wie bei Engels oder Saint-Simon. Die Gesellschaft bleibt uneinheitlich und in Bewegung. Die „werdende Menschheit“ (→S. 255), von der Landauer spricht, ist immer eine solche, immer eine werdende. „Immer wird Unrecht sich festsetzen wollen“, schreibt er unter Verweis auf das „Jubeljahr“ auch gegen Proudhon, „immer wird, solange die Menschen wahrhaft lebendig sind, der Aufruhr dagegen entbrennen“.

> „Der Aufruhr als Verfassung, die Umgestaltung und Umwälzung als ein für allemal vorgesehene Regel, die Ordnung durch den Geist als Vorsatz; das war das Große und Heilige an dieser mosaischen Gesellschaftsordnung.
> Das brauchen wir wieder: eine Neuregelung und Umwälzung durch den Geist, der nicht Dinge und Einrichtungen endgültig festsetzen, sondern *der sich selbst als permanent erklären wird*. Die Revolution muss ein Zubehör unsrer Gesellschaftsordnung, muss die Grundregel unsrer Verfassung werden.“[10]

---

[9] Gustav LANDAUER: *Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluss an Mauthners Sprachkritik* [AS 7], Lich/Hessen: Edition AV 2011, S. 68. Ernst Toller hat diese Polemik fast unverändert in sein autobiographisches Werk *Eine Jugend in Deutschland* (Kapitel XI) übernommen.

[10] Gustav LANDAUER: *Aufruf zum Sozialismus* [AS 11]. Lich/Hessen: Edition AV 2015, S. 143.

[Illustrationsseite]

II. |

Gustav Landauer wurde am 7. April 1870 in Karlsruhe als drittes und letztes Kind einer liberalen jüdischen Kaufmannsfamilie geboren. Bereits als Knabe von 14 Jahren interessiert er sich für Literatur und Theater, schreibt Gedichte, Dramen- und Novellenentwürfe. Ein erster politischer Anstoß kommt ihm aus dieser Richtung durch Henrik Ibsens Theaterstück *Nora oder Ein Puppenheim*, das er mit 17 Jahren „von Anfang bis zu Ende mit wachsendem Interesse, ja Staunen verschlang". So spricht er der Freundin Ida Wolf einige Jahre später, nicht ohne Bedacht, von der Emanzipationsgeschichte einer weiblichen Protagonistin, die sich aus den Fesseln der bürgerlichen Ehe befreit.[11]

Im Wintersemester 1888 beginnt Landauer in Heidelberg ein Studium der Philologie. Ein Jahr darauf geht er an die Universität nach Berlin, wo er nach einigem Hin und Her auch bleiben wird. In der rasant wachsenden Metropole nimmt er die Eindrücke des proletarischen Elends auf und in einem Brief an den Freund Alfred Moos kalkuliert er, im Januar 1891, die Ortlosigkeit seiner eigenen Existenz. Der junge Landauer will schreiben und schreibt schon längst, doch ihm fehlen die finanziellen Mittel, dies „ganz frei und selbständig" zu tun. Zugleich sieht er sich außer Stande, einen großen Erfolg zu erzielen, der sie verschaffen könnte, denn fest steht: „Modeschriftsteller werde ich keiner."[12]

Landauer ist zu dieser Zeit tief berührt von der Größe und dem Ernst der sozialdemokratischen Bewegung. In der Partei hat eine Organisationsdebatte an Fahrt gewonnen, seit das Auslaufen des „Sozialistengesetzes" und die Aufhebung des Organisationsverbots zum 30. September 1890 absehbar wurden. Die innerparteiliche Opposition der von der bürgerlichen Presse so genannten „Jungen", in deren Umfeld Landauer sich bewegt, kritisiert den autoritären Führungsstil der Altvorderen, die während der Jahre des Verbots den Kontakt zur Basis verloren haben, den Personenkult, die ausschließliche Orientierung an den Reichstagswahlen und die Unterdrückung der freien Diskussion. Die Opposition will

[11] Gustav LANDAUER: *Brief an Ida Wolf vom 19.3.1890*. In: LANDAUER 2017b, S. 88-90, hier S. 89.

[12] Gustav LANDAUER: *Brief an Alfred Moos vom 22.1.1891*. In: LANDAUER 2017b, S. 132-135, hier S. 134.

aus dem Sozialismus eine kulturelle Bewegung machen, worin die Arbeiterinnen und Arbeiter sich zu selbständig denkenden und handelnden Individuen auswachsen können. Auf dem Erfurter Parteitag im Oktober 1891 wird sie ausgeschlossen.[13]

„Der Kongreß begann mit einem wüsten Massenangriff auf die Opposition", erinnert sich Hans Müller wenig später:

> „Mit wahrer Berserkerwuth wurde mehrere Tage hindurch von mehr als einem halben Hundert Redner auf die Opposition losgedroschen. Jeder, der nur seinen Mund aufthun konnte, nur über ein paar saftige Schimpfworte verfügte, spie sie deren Delegirten in's Gesicht."[14]

Ein Flugblatt, das nur Tage nach diesen Begebenheiten die Gründung eines „Vereins unabhängiger Sozialisten" ankündigt, spottet über den Schauprozess: „Und der Phonograph wirkte; nicht ein Delegierter wollte nach Hause kommen, ohne sein Sprüchlein gegen die Opposition fein säuberlich hergesagt zu haben."[15]

Am 8. November 1891 wird der Verein unabhängiger Sozialisten gegründet. Dessen Blatt, *Der Sozialist*, erscheint erstmals am 15. November. Diesem Verein wird ab Februar 1892 auch Gustav Landauer angehören, ohne jemals in der Partei gewesen zu sein. Damit beginnt seine eigentliche politische Wirksamkeit. Ein Jahr später, im Februar 1893, ist er der leitende Redakteur des *Sozialist*.

In den Kreisen der Opposition bewegt sich Landauer bereits seit seinem Eintritt, im Frühjahr 1891, in den Verein der Freien Volksbühne, der im August 1890 auf Betreiben Bruno Willes gegründet worden war. Als die SPD den Verein zu dominieren beginnt, kommt es im Oktober 1892 zum Exodus und Landauer beteiligt sich an der Gründung der Neuen freien Volksbühne, der er zeitlebens eng verbunden bleibt. Am Studium, das ihm keine erstrebenswerte Aussicht bietet, hat er unterdessen zunehmend das Interesse verloren. Zudem fehlt das nötige Geld; und als er im Dezember 1892 wegen

---

[13] Vgl. LEDER 2014, S. 55 f.

[14] Hans MÜLLER: *Der Klassenkampf in der deutschen Sozialdemokratie*. Mit einem polemischen Nachwort: K. Kautsky´s Abenteuer in Zürich. Zürich: Verlags-Magazin (J. Schabelitz) 1892, S. 112 f.

[15] Landesarchiv Berlin, zit. in: LEDER 2014, S. 56.

seiner agitatorischen Tätigkeit mangels „sittlicher Befähigung“[16] von sämtlichen preußischen Universitäten ausgeschlossen wird, hat sich die Frage ohnehin erledigt.

Auch durch zahlreiche Vorträge wird der neue Redakteur des *Sozialist* auffällig, und im August 1893 nimmt Landauer am internationalen sozialistischen Kongress in Zürich teil. Nachdem die Unabhängigen und Anarchisten auf fadenscheinige Weise ausgeschlossen und aus dem Saal geworfen wurden, ist er maßgeblich daran beteiligt, im Nu einen Nebenkongress zu organisieren. Bereits im November desselben Jahres gilt Gustav Landauer der politischen Polizei als der „in ganz Deutschland […] bedeutendste Agitator der radical-revolutionären Bewegung“.[17]

Im *Sozialist* erscheinen viele Übersetzungen Peter Kropotkins, die wohl Bernhard Kampffmeyer besorgt. Bruno Wille und Benedict Friedländer gehören zu den Autoren. Es wird über das „Genossenschaftswesen“ und über „Staatssozialismus“ diskutiert. Unter dem Einfluss Landauers kommt das Blatt zunehmend in ein anarchistisches Fahrwasser und wird so zur ersten anarchistischen Zeitschrift im Kaiserreich.

Die ohnehin beachtliche Repression gegen die anarchistische Agitation spitzt sich in den Jahren 1894/95 extrem zu und wirft die Aktiven gleich reihenweise ins Gefängnis, so dass *Der Sozialist* sein Erscheinen im Januar 1895 vorübergehend einstellen und seinen Ton fortan mäßigen muss, was der Qualität der Beiträge nicht unbedingt abträglich ist. Landauer selbst hatte zwei Urteile wegen „Aufreizung durch die Presse“ und „wiederholten Vergehens gegen die öffentliche Ordnung“[18] einzustecken und verbringt seit Mitte Oktober 1893 erstmal elf Monate im Gefängnis.

Nach seiner Haft ist Gustav Landauer beteiligt an der Gründung der Arbeiterkonsumgenossenschaft „Befreiung“ in Berlin durch einen Kreis um den Anarchisten Wilhelm Wiese und verfasst die wichtige Agitationsbroschüre *Ein Weg zur Befreiung der Arbeiter-*

[16] Landesarchiv Berlin, zit. in: LEDER 2014, S. 100.

[17] Landesarchiv Berlin, zit. in: LEDER 2014, S. 146.

[18] Abschriften der Urteile vom 1.11.1893 und 22.12.1893. In: IISG Amsterdam, Gustav Landauer Papers 8, S. 11-60, hier S. 11 und 33. Vgl. LEDER 2014, S. 139-160.

Klasse (1895).[19] Torpediert durch SPD und andere Anarchisten leidet das Vorhaben jedoch unter einem zu geringen Zulauf. Besonders vehement bekämpft Paul Pawlowitsch die Gruppe um Wiese. Der Vorwurf des „Krämer-Anarchismus" steht im Raum und wird durch jenen des „Phrasen-Anarchismus" repliziert; die Situation ist festgefahren. Obwohl die Unternehmung bald scheitert, wird Landauer an der Auffassung festhalten, dass die Konsumgenossenschaft ein entscheidender Hebel sei, um durch Umgehung des Handelskapitals eine eigene Wirtschaftsmacht aufzubauen.

Auch der Stil Landauers, der für die meisten Arbeiterinnen oder Arbeiter nur schwer zugänglich sei, ist ein ständiger Stein des Anstoßes und wird ihm nicht selten als Überheblichkeit ausgelegt.

Zudem lässt Landauer schon früh den rechten Eifer des „Klassenkampfes" vermissen und nimmt stattdessen die Perspektive der Befreiung ein, die ihm noch während der Revolution in Bayern nicht die Diktatur, sondern die „Abschaffung des Proletariats" (→S. 295) bedeuten wird. Landauer wendet sich an alle Menschen, die guten Willens sind und die Konsequenzen nicht scheuen. Er engt seine Agitation nicht auf das Industrieproletariat ein, was der sonst üblichen, aus der Partei überkommenen Arbeitertümelei und einer marxistisch bornierten Auffassung des revolutionären Subjektes zuwiderläuft. Beides sollte erst der Kritischen Theorie wieder problematisch werden, nachdem das deutsche Proletariat – *„philiströs durch und durch"*[20] – Hitler mehrheitlich nicht in den Arm, sondern in die Arme gefallen war. Einmal abgesehen davon, dass Anarchisten wie Erich Mühsam schon Anfang der 1920er Jahre darauf hingewiesen haben, dass die SPD der Kaiserzeit es durchaus verstanden hat, Nutzen aus der knechtischen Gesinnung ihrer Klientel zu ziehen.

Landauers Kritik eines allzu vagen Revolutionsverständnisses sowie einer Fetischisierung und naiven Auffassung des Generalstreiks bilden weitere Streitpunkte der kommenden Jahre.

---

[19] Gustav LANDAUER: *Ein Weg zur Befreiung der Arbeiter-Klasse* [AS 14]. Lich/Hessen: Edition AV 2018. Vgl. Jan ROLLETSCHEK 2018: *Die Konsumgenossenschaft „Befreiung". Eine anarchistische Gründung Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin* [Rezension]. Online unter: https://www.rosalux.de/news/id/39408/.

[20] Gustav LANDAUER: *Majestät Masse* [4.3.1893]. In: AS 2, S. 122-124, hier S. 124.

Die zunehmende Ernüchterung über den Zustand des Anarchismus in Deutschland, eine neuerliche Haft über die Jahrhundertwende und Veränderungen in seinen persönlichen Verhältnissen führen dazu, dass Landauer sich auf Jahre relativ weitgehend aus der anarchistischen Bewegung zurückzieht. Der Anarchismus, meint er nun, könne und solle vorläufig keine Massenbewegung sein:

> „O ihr lieben Freunde, wie habe ich daran geglaubt, und wie wäre es herrlich! Die Wahrheit aber ist, dass dieser Versuch ein vergebliches Mühen ist, es kann uns nichts gelingen, als Einzelne aus den Massen herauszureissen, unser Anarchismus kann nichts sein als eine Sache von Wenigen. Wo sich grössere Massen für Anarchisten halten, läuft es stets auf Missverständnis hinaus, es bildet sich die ‚anarchistische Partei', der demokratische Anarchismus, die anarchistische ‚Bewegung' – so genannt, weil sie sich nicht oder höchstens nach rückwärts bewegt, – die anarchistische Clique und die anarchistisch verkleidete Herrschsucht."[21]

Im Zusammenhang des lebensreformerischen Experiments der Neuen Gemeinschaft, an dem er neben den Brüdern Julius und Heinrich Hart nach seiner Haft ab dem Frühsommer 1900 beteiligt ist, äußert er nun, dass diese Einzelnen sich von den alten zufälligen Zwangsgemeinschaften absondern müssten, um eine neue Gemeinschaft zu bilden. So würden sie den Massen vorangehen, auch wenn es scheint, als gingen sie von ihnen fort. Doch die albernen Weihefeste, die Weltabgewandtheit und monistische Harmonieduselei im Dunstkreis der Harts stoßen ihn bald nicht weniger ab als die Grobheiten des herrschenden Anarchismus, dem seine Herkunft aus der Partei nur allzu deutlich ins Gesicht geschrieben steht.

III. |

Im Frühjahr 1908 meldet Landauer sich mit einer Reihe von Vorträgen zurück, die seine föderalistische Antipolitik umreißen und in

[21] Jean PAULINSKI [= Gustav LANDAUER]: *Der letzte Rest Hegelei*. In: Der Sozialist, 9. Jg., Dezember-Heft 1899, S. 5-16, hier S. 10. Tilman Leder hat diesen Text, zweifelsfrei und richtig, Landauer zugeschrieben. Vgl. LEDER 2014, S. 337.

die (nie offiziell vollzogene) Gründung des Sozialistischen Bundes münden. Als dessen Organ lässt er ab 1909 auch den *Sozialist* wieder erscheinen. Die Ausarbeitung der Vorträge gestaltet sich neben allerlei anderen Verpflichtungen langwierig und erscheint erst 1911 als *Aufruf zum Sozialismus*. Das Buch gilt als Hauptwerk Landauers und beinhaltet im negativen Teil eine Abrechnung mit dem Marxismus der Zweiten Internationale, gegen den Landauer die Vokabel des „Sozialismus" in Anspruch nimmt. Dabei beruft er sich vor allem auf Proudhon, mit dem er sich seit 1906 intensiv beschäftigt hat.

„Gustav Landauer", schrieb Arnold Zweig 1949 zu dessen 30. Todestag, „war nur der zäheste Anhänger des irrigen Satzes, es sei der Geist, der sich den Körper baue. [→vgl. S. 81] Er war und blieb ein Anhänger Proudhons".[22] Beides ist, wenig später in der DDR, ein Urteilsspruch und hier wohl auch Ritual der Distanzierung – hübsch mit Schiller – von einem Anarchisten im Kraftfeld staatlicher Macht. Doch Landauer war Anhänger weder dieses Satzes noch Proudhons, sondern nur Anhänger seiner selbst. Seiner Verehrung Spinozas ist es zu danken, dass er nicht derart ‚Idealist' war, und Constantin Brunner gegenüber bekräftigt er einmal, dass Proudhon mit der „Herkunft" seiner „Anschauungen und Tendenzen […] nichts zu tun" hat und ihn „gar nichts angeht".[23] Zwar war Landauer mit seiner Behandlung werttheoretischer Fragen im *Aufruf* nicht recht zufrieden, doch kannte er Marx nicht nur aus der Broschüren-Literatur. Während seiner ersten Haft hatte er „möglichst gründlich und langsam"[24] *Das Kapital* studiert und die *Kritik der politischen Ökonomie* gelesen, was seinen Überlegungen zur möglichen Rolle der Konsumgenossenschaft auch anzumerken ist.

Entgegen seinen früheren Ansichten preist Landauer seit Sommer 1909 die Siedlung als einen Weg des Beginnens; der Schwierigkeiten ist er sich bewusst. Es handelt sich eher um eine Rückzugsposition, da der Genossenschaftsgedanke nicht verfängt.

---

[22] Arnold ZWEIG: *Gustav Landauer zum Gedächtnis* [1949]. In: Gustav LANDAUER: Der werdende Mensch. Aufsätze zur Literatur. Mit einem Essay von Arnold Zweig. Leipzig/Weimar: Gustav Kiepenheuer Verlag 1980, S. 5-9, hier S. 5.

[23] Gustav LANDAUER: *Brief an Constantin Brunner vom 2.1.1910*. In: LANDAUER 2023, Bd. II, S. 27-28, hier S. 27.

[24] Gustav LANDAUER: *Brief an Margarethe Leuschner* (*Gefängnistagebuch*). *Eintrag vom 29.12.1893*. In: LANDAUER 2017b, S. 359-360, hier S. 360.

[Illustrationsseite]

IV. |

So wie Landauer der Sozialdemokratie den Begriff des „Sozialismus" streitig macht, will er den Völkischen und Antisemiten den Begriff des „Volkes" nicht überlassen.[25] Einmal spricht er auch von einer „Als-ob-Nation" (→S. 73), wo er seinen Sozialismus einem Denken nicht in Allgemeinbegriffen, sondern singulären Wesenheiten annähert. Das „neue Volk" (→S. 281), auf das er zielt, ist also kein Gattungsname. Es ist weder durch Abstammung noch eigentlich muttersprachlich definiert, noch territorial, noch von Grenzen umgeben, sondern aufs engste mit einem entstehenden sozialistischen Gemeingeist und einer „werdenden Menschheit" (→S. 73) verknüpft. Anfang der zwanziger Jahre jedoch ist diese Auseinandersetzung entschieden, weshalb uns jede affirmative Verwendung der Vokabel des „Volkes" heute seltsam vorkommt. Die Sprache des Dritten Reiches hat noch nicht aufgehört zu siegen, und die brutale Dummheit einer völkischen Rezeption ist daher möglich.

Bald gerät der Sozialistische Bund in die Vorwehen des Krieges. Landauer leidet unter dem Einknicken vieler Bekannter und Freunde als es 1914 so weit ist. Kropotkin nimmt Partei (→S. 35 f., 260), sogar Erich Mühsam scheint bei Ausbruch des Krieges einen Augenblick lang zu schwanken (→S. 262, 339); Fritz Mauthner setzt alle Sprachkritik beiseite und schlägt chauvinistische Töne an (→S. 258, 339), und Martin Buber erhofft sich noch 1916 ein „Erlebnis"[26], an dem das Judentum genesen kann.

Beim Zusammenbrechen des Krieges im November 1918 ruft Kurt Eisner Landauer nach München, um an der Revolution mitzuwirken. „Ich bin in großer Freude", schreibt dieser einige Tage später an Auguste Hauschner gewandt, „– wiewohl ich weiß, was nun kommt. Nun wird man mich brauchen, und vielleicht auch jetzt

[25] Die Prominenz der Begriffe „Geist" und „Volk" im Werk Landauers seit 1907 ist maßgeblich auch einer polemischen Gegenbesetzung dieser Vokabeln in Auseinandersetzung mit der „Geistige-und-Volk-Lehre" Constantin Brunners geschuldet. Vgl. Jan ROLLETSCHEK: *Gustav Landauer und Constantin Brunner. Umrisse einer Begegnung*. In: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden. Band 29, Heft 2, Berlin/Boston: Walter de Gruyter 2019, S. 385-424.

[26] Martin BUBER 1916: *Die Losung*. In: Der Jude, 1. Jg. (1916/17), Heft 1, April 1916, S. 1-3, hier S. 2. Vgl. zu dieser Kontroverse zwischen Landauer und Buber: Paul R. MENDES-FLOHR: *Von der Mystik zum Dialog. Martin Bubers geistige Entwicklung bis hin zu „Ich und Du"*. Königstein/Ts.: Jüdischer Verlag 1978, S. 131-164.

nicht auf mich hören."[27] Gustav Landauer gibt sich eine Woche, um von der Spanischen Grippe zu genesen, dann reist er ab. Er wird Delegierter des Revolutionären Arbeiterrates und nach der Ermordung Eisners „Volksbeauftragter für Volksaufklärung früher Kultusminister"[28] in der ersten Räterepublik. Gemeinsam mit Lisa Frank gibt er *Schriften zur Volksaufklärung* heraus, die erste Nummer: *Patriotismus und Regierung* von Leo Tolstoi,[29] und tritt für die „Liquidation des Militarismus"[30] ein. Mehrere Monate lang arbeitet er wie besessen, um schließlich noch im Angesicht der Niederlage möglichst bleibende Spuren zu hinterlassen.

Nach seiner Ermordung durch die verhetzte Reaktion in München am 2. Mai 1919 hat sich zunächst vor allem Martin Buber um die posthume Herausgabe seiner Schriften verdient gemacht. Nachdem die geliebte Frau, Dichterin und berühmte Übersetzerin Hedwig Lachmann im Februar 1918 einer Lungenentzündung erlegen war, hatte Landauer – durch den Verlust schwer getroffen – einen letzten Willen aufgesetzt und den Freund zum Nachlassverwalter bestimmt. Ein gutes Jahrzehnt blieb Buber bis zum Machtantritt der Nazis, um wichtige Schriften Landauers herauszugeben und derart die Grundlage für eine längerfristige, doch stets eher untergründige Nachwirkung zu verbreitern. Den Jahren der Verfemung durch die Nazis folgten Jahrzehnte eines weitgehenden Verschweigens und Vergessens, sowohl in der postnazistischen BRD als auch in der parteioffiziellen Geschichtsschreibung der DDR.

Erst ganz allmählich, befördert zunächst durch Nachdrucke in kleineren oft anarchistischen Verlagen und insbesondere seit dem Ende der Blockkonfrontation – in der jede differenzierte Bewertung historischer Sozialismen tendenziell aufgerieben wurde – durch zahlreiche verdienstvolle Studien, begann die hervorragende

---

[27] Gustav LANDAUER: *Brief an Auguste Hauschner vom 11.11.1918*. In: LANDAUER 2023, Bd. III, S. 573.

[28] Gustav LANDAUER: *Telegramm an Charlotte, Gudula und Brigitte Landauer vom 7.4.1919*. In: Landauer 2023, Bd. III, S. 713.

[29] Vgl. *Literaten an der Wand*. Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller. Texte, Materialien und Dokumente. Herausgegeben von Hansjörg Viesel. Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg 1980 [= VIESEL 1980], S. 309 f.

[30] Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des Kongresses der Arbeiter-, Bauern und Soldatenräte vom 25. Februar bis 8. März 1919 [München], S. 88.

Bedeutung Gustav Landauers immer deutlicher zu werden und ist heute unabweisbar. Seit Jahren erfreut sich sein Werk eines stetig zunehmenden Interesses.

V. |

Der Sozialismus Gustav Landauers zielte auf eine föderalistische „Reorganisation der Menschheit", welche „die krieglose Kultur"[31] allererst ermöglichen würde. Sein Antimilitarismus war in erster Linie ein Aspekt dieses, auf eine grundlegende Umgestaltung der Verhältnisse gerichteten Bestrebens. Das Prinzip nationalstaatlicher Organisation und zentralisierter Gewalt sollte sukzessive durch eine föderalistische Friedensordnung durcheinandergeschichteter Bünde, Bündnisse und Genossenschaften zu unterschiedlichen Zwecken abgelöst werden. Die kleinste politische Einheit dieser Ordnung und zugleich ihr einziges „Raumgebilde"[32] würde die durch einen freiheitlichen Geist neu belebte Gemeinde sein, so dass sich die staatenlose Gesellschaft in territorialer Hinsicht als ein konföderalistisches „Gemeinwesen von Gemeinschaften von Gemeinden"[33] ergab. Noch während der Gründung des Sozialistischen Bundes kritisierte Landauer die antimilitaristische Agitation in anarchistischen Kreisen für ihren Mangel dieser weiterreichenden Perspektive und hatte sich des Missverständnisses zu erwehren, dass er den Antimilitarismus überhaupt ablehne.[34]

> „Es tut Not einzusehen, […] daß der Kampf gegen den Krieg verwandelt werden muss in einen Kampf für eine neue Organisation der Völker. Friede ist nicht Krieglosigkeit; Friede ist nicht eine bloße Negation; Friede ist die positive Organisation der Freiheit und Gerechtigkeit. Friede ist Aufbau des Sozialismus; billiger ist er nicht zu haben." (→S. 201)

---

[31] Gustav LANDAUER: *An Romain Rolland* [offener Brief vom 24.9.1914]. In: AS 4, S. 182-185, hier S. 184.
[32] Gustav LANDAUER: *Volk und Land. Dreißig sozialistische Thesen* [12.1.1907]. In: AS 3.1, S. 109-122, hier S. 117.
[33] Gustav LANDAUER: *Aufruf zum Sozialismus* (AS 11), S. 138.
[34] Vgl. LEDER 2014, S. 422 f., 429.

Weil der „Staat“, nach innen wie nach außen, „die organisierte Gewalt“ und also „der Krieg die schärfste und deutlichste Lebensäußerung des Staates ist“ (→S. 184), war eine Kultur des Friedens nur auf dem Wege seiner Abschaffung zu erreichen. Die Staaten mit ihrer Machtkonzentration, ihren Regierungen und ihrer Fähigkeit, große Kriege zu entfesseln, mussten weg, mussten ersetzt werden durch „die sozialistische Wirklichkeit“ (→S. 93). Grundsätzlich und langfristig ging es Landauer also darum, die Ursachen des Krieges – Ausbeutung, stehende Heere, Staaten und Staatenkonkurrenz – zu beseitigen.

Kurzfristig und angesichts der wachsenden Kriegsgefahr zielten seine Bemühungen seit 1911 darauf ab, an Gewerkschafts- und Parteibürokratien vorbei, die kollektive Fähigkeit zu erlangen, den Ausbruch des sich vorbereitenden großen Krieges im entscheidenden Moment durch massenhafte Arbeitsniederlegungen zu verhindern. Seit September 1911 war die Agitation für den „freien Arbeitertag“, eine große außerordentliche Tagung zur Vorbereitung eines solchen Eingreifens, ein zentrales Betätigungsfeld des Sozialistischen Bundes.[35] Hierzu wurde auch ein „[e]rstes Hunderttausend“ der Massenbroschüre *Die Abschaffung des Kriegs durch die Selbstbestimmung des Volks. Fragen an die deutschen Arbeiter* (→S. 126-140) gedruckt.[36] Durch einen Spitzel verraten, wurde diese Broschüre jedoch noch vor ihrer gänzlichen Fertigstellung zum ersten Mal beschlagnahmt.[37] Schlussendlich verfehlte sie ihren Zweck, da sich die nun beginnenden Rechtsstreitigkeiten bis in den Krieg hineinzogen und wohl nur etwa 20.000 Exemplare überhaupt in Umlauf gelangten.

Es würde zu weit führen, hier die Geschicke dieses Unterfangens oder die anderen Versuche der Organisierung und Auflehnung gegen den Krieg zu rekapitulieren, an denen Landauer beteiligt war: etwa den Potsdamer Forte-Kreis, der über den Völkern stehen sollte

---

[35] Vgl. LEDER 2014, S. 596-620; Jan ROLLETSCHEK 2014: *Gustav Landauers Stellung zum Weltkrieg. Aus seinen Publikationen und Korrespondenzen.* Vor dem Krieg, im ‚sogenannten Frieden‘ (Teil 1.1 – 1.3). In: Găi Dào. Zeitschrift der Anarchistischen Föderation, Nr. 46-48, Okt. – Dez. 2014.

[36] Auch Leo Tolstois *Aufruf an die Menschheit* und seine *Rede gegen den Krieg* wurden vom Sozialistischen Bund in Zehntausenden von Exemplaren als Broschüren verlegt. Vgl. LEDER 2014, S. 474, 627, 852.

[37] Vgl. LEDER 2014, S. 611-620.

und doch am Ausbruch des Krieges zerbrach, den Bund Neues Vaterland, dem Landauer als Mitglied angehörte, und die Zentralstelle Völkerrecht, deren Gründungsaufruf er im August 1916 gemeinsam mit Ludwig Quidde entwarf. Alle diese Unternehmungen verliefen eher enttäuschend.[38] Dem Ansinnen Erich Mühsams, ihn im Frühjahr 1916 mit dem Plan einer Konferenz von Kriegsgegnern aller Schattierungen zu befassen, verweigerte Landauer sich in Erwartung weiterer Enttäuschungen, die ihm aus einem Zusammengehen mit allerhand sozialdemokratischen Politikern erwachsen müssten.[39]

Zu Weihnachten 1916 ließ Gustav Landauer noch einen Brief an den amerikanischen Präsidenten Woodrow Wilson abgehen, in dem er für den Fall des Friedens dazu riet, einen „internationale[n] Staatenkongreß“ (→S. 252) einzuberufen, der das Rüstungswesen der einzelnen Staaten und ihr Verfassungsrecht seiner Jurisdiktion unterwirft. Ob der Brief Wilson erreicht hat und die darin geäußerten Vorschläge womöglich Eingang in sein 14-Punkte-Programm vom Januar 1918 gefunden haben, ist nicht bekannt. Ansonsten verlegte Landauer sich unter der Kriegszensur auf unverfängliche literarische und historische Studien und wartete – er selbst war der Einberufung entgangen – das Zusammenbrechen des Krieges ab.

VI. |

Wie sich Landauer zu Krieg und Kriegsgefahr verhielt, kann man aus den hier versammelten Aufsätzen von ihm selbst erfahren. Sehen wir immerhin noch zu, was er darüber hinaus zur Gewaltfrage zu sagen hat.

---

[38] Vgl. LEDER 2014, S. 701-723, und für den Forte-Kreis zudem: Christine HOLSTE: *Der Forte-Kreis (1910-1915). Rekonstruktion eines utopischen Versuchs*, Stuttgart: M & P, Verlag für Wissenschaft und Forschung 1992; Richard FABER, Christine HOLSTE (Hg.): *Der Potsdamer Forte-Kreis. Eine utopische Intellektuellenassoziation zur europäischen Friedenssicherung*. Würzburg: Könighausen & Neumann 2001; ferner insgesamt: Sebastian VENSKE: *Gustav Landauer als jüdischer Intellektueller? Eine Biografie*. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2025.

[39] Gustav LANDAUER: *Brief an Erich Mühsam vom 16.6.1916*. In: LANDAUER 2023, Bd. III, S. 250-252.

Am 7.11.1893 wirft der Anarchist Santiago Salvador Franch zwei Bomben ins Parkett des Liceo-Theaters in Barcelona. Landauer ist entsetzt – aber voller Verständnis, als er während seiner Haft von dem Attentat erfährt:

> „Das Theaterattentat von Barcelona – o pfui, o Ekel. Fluch der unseligen Zeit, die solche Thaten ausgebrütet und die vielleicht mit noch entsetzlicheren schwanger geht.
> Wenn ich denke, dass der ungeheuerliche Zufall, den diese Unseligen da haben wüten lassen, vielleicht ein lieblich knospendes Mädchen, vielleicht eine Frau gleich meiner Grete getötet hat – ich könnte vergehen vor Scham. […] Wehe über eine solche Zeit, wehe über Zustände, die solche Thaten an allen Ecken Europas hervorrufen."[40]

Einige Monate später, noch während derselben Haft, liest er Bruno Willes *Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel*[41] und stellt eine weitgehende Übereinstimmung ihrer Ansichten fest.[42] Es lohnt daher, kurz zu rekapitulieren, wie sich Wille in diesem Buch zur Gewaltfrage verhält.

Wille erklärt gleich eingangs, er gebe in diesem Buch seine „Religion" (6); er proklamiert ein Ideal und fragt nach den Mitteln, die geeignet wären, diesem Ideal möglichst nahe zu kommen, und die insofern ‚rein' sind, als sie keine unbeabsichtigten, der Annäherung an das proklamierte Ziel zuwiderlaufenden „Nebenwirkungen" (37) zeitigen. Es geht um die Immanenz der Wirkungen in ihren Ursachen, des wirklich angestrebten Zwecks im Mittel selbst. Als ideales Ziel wird von Wille der „freie Vernunftmensch" (11) aufgestellt, gesellschaftlich gesehen: eine auf freier Vereinbarung und Vernunft basierende Menschengemeinschaft. Nun geht es darum, die zweckmäßigen (‚reinen') von den unzweckmäßigen (‚unreinen') Mitteln

---

[40] Gustav LANDAUER: *An Margarethe Leuschner* (*Gefängnistagebuch*). *Eintrag vom 17.11.1893*. In: LANDAUER 2017b, S. 338 f., hier S. 338.

[41] Bruno WILLE: *Philosophie der Befreiung durch das reine Mittel. Beiträge zur Pädagogik des Menschengeschlechts*. Berlin: S. Fischer 1894. Die Seitenzahlen im Text beziehen sich auf diese Publikation.

[42] Gustav LANDAUER: *An Margarethe Leuschner* (*Gefängnistagebuch*). *Eintrag vom 14.6.1894*. In: LANDAUER 2017b, S. 410-414, hier S. 411.

zu unterscheiden und sich in seinen „Mittelwertungen“ (67) nicht von der normalisierenden Macht der geltenden Meinung irre machen zu lassen.

Die „bewaffnete Macht“ wird von Wille als die wesentliche „Quelle der Knechtschaft“ (77) ausgewiesen. Auch sei „das stehende Heer“ keineswegs „eine Garantie des Friedens“, sondern „ein unreines Mittel“ (85) bezogen auf das erstrebte Ziel der freiwilligen, auf Vernunft basierenden Einigung. Überhaupt lasse sich die Vernunft durch „physische Gewalt“ nicht fördern, und selbst „die Gewaltanwendung freiheitlicher Revolutionäre“ (81) wird von Bruno Wille kritisiert. Schließlich seien „Unvernunft und Knechtseligkeit, verbunden mit einem System von Abhängigkeitsverhältnissen, die wesentliche Stütze der Herrschaft“, und sie ließen sich nun einmal nicht gewaltsam beseitigen. Es sei offenbar widersinnig und nicht möglich, „Menschenmassen […] zur Freiheit [zu] zwingen“ (391). „Solange also die Masse des Volkes in Unvernunft und Knechtseligkeit verharrt, wird kein Aufstand den gepriesenen Beruf eines Geburtshelfers der Freiheit erfüllen“ (391 f.), sondern allenfalls den Herrschenden dazu dienen, „die Revolutionäre beizeiten zu vernichten und eine terroristische Reaktion [zu] rechtfertigen“ (392).

Im Rahmen einer kritischen Würdigung der Ethik Tolstois, die aus ähnlichen Erwägungen einer „Philosophie des reinen Mittels“ (118) erwachsen sei, empfiehlt Bruno Wille, die durch Tolstoi wiederentdeckte urchristliche Ethik als „eine Waffe“ (116) zu handhaben, um denjenigen Christen entgegenzutreten, die die Philosophie der Befreiung als kulturwidrig verwerfen. Doch trotz dieser positiven Beurteilung Tolstois und seiner eigenen grundlegenden Beurteilung der Gewalt als unreines Mittel erklärt Bruno Wille, kein „Propagandist der *absoluten* Gewaltlosigkeit“ (112) zu sein. Mehr noch: Er erklärt die Lehre des Nicht-Widerstrebens – die Tolstoi „zur Reinigung seines persönlichen Lebens“ (114) notwendig gewesen sei – geradewegs zu einer Gefahr für die Vernunft und die Freiheit der Mittelwertung, insofern sie „den Charakter des *Dogmas*“ (120) annimmt und völlig heterogene Fälle der Gewaltanwendung *a priori* unter denselben Begriff des schlechthin Bösen bringt. Wille würdigt die von Tolstoi vertretene Ethik eines rationalen Christentums bis zu jener Grenze, da dieser selbst „den Fehler der Normalisierung“ (115) begehe, welchen Wille zu vermeiden sucht.

> „Lasst euch nicht knechten – mahnt die Philosophie der Befreiung – empört euch aus eurer Niedrigkeit und verschmähet nicht die Gewalt da, wo sie ein reines Mittel ist, wo sie nämlich die Freiheit zum [adäquaten] Zwecke hat und wo es darauf ankommt, physische Widerstände zu brechen." (121)

Letzteres freilich war weder für Wille noch für Landauer einstweilen der Fall. Zunächst müsse die Gesellschaft reif werden durch die Ausweitung des Prinzips der „freie[n] Genossenschaft" (367) und „die Revolutionierung des Menschengeistes" (393), wie es damals, mit einem Wort Henrik Ibsens, in anarchistischen Kreisen hieß. Die politische Revolution sollte so allenfalls ein spätes, ein letztes Scharmützel sein: „Die reife Frucht fällt von selbst vom Baum oder braucht höchstens ein leichtes Schütteln der Äste, einen Windhauch." (392)

Als Gustav Landauer nach der Haft Auszüge aus seinem Gefängnistagebuch im *Sozialistischen Akademiker* veröffentlicht, distanziert er sich in einer nachträglichen Anmerkung zwar von dem „widerliche[n] Hausiren mit dem ‚Christenthum', das Tolstoj begonnen hat".[43] Doch bald darauf kommt er auf den Rat Willes, die urchristliche Ethik als „Waffe" in der öffentlichen Auseinandersetzung zu gebrauchen, zurück.

In seinem vermutlich ersten antimilitaristischen Text kommentiert Landauer kritisch die Feierlichkeiten zum 25jährigen Jubiläum des deutsch-französischen Krieges.[44] Er kennzeichnet das „künstliche Schüren der Kriegsleidenschaft" als ein Mittel, „die sozialen Gegensätze und auch die entgegengesetzten Anschauungen" (→S. 84) im Innern zu übertünchen, geht psychologisch auf die Schrecken des Krieges ein und konfrontiert insbesondere den evangelischen Superintendenten Max Otto Vorberg, der bei einer großen Veteranenfeier in Berlin die Festrede gehalten hatte, mit einer Reihe von Fragen, die sich an die Argumentation Tolstois anzulehnen scheint:

---

[43] Gustav LANDAUER: *Aus meinem Gefängniss-Tagebuch* [Teil 3 von 5]. In: Der sozialistische Akademiker, 1. Jg., Nr. 15 vom 1. August 1895, S. 277-288, hier S. 279.
[44] ab [= Gustav LANDAUER]: *Die Kriegsfeier*. In: Der Sozialist, 5. Jg., Nr. 1 vom 17. August 1895, S. 2-3.

„Wie können Sie dem Höchsten danken für ein Geschehnis, in dem Hunderte von Menschen durch ihre Mitmenschen getötet worden sind, demselben Höchsten, der nach ihrem Glauben das Gebot gesprochen hat: *Du sollst nicht töten!* Hat der Höchste Ausnahmen zugelassen? Mir ist nichts davon bekannt. Aber selbst wenn Sie antworten wollten, es habe sich um Notwehr gehandelt, und Notwehr habe Gott gewiß nicht verwehren wollen, dann sage ich Ihnen, daß diese Ihre Antwort jüdisch wäre, aber nicht christlich. Denn ausdrücklich, Herr evangelischer Superintendent Vorberg, heißt es in Ihren evangelischen Schriften: Du sollst dem Übel nicht widerstreben! Und ferner: wenn dir einer auf die linke Backe schlägt, so halte du ihm auch die rechte hin. Aber mit Nichten steht im Evangelium: Wenn einer dich mit dem Chassepotgewehr töten will, so töte du ihn vorher mit dem Zündnadelgewehr, und preise dann Gottes Güte, die der Zündnadel den Sieg verliehen!" (→S. 90)[45]

Zwar schließt sich Landauer selbst dieser Argumentation nicht gänzlich an und will am Ende seines Artikels niemandem dazu geraten haben, etwa „seinen Kavalleriesäbel zu einer Sichel umzuschmieden" (→S. 91). Doch hält er „die gewaltsame Auflehnung einer größeren Masse gegen die Staatsgewalt und ihr Militär"[46] zu jener Zeit aus ähnlichen Gründen wie Bruno Wille „für aussichtslos, verderblich und unerwünscht in höchstem Maße"[47].

VII. |

Nicht nur einen größeren Aufstand ohne Aussicht auf Erfolg, erst recht individuelle Terrorakte, die sogenannte ‚Propaganda der Tat', lehnte Landauer jederzeit ab.

Die Anarchisten seien „Aufklärer, die eine neue Organisation

[45] Vgl. Leo N. TOLSTOI: *Das Reich Gottes ist in Euch oder Das Christentum als eine neue Lebensauffassung, nicht als mystische Lehre*. Stuttgart/Leipzig/Berlin/Wien: Deutsche Verlagsanstalt 1894.

[46] Anonym [Gustav LANDAUER]: *Ein Weg zur Befreiung der Arbeiter-Klasse* [1.5.1895]. In: AS 14, S. 61-102, hier S. 62.

[47] Ebd., S. 63.

des Menschengeistes und der Menschengesellschaft“[48] erstreben. Ihre Aufgabe sei es folglich, dafür zu sorgen, dass „der Kampf des Menschen gegen den Menschen“[49], gleich in welcher Gestalt, aufhöre und für alle und jede*n gedeihliche Bedingungen geschaffen werden. Zu dieser Umwandlung der Verhältnisse die Mitlebenden anzufeuern:

> „Das ist die Propaganda der Tat, wie ich sie verstehe; alles andere ist Leidenschaft oder Verzweiflung oder toller Unverstand. Nicht darum handelt es sich, Menschen zu töten, sondern es handelt sich im Gegenteil um die Wiedergeburt des Menschengeistes, um die Neuerzeugung des Menschenwillens und der produktiven Energie großer Gemeinschaften.“[50]

Als Landauer im September 1898 von der Erdolchung der Kaiserin Elisabeth von Österreich durch den Anarchisten Luigi Lucheni erfährt, äußert er abermals seine tiefe „*Scham*“ angesichts des auch von ihm beanspruchten Titels „Anarchist“[51] und fasst den „heiligen Vorsatz, nichts fehlen zu lassen, was unsere Weltanschauung vor Missdeutung bewahren kann“[52]. Doch während der durch das Attentat gesteigerten Hetze, insbesondere in der um Distanzierung bemühten sozialdemokratischen und liberalen Presse, bekennt er sich, gerade jetzt, offensiv als Anarchist.[53]

Wenig später ist Landauer auf dem Höhepunkt seiner Entfremdung von der anarchistischen Bewegung angelangt. Inmitten einer theoretischen Krise, in der er seine eigene Position in größter Nähe zum Revisionismus behaupten wird, rechnet er – anlässlich der Ermordung des amerikanischen Präsidenten William McKinley im September 1901 – grundsätzlicher mit der „Attentat[s]politik der

---

[48] Gustav LANDAUER: *Der Anarchismus in Deutschland* [5.1.1895]. In: AS 14, S. 105-112, hier S. 105.
[49] Ebd., S. 106.
[50] Ebd., S. 109.
[51] Gustav LANDAUER: *Die Erdolchung der Kaiserin von Österreich* [17.9.1898]. In: AS 1, S. 148-152, hier S. 148.
[52] Ebd., S. 152.
[53] Gustav LANDAUER: *Genug, ihr Heuchler!* [4.9.1898]. In: AS 2, S. 235-237; vgl. dazu LEDER 2014, S. 305.

Anarchisten“ (→S. 54) ab. Nicht eigentlich anarchistisch, schreibt er nun, sei „die Tötung von Staatsoberhäuptern“ (→S. 53), sondern Ausdruck von „Renommirsucht“ und „ganz primitive Reformpolitik“ (→S. 54).

> „Die Anarchisten müßten einsehen: ein Ziel läßt sich nur erreichen, wenn das Mittel schon in der Farbe dieses Zieles gefärbt ist. Nie kommt man durch Gewalt zur Gewaltlosigkeit. Die Anarchie ist da, wo Anarchisten sind, wirkliche Anarchisten, solche Menschen, die keine Gewalt mehr üben.“ (→S. 56)

Die für den Anarchismus charakteristische Vorwegnahme oder „Präfiguration“ des Zwecks in den zu seiner Erreichung verwendeten Mitteln, die Unmittelbarkeit der Mittel selbst, wird auf das Verhältnis zum politischen Gegner ausgedehnt. Dabei gründet Landauer die Relativierung der zeitlichen Trennung von Mittel und Zweck in der mystischen Erfahrung einer Versenkung in sich selbst als in die Welt. Er macht die Entdeckung einer innerlichen Gemeinschaft, die auch äußerlich zu realisieren sei.

Während einer Haft über die Jahrhundertwende hatte Landauer auch eine Auswahl der mystischen Schriften Meister Eckharts aus dem Mittelhochdeutschen übertragen. In seiner Ernüchterung über den Anarchismus als Massenbewegung hofft er nun, dass sich womöglich Einzelne, die sich innerlich umgeschaffen haben, zu einem entbehrungsreichen Leben in Siedlungsgemeinschaften zusammenfinden werden, um durch ihr Beispiel zu wirken.

Landauer war inzwischen durch Paul Eltzbachers Darstellung des Anarchismus[54] auf Tolstoi zurückgeführt worden, und auch seinem Vorwort zu Kropotkins *Landwirtschaft, Industrie und Handwerk* (1904) ist die Bedeutung anzumerken, die Tolstoi für den neuen Ansatz eines primitiven Beginnens in kommunistischer Wirtschaftsgemeinschaft bald gewinnen wird.

Erst die Berichte, die Landauer durch den spanischen Anarchisten Tarridá del Mármol 1902 in London über die großen Metallarbeiterstreiks in Barcelona zugeflossen sind, hätten ihm, so teilt es

[54] Paul ELTZBACHER: *Der Anarchismus*. Berlin: Verlagsbuchhandlung J. Guttentag 1900.

Max Nettlau in seinen *Erinnerungen* mit, wieder weiterreichende Hoffnungen gemacht. Zusammen mit dem Gedanken des „kollektiven Widerstand[s] gegen die Tyrannei" bei Étienne de La Boétie – auf den Landauer vermutlich durch Tolstois Lebensbuch *Für alle Tage* (1906/07) aufmerksam geworden war – habe dies dann „seinen *Plan* der nächsten Jahre" ergeben, durch „die subtile Lancierung einer Massensuggestion, dem offenbar geistig unzurechnungsfähigen Kaiser Wilhelm II die Macht zu nehmen und diese Gefahr für den Frieden zu beseitigen".[55]

Gustav Landauer lässt Gewalt im Allgemeinen nicht als adäquates Mittel zur Erreichung einer anarchistischen Gesellschaft gelten, und dennoch hat Gewaltlosigkeit für ihn lediglich den Status einer handlungsleitenden Maxime. „Ob sich der Einzelne im besonderen Fall gewalttätig zu verhalten entschließt oder in jedem Fall auf Gewaltübung verzichtet, ist eine ernste Entscheidung, die nicht unbedingt damit [d. h. mit dem Ziel der Anarchie] verquickt sein muss"[56], schreibt Landauer im selben Jahr, da er Leo Tolstois *Rede gegen den Krieg* im *Sozialist* drucken lässt.[57] Auch gibt er mit Verweis auf dessen Ethik prinzipieller Gewaltlosigkeit zu verstehen, er selbst könne sich Fälle denken, wo er „Gewalt üben und die Anwendung von Gewalt empfehlen werde".

Dass Gustav Landauer – wie Bruno Wille – „kein Dogmatiker sein will"[58], rührt daher, dass der tiefere Dogmatismus seiner Philosophie eine beispiellose Freiheit des Denkens erlaubt, zu der auch die Auffassung gehört, dass ein Mittel nicht an und für sich gut oder schlecht ist, sondern lediglich hinsichtlich seiner Eignung zur Erreichung eines gewollten Zwecks. Ist auch Gewalt in den allermeisten

---

[55] Max NETTLAU: *Erinnerungen und Eindrücke*, Heft 9, S. 53. In: IISG Amsterdam, Max Nettlau Papers 100. Gustav Landauer hat Étienne de La Boéties Essay *Von der freiwilligen Knechtschaft* in *Die Revolution* (1907) ausführlich referiert, ihn später größtenteils übersetzt und ab dem 1.9.1910 in sechs Folgen im *Sozialist* veröffentlicht.

[56] Gustav LANDAUER: *Zur Geschichte des Wortes „Anarchie"* [15.5. u. 1.6.1909]. In: AS 2, S. 68-83, hier S. 83.

[57] *Leo Tolstois Rede gegen den Krieg*. In: Der Sozialist, 1. Jg., Nr. 20 vom 1. Dezember 1909, S. 153-155. Vgl. zu den Umständen LEDER 2014, S. 471 ff.

[58] Gustav LANDAUER: *Antwort auf einen kritischen Brief* [1.12.1912]. In: AS 3.1, S. 313-326, hier S. 325.

Fällen kein adäquates Mittel, so lässt doch die Mannigfaltigkeit der möglichen Situationen keine Beurteilung *a priori* zu.

VIII. |

Nicht einmal die Frage des Krieges sei prinzipiell zu entscheiden; vielmehr seien „in allen menschlichen Dingen die Gradunterschiede von entscheidender Bedeutung" (→S. 155), und nur abstrakt lasse sich etwa ein staatlicher Eroberungskrieg mit dem Verteidigungskrieg einer neu werdenden Republik auf eine Stufe stellen. Die Wirklichkeit jedoch ist stets konkret.

Indessen wird Landauer diese, im Februar 1912 formulierte realistische Auffassung im Frühjahr 1913 durch einen noch gründlicheren Realismus überbieten.

> „Die Völker sollen sich morden, damit die Staaten leben. Man muß mitleidig sein, sagt ihr? Muß auf irgendeiner Seite stehen? für den Schwächeren Partei ergreifen? Unmöglich! Wer da Partei ergreift, verschreibt sich dem Staat mit Haut und Haar. […] Keinem, der mit dem Staat mitmacht, gleichviel, in welcher Rolle, kann geholfen werden. Scharen wir uns um die leibhaften Wirklichkeiten; Realisten, ganz krasse Realisten müssen wir werden, wenn Anarchie und Sozialismus mehr werden sollen als schwächliche Namen. Ganz deutlich und scharf müssen wir es uns eingestehen: all das, was jetzt als Kriegsgefahr in der Luft herumschwimmt, geht uns nichts an, nichts, nichts, nichts! […] Gegen Reformen ist gar nichts zu sagen, und die kleinste Besserung, wenn sie wirklich ist und bleibt, ist gut und besser als geschwollene Reden. Aber über alles wichtig ist die Erkenntnis, daß in gewissen Zuständen gewisse Reformen unmöglich sind. […] die Staaten existieren zu lassen, mit dem Krieg aber aufzuhören, ist unmöglich." (→S. 183 f.)

In Anbetracht „des entsetzlichen, unentwirrbaren Nationalitätenhaders auf dem Balkan" beruft Landauer sich im Juli 1914 unmittelbar auf Tolstoi, indem er an die Forderung gemahnt, sich „jeglicher Gewalt" zu enthalten: „Gewalt führt nur immer zu Gewalt." (→S. 225)

Auch als wenige Monate später in der anarchistischen Bewegung die Diskussion darüber entbrennt, ob man etwa auf Seiten Frankreichs gegen das kaiserliche Deutschland in den Krieg eingreifen solle, um immerhin die Errungenschaften der bürgerlichen Demokratien gegen den preußischen Despotismus zu verteidigen und so der Höherentwicklung der Menschheit den Weg frei zu machen, oder aber, ob man sich der Parteinahme in einem Krieg zwischen kapitalistischen Staaten und gar überhaupt der kriegerischen Gewalt enthalten solle, wählt Landauer letztere Position. Von „Gradunterschiede[n]“ (→S. 155) ist auch jetzt keine Rede mehr.

Peter Kropotkin hatte 1914, in der Oktober-Nummer der Zeitschrift *Freedom*, einen offenen Brief drucken lassen, in dem er dazu aufrief, alles zu unternehmen, um das belgische und französische Territorium zu verteidigen und die deutschen Eindringlinge zurückzuwerfen. Ein Sieg Deutschlands, schrieb er, würde der Reaktion in Europa für ein halbes Jahrhundert die Oberhand geben und jede freiheitliche Entwicklung lähmen.[59] Damit löste Kropotkin eine heftige Polemik in der internationalen anarchistischen Bewegung aus. Zweifellos waren alle Beteiligten an dieser Diskussion der Ansicht, als Anarchisten und prinzipielle Antimilitaristen zu handeln. Auch Kropotkin wusste schließlich, dass der Krieg, wollte man ihn effektiv bekämpfen, an seinen Wurzeln – Staat und Kapital – anzugreifen sei. Dennoch waren die Kriegs-Interventionisten, konfrontiert mit der Realität des Krieges, davon überzeugt, das geringere von zwei Übeln zu wählen.[60]

Landauer stellt sich in dieser Situation auf den Standpunkt, den er auch 1913 vertreten hatte. Hugo Warnstedt, dem befreundeten Herausgeber des Leipziger *Anarchist*, der zum Landsturm eingezogen worden war, schreibt er kategorisch, Kropotkin habe „total Unrecht“:

---

[59] Peter KROPOTKIN: *A Letter on the Present War*. In: Freedom. A Journal of Anarchist Communism. 28. Jg., Nr. 306, Oktober 1914, S. 76 f. Online unter: https://freedomnews.org.uk/archive.

[60] Vgl. für eine ausgezeichnete Dokumentation dieser Diskussion: Hem DAY: *Das Manifest der Sechzehn* [1933]. In: Diskussion um das Manifest der Sechzehn (1916) und die Frage: Was tun, wenn der Himmel brennt? Herausgegeben und eingeleitet durch Philippe KELLERMANN. Moers: Syndikat-A 2023, S. 20-56.

> „Es war immer das Schlimmste, was der Revolution geschehen konnte, wenn sie zum Kriege und damit zum Caesarismus wurde; aber das Umgekehrte, dass der Krieg, der siegreiche Krieg zur Freiheit führte, hat es gar nie gegeben. Er zeigt sich, so traurig das auszusprechen ist, in dieser Sache als falsch denkender Revolutionär und als gar kein Anarchist." (→S. 261)

Der Sieg über das Kaiserreich hat nicht der Menschheitsentwicklung zum Besseren den Weg geebnet, wie von den Interventionisten erhofft, sondern seinen Teil dazu getan, den deutschen Revanchismus, letztlich den Faschismus groß zu machen. In Voraussicht der revanchistischen Gefahr hat Landauer sich während des Krieges etwa in der Zentralstelle Völkerrecht für einen Verständigungsfrieden eingesetzt. Constantin Brunner hingegen, mit dem er im Mai 1911 gebrochen hatte, sehnte nach dem ersten schon den „Zweiten Deutschen Krieg" inbrünstig herbei.

> „Niemals war ein Krieg gewisser als der nächste Krieg, der Zweite Deutsche Krieg; und so unmöglich er uns Zerschlagenen und Gebundenen gemacht scheint, so heilig und gewiß wird er kommen."[61]

Als er kam, hatte der Jude Constantin Brunner sein Land bereits verlassen. Im April 1933 war er vor der faschistischen Pest nach Den Haag geflohen.

Die Urteilslosigkeit einiger Anarchist*innen angesichts dieser neuerlichen Gefahr zeigt sich exemplarisch an der Einschätzung Emma Goldmans, die noch kurz vor Ausbruch des Zweiten Weltkrieges meinte, dass es bei „einem Krieg zwischen den modernen Demokratien und den faschistischen Mächten […] keinen großen Unterschied für die Menschen"[62] mache, wer gewinnt. Rudolf Rocker, der im Ersten Weltkrieg auf Seiten der Gegner des Interventionismus gestanden und Kropotkin scharf kritisiert hatte, vertrat nunmehr die Position, dass die braune Barbarei um jeden Preis zu

---

[61] Constantin BRUNNER: *Der Judenhass und die Juden*. Zweite vermehrte Auflage. Berlin: Oesterheld & Co. Verlag 1919, S. 48 f.

[62] Emma Goldman (19.5.1939), zit. in: KELLERMANN 2023, S. 11.

schlagen sei und die traditionell anarchistische Äquidistanz gegenüber den kapitalistischen Staaten einer grotesken Verkennung der historischen Realitäten geschuldet sei.[63] Er wusste, wovon er sprach. Rocker hatte – anders als der Freund Erich Mühsam – seinen Kopf nur knapp aus der Schlinge ziehen können, indem er sofort nach dem Reichstagsbrand Berlin verließ und außer Landes ging.

Es ist nicht möglich, eine abstrakte Regel umstandslos auf unterschiedliche historische Situationen anzuwenden oder per Analogie von einer Situation auf eine andere zu schließen. Das historische Geschehen ist komplex und die Geschichte keine Wissenschaft, in der sich verschiedene Gegebenheiten unter eine allgemeine Regel bringen lassen. Da Landauer dies wusste, lässt sich nicht sagen, wie er in dieser Situation gehandelt hätte.

Was sich jedoch sagen lässt, ist, dass seine Schätzung Tolstois etwa seit der Jahrhundertwende stetig wuchs, was unter anderem die Tolstoi-Doppelnummer des *Sozialist* vom 15. Dezember 1910 dokumentiert.

Im selben Jahr war auch die Karl Christian Friedrich Krause und Leo Tolstoi gewidmete Schrift *Die Verweigerung des Heeresdienstes und die Verurteilung des Krieges und der Wehrpflicht in der Geschichte der Menschheit* (1905) des jungen Hermann Justus Wetzel in den Verlag des Sozialistischen Bundes übergegangen.[64] Mitte August wurde sie im *Sozialist* zum ersten Mal annonciert. Am 1. Oktober 1910 vermerkt Erich Mühsam über die Lektüre:

> „Eine überaus wertvolle erfreuliche Schrift, die in großen Zügen brevierhaft den Gedanken des Weltfriedens und der Gewaltlosigkeit als Erkenntnis der Großen aller Zeiten nachweist. Die Broschüre würde nach meiner Überzeugung, agitatorisch geschickt verwendet, die beste Wirkung tun. […] Aber Wetzel scheint wesentlich Tolstojaner zu sein und selbst die Gewalt auch als revolutionäres Mittel der Notwehr abzulehnen. Inzwischen hat ja Tolstoj selbst in seinem Manifest ‚Gegen den Krieg'

[63] Vgl. Peter WIENAND: *Der „geborene" Rebell. Rudolf Rocker – Leben und Werk*. Berlin: Karin Kramer Verlag 1981, S. 416.
[64] Vgl. LEDER 2014, S. 477.

deutlich zwischen kriegerischer und revolutionärer Gewalt unterschieden."[65]

Das Missverständnis jener Stelle aus der *Rede gegen den Krieg*, auf die Mühsam sich hier bezieht, ist symptomatisch für sein Bedürfnis einer Rechtfertigung revolutionärer Gewalt.[66] Zwar macht Tolstoi die von Mühsam genannte Unterscheidung, aber er tut dies in uneigentlicher Rede innerhalb einer hypothetischen Konstruktion. Beide Arten der Gewalt unterliegen für Tolstoi dem absoluten Gebot: „*Du sollst nicht töten!*"[67], das auch der „Tolstojaner" Wetzel als Epigraph über das Vorwort zu seiner Broschüre gesetzt hat. Doch habe Tolstoi, so wird Mühsam später argumentieren, bloß „um der Deutlichkeit willen absolut gesprochen", wohl wissend, dass „die Lebendigkeit des Augenblicks"[68] jedwede Entscheidung über Ausnahmen schon von selber geben wird. Anders als manch ein „vermeintliche[r] Tolstoianer"[69] sei Tolstoi selbst durchaus kein Dogmatiker gewesen.

In ähnlicher Weise kontrovers ist das Gedächtnis Landauers hinsichtlich der Rolle, welche dieser der revolutionären Gewalt während der Novemberrevolution beigemessen hat. Erich Mühsam hat geglaubt, das Andenken des revolutionären Menschen Gustav Landauer gegen seine falschen Freunde verteidigen zu müssen. So auch gegen gewisse „Anarcho-Pazifisten", die meinten, „Gustav Landauer als Kronzeugen für ihr revolutionsfeindliches Geschwafel"[70] vereinnahmen zu dürfen. Diese Invektive vom September 1920 zielte vor allem auf Pierre Ramus, der in seiner Zeitschrift *Erkenntnis*

---

[65] Erich MÜHSAM: *Tagebuch. Eintrag vom 1.10.1910*. Online unter: www.muehsam-tagebuch.de

[66] Vgl. noch Erich MÜHSAM: *Die Anarchisten*. In: Fanal, 1. Jg., Nr. 7, April 1927, S. 97-104, bes. S. 101 ff.

[67] Im *Sozialist* heißt es: „*Töte nicht.*" *Leo Tolstois Rede gegen den Krieg*. In: Der Sozialist, 1. Jg., Nr. 20 vom 1. Dezember 1909, S. 153-155, hier S. 153.

[68] Erich MÜHSAM: *Tolstois Vermächtnis*. In: Fanal, 3. Jg., Nr. 1, Oktober 1928, S. 1-8, hier S. 7.

[69] Ebd., S. 6.

[70] Erich MÜHSAM: *Gustav Landauer und die bayrische Revolution*. In: Der freie Arbeiter, 13. Jg., Nr. 36, [September] 1920; unter derselben Überschrift offenbar bereits am 10. August im Wiener Blatt „Der Abend" veröffentlicht, das 1920 mit einer Auflage von 100.000 Exemplaren erschien (nicht eingesehen).

und Befreiung im Februar desselben Jahres und schon zuvor im *Freien Arbeiter* eine ausgedehnte Polemik gegen Mühsams Idealisierung der „Diktatur des Proletariats" und des Bolschewismus in Russland begonnen hatte.[71] Im Mai 1920 hatte Ramus nun auch noch eine Notiz veröffentlicht, in der Silvio Gesell „mit den für uns ungemein wichtigen Worten" zitiert wurde, er habe während der Rätezeit in einer Versammlung gehört, wie Landauer „*gegen* die Bewaffnung der Arbeiter und Soldaten redete".[72] Das war zu viel.

Landauer habe „nicht einmal, sondern wenigstens zehnmal in öffentlichen Versammlungen ausgesprochen, dass das Proletariat so lange kein Gewehr aus der Hand geben dürfe, als die Gegenseite noch bewaffnet sei", replizierte Mühsam energisch:

> „Er hat genau gewusst, dass revolutionärer Kampf ein Kampf auf Leben und Tod ist, der nicht allein mit passiven Resistenzmitteln geführt werden kann. […] Mit Schleimhustern, mit Glacéhandschuh-Revolutionären, mit Halb-Tolstoianern (so hoch er die wahren Tolstoi-Jünger geachtet hat) wollte Landauer nie etwas zu tun haben. Wer ihn anders schildert, verfälscht sein Bild."[73]

Mühsam bekannte sich zu jener Zeit offen zum „Bolschewismus" und zur „Diktatur des Proletariats", versuchte Lenin auf einen bakunistischen Nenner zu bringen, machte im September 1919 sogar einen kurzen Abstecher in die KPD. Über seine Haltung zum Bolschewismus sei Landauer schwankend gewesen, teilt er nun im

---

[71] Vgl. Siegbert WOLF: *„Denn die Revolution fließt* […] *aus den Herzen rebellischer Naturen"* (*Erich Mühsam*). Die russische Revolution 1917 und der Bolschewismus aus der Sicht zweier Anarchisten: Erich Mühsam und Pierre Ramus. In: Philippe KELLERMANN (Hg.): Anarchismus und russische Revolution. Berlin: Karl Dietz Verlag 2017, S. 353-382.

[72] Anonym: *Eine geschichtliche Feststellung zu Landauers Todestag am 2. Mai*. In: Erkenntnis und Befreiung, 2. Jg., Nr. 23 vom 1.-8. Mai 1920, S. 4.

[73] Erich MÜHSAM: *Gustav Landauer und die bayrische Revolution*. In: Der freie Arbeiter, 13. Jg., Nr. 36, [September] 1920. Vgl. ähnlich: Erich MÜHSAM: *Gustav Landauer. Gedenkblatt zu seinem 50. Geburtstag: 7. April 1920*. In: Literaten an der Wand. Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller. Texte, Materialien und Dokumente. Herausgegeben von Hansjörg Viesel. Frankfurt am Main: Büchergilde Gutenberg 1980 [= VIESEL 1980], S. 299-304.

Freien Arbeiter mit. Das stimmt bedingt. Doch hat Landauer die Bolschewiki, sofern er nur genügend über sie informiert war, schlicht als Wiedergänger der Jakobiner bekämpft. Erst nach der Veröffentlichung einiger Briefe im Jahr 1929 war darüber keine Diskussion mehr möglich.[74] „Was ich tun kann, um uns vor der drohenden Gefahr der Bolschewiki zu erretten, will ich tun"[75], richtet Landauer sich schon am 4. November 1918 an Auguste Hauschner; und am 13. Dezember heißt es an Margarete Susman gewandt:

> „Ein schwerer Fall sind die Bolschewiki (Spartacusleute): pure Zentralisten wie Robbespierre und die Seinen, deren Streben keinen Inhalt hat, sondern nur um die Macht geht: sie arbeiten einem Militärregiment vor, das noch viel scheußlicher wäre als alles, was die Welt vorher gesehen hat. Diktatur des bewaffneten Proletariats – dann wirklich lieber Napoleon! Aber die Allerbesten im Volke haben sich gerade in ihre Reihen verirrt; die radikalen Mittel ziehen magisch an, weil das Radikale des Sinns und Ziels, das Stille und Fromme der neuen Menschheit noch nicht den rechten, erschütternden Ton gefunden hat. Wir müssen nicht bloß das *Was*, sondern das sofortige, beginnende *Wie* sagen."[76]

Ebenfalls am 13. Dezember erkundigt Landauer sich bei Martin Buber nach authentischem „Material über den Kampf der Bolschewiki gegen die [von ihm geschätzten] Links-Sozialrevolutionäre".[77] Die Informationslage ist schlecht und noch das Vorwort zur Revolutionsausgabe des *Aufruf zum Sozialismus* vom 3. Januar 1919 lässt erkennen, dass Landauer sich ein abschließendes Urteil vorbehält (vgl. → S. 303 f.). Doch schon zwei Wochen später bezeichnet er – dem Beispiel Proudhons folgend – das „Föderationsprinzip [als] die

---

[74] Vgl. Martin BUBER / Ina BRITSCHGI-SCHIMMER (Hg.): *Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen.* Zwei Bände. Frankfurt am Main: Rütten & Loening 1929 [= LANDAUER 1929].

[75] Gustav LANDAUER: *Brief an Auguste Hauschner vom 4.11.1918*. In: LANDAUER 2023, Bd. III, S. 569 f., hier S. 570.

[76] Gustav LANDAUER: *Brief an Margarete Susman vom 13.12.1918*. In: LANDAUER 2023, Bd. III, S. 621 f., hier S. 622.

[77] Gustav LANDAUER: *Brief an Martin Buber vom 13.12.1918*. In: LANDAUER 2023, Bd. III, S. 623.

einzige Hilfe gegen sie [die Bolschewiki] und jeden gewalttätigen Zentralismus".[78]

Konnte Mühsam 1920 die Frage, ob Landauer zum Bolschewismus neigte, noch offenlassen und immerhin den Verdacht nähren,[79] so schoss er deutlich über das Ziel hinaus, wo er behauptete, Landauer habe sich „ausdrücklich zur proletarischen Diktatur [bekannt]".[80] Ganz im Gegenteil hat dieser immer wieder vor der sogenannten „Diktatur des Proletariats" (→S. 288, 292, 295) gewarnt und – wohl ebenfalls mit einem Wort Proudhons – die Losung nicht der Diktatur, sondern der „Abschaffung des Proletariats" (→S. 295) ausgegeben.

Dennoch war auch Landauer klar, dass sich die Revolution auf die Soldatenräte stützen musste, um in feindlicher Umgebung zu bestehen. Die Revolutionsregierung bildete mithin ein „Provisorium", das er „zwar nie Diktatur des Proletariats nennen würde, das aber in der Tat dadurch bezeichnet ist, dass nicht nach der formalen Mitbestimmung aller, sondern nur nach dem Inhalt und Geist, nach der Richtung des Weges, der mit Energie beschritten wird, gefragt werden kann".[81] Die Aufrechterhaltung gerade eines solchen „Pro-

---

[78] Gustav LANDAUER: *Brief an Gustav Mayer vom 17.1.1919*. In: LANDAUER 2023, Bd. III, S. 652 f., hier S. 652.

[79] „Ob Landauer Bolschewist war? Er behielt sich, als ich mich schon offen zum Bolschewismus bekannte, sein Urteil noch vor. Aber er sprach mit der höchsten Bewunderung und Verehrung von den Leistungen Lenins und der russischen Kommunisten." Erich MÜHSAM: *Gustav Landauer und die bayrische Revolution*. In: Der freie Arbeiter, 13. Jg., Nr. 36, [September] 1920. Alle schriftlichen Äußerungen Landauers sprechen eine andere Sprache. Sein Neffe Walter Landauer hat denn auch unter Verweis auf das Vorwort zur Revolutionsausgabe des *Aufruf zum Sozialismus* repliziert: „Gewiß war Gustav Landauer unerbittlicher Rebell. […] So stand er in der bayerischen Räterepublik und **ihn** hätte niemals etwas dahin bringen können, Modejünger und Anhänger der Kommunistischen Partei Deutschlands zu werden." Walter LANDAUER: *Gustav Landauer und die bayrische Revolution*. In: Erkenntnis und Befreiung, 2. Jg., Nr. 48 vom 24.-30.10.1920, S. 3-4, hier S. 4.

[80] Erich MÜHSAM: *Gustav Landauer und die bayrische Revolution*. In: Der freie Arbeiter, 13. Jg., Nr. 36, [September] 1920. Ähnlich auch noch: Erich MÜHSAM: *Heroenkult und Selbstkritik. Anmerkungen zur bayerischen Räterepublik*. In: Fanal, 3. Jg., Nr. 7, April 1929, S. 145-153, hier S. 150.

[81] Gustav LANDAUER: *Von der Rätedemokratie und dem Weg der Revolution* [29.3.1919]. In: AS 4, S. 311-315, hier S. 313.

visorium[s]“[82] gegen innere und äußere Feinde, seine Anwendung gar zur Lösung sozialer und wirtschaftlicher Probleme hatte Landauer 1907 in *Die Revolution* noch dafür verantwortlich gemacht, dass politische Revolutionen im Terror untergehen. Nun spricht er – etwas spielerisch zwar – von einer „Diktatur der Revolution oder, was das Nämliche bedeutet, des Geistes“, die nach Mehrheiten nicht fragt. Sie soll der beginnenden „Erneuerung“[83] die Bahn ihrer weitergehenden Entwicklung, Festigung und Vollendung freihalten, bevor sich mit der Nationalversammlung das System der Abdankung und Vertretung, bevor sich das ganze alte Getriebe der Parteien wieder breitmachen kann.

Die Landauersche „Diktatur der Revolution“[84] aber wollte Mühsam gerade so verstanden wissen, wie er selbst die „Diktatur des Proletariats“ verstand. Noch zehn Jahre später schreibt er über die Tätigkeit der Anarchisten einschließlich Landauers während der Revolution:

> „Nichts anderes hat uns je das Wort ‚Diktatur des Proletariats‘ bedeutet als die gewaltsamen Sicherungen der Revolution gegen Anschläge, das Niederhalten der bezwungenen Gewalt, zu der die proletarische Klasse genötigt ist, will sie ihren Sieg nicht kampflos preisgeben.“[85]

Kurzum: Mühsam gibt uns, soweit es ihm überhaupt möglich ist, einen bolschewistisch zurechtgemachten Landauer. Wobei er sich allerdings seinen eigenen Begriff vom Bolschewismus macht, der nur leider mit der Realität herzlich wenig zu tun hat.

Was wir während der Revolution jedoch beobachten können und was jene soeben zitierte Wendung Landauers auf den Punkt

---

[82] Gustav LANDAUER: *Die Revolution* [AS 13]. Lich/Hessen: Edition AV 2017, S. 123.

[83] Gustav LANDAUER: *Zur Frage der deutschen Verfassung und der Nationalversammlung*. In: AS 4, S. 251-253, hier S. 252.

[84] Stenographischer Bericht über die Verhandlungen des Kongresses der Arbeiter-, Bauern und Soldatenräte vom 25. Februar bis 8. März 1919 [München], S. 81.

[85] Erich MÜHSAM: *Heroenkult und Selbstkritik. Anmerkungen zur bayerischen Räterepublik*. In: Fanal, 3. Jg., Nr. 7, April 1929, S. 145-153, hier S. 150. Vgl. DERS.: *Staatsverneinung*. In: Fanal, 1. Jg., Nr. 1, Oktober 1926, S. 2-6, bes. S. 6.

bringt, ist der Versuch einer Verbindung von Macht und Geist.[86]

> „Ich verkenne nicht, dass in dem Provisorium, das sein Mandat von der Zukunft nimmt, da die Gegenwart, die Erbin der Vergangenheit, es ihm nicht geben kann, eine ungeheure Gefahr des Missbrauchs und der Verwirrung in jedem Falle liegt; wo nicht nach dem formalen, sondern nach dem inhaltlichen Recht gefragt wird, ist das Tor für Willkür und doppelte Moral geöffnet und es muss nach dem Spruch gehen: Wenn zwei dasselbe tun, ist es nicht dasselbe. Wie sollte eine Revolution, wo sie selbst erst neues Recht zu schaffen berufen ist, ihren Feinden die Anwendung derselben Mittel erlauben, die sie in ihrem Kampf anwenden muss? Dieser Weg ist nur zu gehen, wenn Männer an der Spitze stehen, die so lauter wie stark sind; von hier aus erklärt sich der Sturz des genialen Danton und seiner lebenslustigen Freunde und die Macht des beschränkten, pfäffischen, aber ‚unbestechlichen', unverderblichen Robespierre; hier ist in der Tat die Ecke, wo jede Revolution in der Gefahr allergrößter Korruption ist."[87]

Bereits Anfang Januar 1918 hatte Landauer im Vorwort zur Revolutionsausgabe seines *Aufruf zum Sozialismus* geschrieben, dass in der „politische[n] Revolution […] der Geist an die Herrschaft, ans starke Gebot und entschiedene Durchsetzen kommt" (→S. 306), und auf die „ungeheure Gefahr" hingewiesen, „daß Schlendrian und Nachahmung sich auch der Revolutionäre bemächtigen und sie zu Philistern des Radikalismus, des tönenden Worts und der Gewaltgebärde machen; daß sie nicht wissen und nicht wissen wollen: die Umwandlung der Gesellschaft kann nur in Liebe, in Arbeit, in Stille kommen" (→S. 306). Nun spricht er von einem „Terrorismus des

---

[86] Kommunistische wie bürgerliche Kommentatoren haben deshalb davon gesprochen, dass Landauer – um nur die prägende Formulierung zu zitieren – an die Revolution „mit ethisch-putschistischen Gedankengängen herangetreten war", was den Sachverhalt jedoch knapp verfehlt. Paul WERNER [= Paul Frölich]: *Die Bayerische Räte-Republik. Tatsachen und Kritik*. 2., durch einen Anhang erweiterte Auflage. Leipzig: Frankes Verlag 1920, S. 19.

[87] Gustav LANDAUER: *Von der Rätedemokratie und dem Weg der Revolution* [29.3.1919]. In: AS 4, S. 311-315, hier S. 314.

Geistes“ (→S. 270), und zwar durchaus im Zusammenhang mit dem Glauben Tolstois, „dass Welt und Leben einen Sinn haben müssen, und dass es unsere Aufgabe sei, ihn […] vom Geiste her als Wirklichkeit zu bereiten“.[88]

> „Sein intimstes, das heißt bei diesem Mann [Tolstoi]: sein religiöses Leben. Religion aber heißt bei ihm Vernunft; und vernünftig ist ihm, was dem wahren Heil dient. […] Für die Reinigung, die von nun an unsere Aufgabe ist, fordere ich, soll man’s fanatisch oder terroristisch nennen, ohne Schonung, die ich fürder nicht mehr kennen will: Einen Glauben, einen einzigen, den nämlich, den wir haben, wir alle, wiewohl ihn die allermeisten in sich verschütten oder verstecken oder verleugnen oder verfälschen“.[89]

Gegenüber Fritz Mauthner, der ihm diese Töne verübelt, deutet Landauer an, dass es wohl zuletzt auf „Schonungslosigkeit“[90] gegen ihn selbst hinauslaufen werde. Denn das, worauf er zielt, ist eine unwahrscheinliche Kalkulation: die Verbindung des Dichters auf seiner ethischen Höhe mit einem neu werdenden und die Verhältnisse neu sich schaffenden Volk.[91]

Die von der „Gewalt des Geistes“[92] durchdrungene Revolution würde auf diese Weise, und nur auf diese Weise, ein Werk der Freude und des Aufbaus sein; sie würde sofort alle schöpferischen Kräfte freisetzen, brächte den Menschen Erhebung und Glück, bräuchte – kaum physische Gewalt.[93] Insofern hat Mühsam recht,

---

[88] Gustav LANDAUER: *Zu Tolstois Tagebuch* [9.5.1918]. In: AS 6.2, S. 222-226, hier S. 223.

[89] Ebd., S. 223/226.

[90] Gustav LANDAUER: *Brief an Fritz Mauthner vom 16. Mai 1918*. In: LANDAUER 2023, Bd. III, S. 487-490, hier S. 490.

[91] Vgl. Gustav LANDAUER: *Eine Ansprache an die Dichter*. In: AS 6.2, S. 67-72.

[92] Gustav LANDAUER: *Rechenschaftsbericht des „Zentralarbeiterrates“ an die bayerischen Arbeiterräte*. In: AS 4, S. 260-271, hier S. 271.

[93] Womöglich denkt Landauer hier an eine Gewalt ohne Hass, die mit der intuitiven Gottesliebe, durch welche die Dinge in ihrer Notwendigkeit erkannt werden, vereinbar wäre. Bereits 1886 interpretiert er das Gebot der Feindesliebe in dieser Perspektive, was zugleich die früheste mir bekannte Spur seiner Spinoza-Lektüre ist: „Verstehen! Ich glaube, das ist die göttliche Liebe, die Jesus verlangte, als er es aussprach: Liebet eure Feinde! Ganz sich in die Seele

wenn er über Landauer schreibt, „daß der revolutionäre Mensch sein revolutionäres Verhalten nicht auf Formeln zwingt“[94].

Die Revolution, so hatte Landauer im Juni 1918 geschrieben, darf sich nicht „mit dem Krieg, mit der Gewalttat, mit der Befehlsorganisation und autoritären Unterdrückung, mit der Politik“[95] verbinden, wenn wirklich die Regeneration der Menschheit ihr Ziel sein soll. Nun wünscht er, dass die politische Revolution „so gut, so friedfertig und so kurz wie nur möglich geht“:

> „Wenn es aber nicht möglich ist: Das erste auf unserer Fahne ist nicht Ruhe und Ordnung, das erste auf unserer Fahne ist die neue Welt, der neue Geist, das neue Volk, der neue Zustand.“ (→S. 281)[96]

Dass Landauer am Abend des 13. April 1919 persönlich „mit dem Gewehr in der Hand“ an der Erstürmung des Hauptbahnhofs zur Abwehr des Palmsonntagsputsches beteiligt gewesen sein soll, wie es der KPD-Funktionär Sebastian Ertl gesehen haben will, ist dennoch äußerst unwahrscheinlich. Ertl gab an, er könne „mindestens 20 Augenzeugen“ benennen, und Mühsam nahm sich fest vor, die Angelegenheit durch weitere Zeugnisse „für die Geschichte“[97] zu befestigen. Es scheint jedoch, dass er diese ihm so wichtige Sache später überhaupt nicht mehr erwähnt, und sie ist auch nicht auf andere Weise ruchbar geworden, was bei derart vielen Augenzeugen

---

eines andern versenken können, zu begreifen suchen, wie er zu dieser That kommen konnte u. musste, das ist die allgemeine Menschenliebe, von der so viel geredet u. die so wenig ausgeübt wird, eine Liebe so ganz verschieden von jener andern, egoistischen, leidenschaftlichen. Nichts verabscheuen, nichts hassen, aber alles verstehen!“ Gustav LANDAUER: *Schülertagebuch – 28. Okt. 1885 bis 21. Juni 1887. Eintrag vom 18.8.1886*. In: LANDAUER 2017b, S. 40-44, hier S. 43 f. Vgl. im vorliegenden Band →S. 225 f.

[94] Erich MÜHSAM: *Der revolutionäre Mensch Gustav Landauer*. In: Fanal, 3. Jg., Nr. 8, Mai 1929, S. 169-177, hier S. 176.

[95] Gustav LANDAUER: *Vorwort*. In: Briefe aus der Französischen Revolution. Ausgewählt, übersetzt und erläutert von Gustav Landauer. Zwei Bände. Frankfurt am Main: Literarische Anstalt Rütten & Loening 1919, S. XI-XXXII, hier S. XIII.

[96] Vgl. in diesem Sinne auch Gustav LANDAUER: *An die Herren Referenten und Mithilfsarbeiter im bisherigen Ministerium* [12.4.1919]. In: AS 4, S. 323 f.

[97] Erich MÜHSAM: *Tagebuch*. Eintrag vom 20.6.1921. Online unter: www.muehsam-tagebuch.de

doch wohl hätte geschehen müssen. Landauer war, mit an Sicherheit grenzender Wahrscheinlichkeit, nicht an der Erstürmung des Bahnhofs beteiligt. Es spricht fast alles dafür, dass er schon am Abend des 12. April nach Großhadern zu Else Eisner-Belli ausgewichen ist, weil er sich im Hotel Wolff „infolge der Verhetzung nicht mehr halten [konnte]“[98]. Anders als Mühsam wurde er daher zu Beginn des Putsches auch nicht verhaftet. Während Mühsam in der Nacht vom 12. auf den 13. April aus dem Bett weg arrestiert worden war, suchte man Landauer in seinem Domizil vergebens. Noch in derselben Nacht durch einen Anruf gewarnt, floh er daraufhin in Begleitung von Else Eisner-Belli am Morgen des 13. April aus Großhadern und hielt sich endlich ein paar Tage bei Alfred Fischer, einem Freund aus Zeiten des Sozialistischen Bundes, in Neubiberg auf. Am Morgen des 14. April richtete Landauer sich von dort aus zum zweiten Mal an die eigenen und nun auch an die Eisner-Kinder, die in Krumbach untergebracht waren:

> „Ich bin weiter in der guten Sicherheit und Freiheit, von der ich Euch gestern schrieb. Gestern soll in München gekämpft worden sein, die Räte-Republik scheint die Oberhand behalten zu haben. Ein Teil meiner Freunde war oder ist noch gefangen. Um mich braucht Ihr nicht zu bangen; ich bin in jeder Hinsicht gut versorgt, und ich werde nicht unvorsichtig sein.“[99]

IX. |

Landauers Antipolitik war nicht geschaffen für eine Revolution, die aus der Not geboren und ohne positive Vorbereitung ausgebrochen war. Seiner bisherigen Konzeption zufolge sollte die politische Revolution, wollte sie mehr sein als ein „Gesundfieber zwischen zwei Siechtümern“[100], nur – wie ein Letztes nach positivem Aufbau – der weiteren Ausdehnung der neuen Gesellschaft den Weg frei machen.

---

[98] Else EISNER-BELLI, zit. nach: LEDER 2014, S. 833.

[99] Gustav LANDAUER: *Brief an Charlotte, Gudula und Brigitte Landauer sowie an Freia und Ruth Eisner vom 14.4.1919*. In: LANDAUER 2023, Bd. III, S. 717.

[100] Gustav LANDAUER: *Die Revolution* [AS 13], S. 109.

> „Ich sage nicht: Erst zerstören, dann aufbauen! Das überlasse ich denen, die in dem allgemeinen Chaos für sich eine Herrscherrolle herausfischen wollen. Vielmehr sei unsere Losung: *Erst aufbauen!* In der Zukunft wird es sich herausstellen, ob überhaupt noch etwas Zerstörenswertes aufrecht stehen geblieben ist."[101]

Noch sehr viel Zerstörenswertes war am Ende des Krieges stehengeblieben. Ein Aufbau, der zugleich Entzug und daher Zerstörungswerk ist, hatte während des Krieges nicht stattgefunden, „sondern im Chaos fast aus dem Nichts" (→S. 304) musste nunmehr der Sozialismus entstehen. Landauer wusste um die Schwierigkeit eines derartigen Unterfangens.[102] Er wusste, schreibt Martin Buber in seinem Nachruf auf den ermordeten Freund, um die Tragik der Revolution, wusste, dass sie die deutschen Revolutionäre nicht bereit fand, und doch wollte er helfen, wollte „tun, was ihm […] zu tun oblag: am Segen der Revolution zu wirken, was er wirken konnte, vom Fluch der Revolution zu verhüten, was er verhüten konnte".[103] Die Kräfte der politischen Revolution, so hatte Landauer bereits 1907 geschrieben, sind vorwiegend negativ, und „ihre Auskunftsmittel, damit die Gemeinschaft von Tag zu Tag weiter existiert, [sind] kümmerlicher, alltäglich-hergebrachter und gemeiner Natur".[104] Landauers Arbeit in der Revolution, schreibt Martin Buber weiter, habe sich denn auch nahezu darin erschöpft, ihrer zweifachen Gefahr zu steuern: „der Versumpfung im Parteigetriebe und […] der Selbstvernichtung in der Gewalttat und Gewaltgebärde".[105] Von konstruktiver Arbeit fast nichts. Diese Revolution, heißt es bei Buber, konnte Landauers Sache nicht sein; er verbündete sich darin mit Menschen, die der Größe der Aufgabe nicht gewachsen waren und von denen er,

---

[101] Gustav LANDAUER: *Arbeiter aller Länder, vereinigt Euch!* In: AS 14, S. 169-173, hier S. 173.

[102] Bezüglich der Mexikanischen Revolution beschreibt er geradezu seine Unmöglichkeit. Vgl. Jan ROLLETSCHEK: *Begriff und Praxis der Revolution bei Gustav Landauer*. In: Găi Dào. Zeitschrift der Anarchistischen Föderation, Sonderausgabe Nr. 9: Gustav Landauer – zum 100. Todestag, April 2019, S. 15-20.

[103] Martin BUBER: *Landauer und die Revolution*, in: VIESEL 1980, S. 318-327, hier S. 322.

[104] Gustav LANDAUER: *Die Revolution* [AS 13], S. 123.

[105] Martin BUBER: *Landauer und die Revolution*. In: VIESEL 1980, S. 318-327, hier S. 324.

ungetrübten Geistes, hätte erkennen müssen, „daß in einem Zusammenarbeiten mit ihnen kein Werk, und gar dieses allerschwerste, schier aussichtslose, geraten konnte". Martin Buber war der Eintritt Landauers in die Revolution daher „als eine Verfehlung gegen seine Aufgabe" und ganz sicher „gegen die Vernunft" erschienen:[106] „Er wußte, was er damit, wenn es aufs Letzte kam, zum Opfer brachte: mehr als sein Leben – seine Sache, insofern die auf seine Person gestellt war."[107] Sicher trauerte Buber um den Freund; nun rief er ihm nach, er hätte sich abseits halten und seinem Werk bewahren sollen.

Nach der Niederschlagung des Palmsonntagsputsches kehrt Landauer nach Großhadern zurück und bietet der zweiten, kommunistischen Räterepublik unter der Leitung von Eugen Leviné seine Mitarbeit an. Doch schon am 16. April schreibt er an den Aktionsausschuss[108]:

> „Ich habe mich um der Sache der Befreiung und des schönen Menschenlebens willen der Räterepublik weiter zur Verfügung gestellt […]. Sie haben meine Dienste bisher nicht in Anspruch genommen. Inzwischen habe ich Sie am Werke gesehen, habe Ihre Aufklärung, Ihre Art den Kampf zu führen, kennengelernt. Ich habe gesehen, wie im Gegensatz zu dem, was Sie ‚Schein-Räte-Republik' nennen, Ihre Wirklichkeit aussieht. Ich verstehe unter dem Kampf, der Zustände schaffen will, die jedem Menschen gestatten, an den Gütern der Erde und der Kultur teilzunehmen, etwas anderes als Sie. […] Der Sozialismus, der sich verwirklicht, macht sofort alle schöpferischen Kräfte lebendig; in Ihrem Werke aber sehe ich, daß Sie auf wirtschaftlichem und geistigem Gebiet, ich beklage es, sehen zu müssen, sich nicht darauf verstehen.

---

[106] Ebd., S. 325.

[107] Ebd., S. 323.

[108] Das Original des Briefes ist nicht mehr vorhanden; es gibt jedoch einen Teilabdruck (vermutlich nach dem Original) und einen handschriftlichen Entwurf von Landauer, der auch der neuesten Edition (LANDAUER 2023) zugrunde gelegt wurde. Die Herausgeber der *Lebensgang*-Ausgabe (LANDAUER 1929) haben den Teilabdruck und den Entwurf zu einer Textfassung zusammengeführt. Für den Teilabdruck vgl. Georg ESCHERICH: *Der Kommunismus in München. Fünfter Teil: Die kommunistische Räterepublik*. In: Escherich-Heft, Nr. 7, München 1921, S. 8 f.

> […] es liegt mir fern, das schwere Werk der Verteidigung, das Sie führen, im geringsten zu stören. Aber ich beklage aufs schmerzlichste, daß es nur noch zum geringsten Teil[109] mein Werk, ein Werk der Wärme und des Aufschwungs, der Kultur und der Wiedergeburt ist, das jetzt verteidigt wird."[110]

Seinem Amtsnachfolger Felix Boenheim, einem selbsterklärten Verehrer Landauers und späteren La Boétie-Herausgeber, gelingt es, von Leviné die Erlaubnis zu erwirken, Landauer zur Ausarbeitung eines Kulturprogramms heranzuziehen – das von Leviné jedoch abgelehnt wird.[111] Landauer wohnt weiterhin im Hause Eisner-Bellis in Großhadern. „Er kam noch mehrmals nach München zu Beratungen mit Gleichgesinnten und soll geplant haben, einen Zug von Frauen und Kindern zu bilden, um auf diese Weise im gegebenen Falle ein Blutbad zu verhindern."[112] Ende April eskaliert die Situation, Reichswehrtruppen rücken gegen München vor. Freunde versuchen Landauer zur Flucht zu bewegen, er schwankt, ist schließlich entschlossen nicht zu fliehen, hofft, seine Situation werde sich klären. Am 1. Mai und 2. Mai toben die Kämpfe in München, Landauer wird denunziert, verhaftet, am 2. Mai schließlich nach Stadelheim gebracht und bei seiner Einlieferung von einer verhetzten Soldateska brutal gelyncht.

> „Beispiel und Opfermut! In der Vergangenheit, heute und morgen werden der Idee Opfer um Opfer gebracht: immer um der Auflehnung, immer um der Unmöglichkeit willen, so zu leben.
> Jetzt gilt es, dazu noch Opfer andrer Art zu bringen, nicht heroische, sondern stille, unscheinbare Opfer, um für das rechte Leben ein Beispiel zu geben.
> Dann werden aus den wenigen viele werden, und auch die vielen

---

[109] In LEDER 2014 (S. 423) und LANDAUER 2023 (Bd. III, S. 719) heißt es nach dem Manuskript: „zu geringem Teil", im Escherich-Heft: „zum geringen Teil".
[110] Gustav LANDAUER: *Brief an den Aktionsausschuss vom 16. April 1919*. In: LANDAUER 1929, Bd. 2, S. 420 f.
[111] Fidelis [Felix BOENHEIM]: *Gustav Landauers Kulturprogramm*. In: VIESEL 1980, S. 275-289, hier S. 276.
[112] LANDAUER 1929, Bd. 2, S. 421; vgl. LEDER 2014, S. 840.

werden wenige sein. Hunderte, Tausende, Hunderttausende – zu wenig, zu wenig!
Und es werden mehr und sind immer noch zu wenig.
Aber doch werden die Hindernisse überwunden; denn wer im rechten Geiste baut, zerstört im *Bauen* die stärksten Hindernisse."[113]

X. |

Im Zentrum unserer Auswahl steht der Band *Rechenschaft*, den Gustav Landauer im März 1918 zusammengestellt hat, um ihn gleich nach Ende des Krieges erscheinen zu lassen.[114] Landauer versammelte darin all jene Aufsätze, die er seit 1909 gegen den Krieg geschrieben und vornehmlich in der von ihm herausgegebenen Zeitschrift *Der Sozialist* veröffentlicht hatte. Diejenigen, die sich den Völkern am Ende des Krieges als ihre Berater aufdrängten, forderte er heraus, es ihm gleichzutun und „Rechenschaft" (→S. 101 f.) darüber abzulegen, was sie vor und während des Krieges getan hatten. Wir haben diesen Band der „Rechenschaft" in Gänze und – abgesehen von Korrekturen – in derselben Gestalt aufgenommen, die Landauer ihm seinerzeit gegeben hat.

Zwei kleinere Abteilungen gehen voran. Dies sind zum einen vier ‚Wegtexte' aus den Jahren 1901 bis 1915, in denen Landauer Fragen von Gewalt und Gewaltlosigkeit diskutiert, sich mit seinem Judentum auseinandersetzt, oder in gedrängter Form sein antipolitisches Projekt umreißt. Es sind zum anderen einige Texte, welche die Themen Gewaltlosigkeit, Militarismus und Militärdienst behandeln, aber außerhalb der Sammlung *Rechenschaft* stehen und außerdem durch einen direkten oder indirekten Bezug auf Tolstoi zusammengehalten werden. *Die Kriegsfeier* von 1895 wird hier

[113] Gustav LANDAUER: *Aufruf zum Sozialismus. Revolutionsausgabe.* Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. Berlin: Paul Cassirer 1919, S. 152.
[114] Gustav LANDAUER: *Rechenschaft*. Berlin: Paul Cassirer Verlag 1919. Der Band erscheint erst Mitte März 1919. Vgl. zu diesem Publikationsvorhaben besonders die Briefe an Leo Kestenberg vom 13.12.1917, vom 13.3.1918 und vom 9.11.1918 in LANDAUER 2023, Bd. III. Ein faksimilierter Nachdruck ohne Titelei und Jahr ist 1977 im Verlag Impuls erschienen.

erstmals seit der Erstveröffentlichung im *Sozialist* wieder in voller Länge verfügbar gemacht.[115] Ein weiterer Abschnitt enthält exemplarische Briefe und Texte Landauers aus der Zeit des Krieges und der Revolution.

Ferner schien es uns angebracht, in einen Anhang mit Texten Dritter auch einige antimilitaristische Gedichte von Hedwig Lachmann (1865-1918) aufzunehmen. Mit ihr war Landauer in einer fast 20 Jahre währenden, durch tiefes Verständnis und Einverständnis gekennzeichneten Leben- und Arbeitsgemeinschaft verbunden, die sich gerade auch angesichts des im Sommer 1914 einsetzenden Kriegstaumels bewährte. Nachdem Hedwig Lachmann im Februar 1918 einer Lungenentzündung erlegen war, gab Landauer eine Sammlung ihrer Gedichte und Nachdichtungen heraus.[116]

Dr. Siegbert Wolf danken wir für die Abdruckerlaubnis seiner *Chronologie zu Leben und Werk Gustav Landauers*. Auf eine Kommentierung der Texte haben wir weitestgehend verzichtet, da diese in den auch eingangs erwähnten *Ausgewählten Schriften* und aktuellen Briefeditionen geboten wird. Eine Auswahl-Bibliographie schließt den Band ab.

---

[115] Verschiedene Nachdrucke in Anthologien, die seit 1986 erschienen sind, weisen eine längere, versehentlich reproduzierte Auslassung auf, was den impliziten Bezug auf Tolstoi verdeckt.

[116] Hedwig LACHMANN: *Gesammelte Gedichte. Eigenes und Nachdichtungen.* Herausgegeben von Gustav Landauer. Potsdam: Gustav Kiepenheuer Verlag 1919.

[Illustrationsseite]

„Nie kommt man durch Gewalt zur Gewaltlosigkeit“

Vier Weg-Texte Gustav Landauers
1901-1915

„Wer tötet, geht in den Tod.
Die das Leben schaffen wollen,
müssen Neulebendige und von
innen her Wiedergeborene sein.“

Anarchische Gedanken über Anarchismus

(1901)[1]

Ich erinnere mich an ein Wort, das der englische Anarchist Mowbray 1893 auf dem internationalen Sozialistischen Kongreß in Zürich gesprochen hat. Es handelte sich darum, ob die Anarchisten das Recht hätten, am Kongreß theilzunehmen oder nicht. Nach stürmischen Debatten war eine Resolution durchgegangen, wonach nur solche zugelassen sein sollten, die für die „politische Aktion“ einträten. In diesem Moment, wo wir Anarchisten schon ausgeschlossen zu sein schienen, brachte Mowbray noch einmal durch einen pathetischen Witz die Waage ins Schwanken. Er erklärte: die Anarchisten seien nur Gegner der parlamentarischen, gesetzgeberischen, staatlichen Aktion. Die That des Brutus, rief er aus, war eine eminent politische Aktion. Wir sind für die politische Aktion und müssen also zugelassen werden.

Dies Wort scheint mir überaus geeignet, die seltsame Erscheinung zu erklären, daß es fast zum anarchistischen Dogma geworden

[1] Textquelle | Gustav LANDAUER: *Anarchische Gedanken über Anarchismus*. In: Die Zukunft, 10. Jg. (1901/1902), Bd. 37, Heft 4 vom 26.10.1901, S. 134-140. [https://dlibra.bibliotekaelblaska.pl/dlibra/publication/59841/edition/54967].

ist, die Tötung von Staatsoberhäuptern, wenn erst vollbracht, als etwas Anarchistisches anzusehen; daß ferner in der That fast alle Attentäter der letzten Jahrzehnte von anarchistischen Grundgedanken ausgegangen sind. Seltsam wird jeder Unbefangene dieses Zusammentreffen in der That nennen; denn was hat es mit Anarchismus, der Lehre von einer zu erstrebenden Gesellschaft ohne Staat und ohne autoritären Zwang, was mit der Bewegung gegen den Staat und gegen legalisirte Gewalt zu thun, daß Personen ums Leben gebracht werden? Gar nichts. Aber die Anarchisten sehen ein, daß mit Lehren und Verkünden noch nicht genug gethan ist; der gesellschaftliche Neubau ist nicht zu errichten, weil die Gewalt der Machthaber im Wege ist; es gilt also, so fahren sie in ihren Folgerungen fort, neben der Propaganda durch Wort und Schrift und neben der Konstruktion auch die Destruktion; zum Umreißen aller Schranken sind sie viel zu schwach; also wenigstens die That propagiren und durch die That Propaganda machen; die politischen Parteien treiben positive politische Aktion; so müssen also die Anarchisten, als Einzelne, positive Antipolitik, negative Politik treiben. Aus diesem Raisonnement erklärt sich die politische Aktion der Anarchisten, die Propaganda der That, der individuelle Terrorismus.

Ich stehe nicht an, es in aller Schärfe auszusprechen – und ich weiß, daß ich mit diesen Worten weder hüben noch drüben Dank ernten werde –: Die Attentat[s]politik der Anarchisten geht zum Theil aus dem Bestreben einer kleinen Gruppe hervor, es den großen Parteien gleich zu thun. Es steckt Rennomirsucht darin. Wir machen auch Politik, sagen sie; wir sind nicht etwa unthätig; man muß mit uns rechnen. Die Anarchisten sind mir nicht anarchisch genug; sie sind noch immer eine politische Partei, ja, sie treiben sogar ganz primitive Reformpolitik; das Töten von Menschen hat von je her zu den naiven Besserungsversuchen der Primitiven gehört; und Mowbrays Brutus war ein kurzsichtiger Reformpolitiker. Wenn die amerikanischen Machthaber jetzt, ohne Rücksicht auf Rechte und Gesetze, einige ganz unbetheiligte Anarchisten aufhängen ließen, so handelten sie genau so anarchistisch wie irgendein Attentäter, – und vielleicht, eben so wie dieser, aus Idealismus. Denn nur Dogmatiker können leugnen wollen, daß es glühende und aufrichtige Staatsidealisten giebt. Die Anarchisten freilich in ihrer Mehrzahl sind Dogmatiker; sie werden schreien, daß ich, der ich mir auch heute noch das Recht

beimesse, meiner Weltanschauung den Namen der Anarchie zu geben, so ohne Weiteres meine Wahrheit ausspreche; sie sind auch Opportunisten und werden finden, gerade jetzt sei nicht die Stunde zu solcher Aussprache. Ich aber finde: jetzt gerade ist der Moment.

Auch Das freilich ist so ein Dogma der Anarchisten, daß sie etwa sagen: alle Tage werden so und so viele Arbeiter, so und so viele Soldaten, so und so viele Tuberkulöse von unseren mörderischen Zuständen ums Leben gebracht; was soll das Geschrei? Mac Kinley zählt nicht mehr als Einer von ihnen. Mit Verlaub! Auch da werde ich meinen Anarchisten gar zu anarchisch sein: mich hat der Tod Mac Kinleys mehr, weit mehr erschüttert als der eines Dachdeckers, der in Folge eines schlecht gebauten Gerüstes vom Dach gefallen wäre. Es ist altmodisch, ich gebe es gern zu; aber wenn ein Mensch, mit dem Schein der Machtfülle umgeben, harmlos und mit gutem Gewissen, von einem Mitmenschen, dem er die Hand hinstreckt, erschossen wird, wenn dann die Augen von Millionen seinem Sterbelager sich zuwenden, dann steckt darin für mich echte Tragik, die diesen Menschen, der vielleicht nur ein mäßiger Kopf und ein wenig edler Mensch gewesen ist, verklärt. Gern aber füge ich hinzu, daß eben so auch der Attentäter meinem Herzen näher steht als der unglückliche arme Kerl, der das Gerüst schlecht gezimmert hatte. Es will Etwas heißen, so mit dem Leben fertig zu sein.

Es ist hier nicht meine Absicht, mich in die Psychologie der modernen Attentäter zu versenken. Sie sind vielleicht weniger Helden oder Märtyrer als eine neue Art von Selbstmördern zu nennen. Für einen Menschen, der an nichts glaubt als an dieses Leben und den dieses Leben bitter enttäuscht hat, der erfüllt ist von kaltem Haß gegen die Zustände, die ihn zu Grunde gerichtet haben und die ihm unerträglich zu gewahren sind, kann es ein dämonisch verführerischer Gedanke sein, noch Einen von Denen da oben mitzunehmen und sich auf dem Umweg über die Gerichte und vor den Augen der Welt demonstrativ ums Leben zu bringen. Und mindestens eben so verführerisch ist gewiß der Gedanke, der tausendfach variirt in der anarchistischen Literatur wiederkehrt: der autoritären Gewalt die freie Gewalt, die Rebellion des Individuums entgegenzusetzen.

Das ist der Grundirrthum der revolutionären Anarchisten, den ich lange genug mit ihnen getheilt habe, daß sie glauben: das Ideal der Gewaltlosigkeit auf dem Wege der Gewalt erreichen zu können.

Sie wenden sich mit Heftigkeit gegen die „revolutionäre Diktatur", die Marx und Engels in ihrem Kommunistischen Manifest als ein kurzes Uebergangsstadium nach der großen Revolution vorgesehen hatten. Das sind Selbsttäuschungen; jede Gewaltausübung ist Diktatur, sofern sie nicht freiwillig ertragen, von den befehligten Massen anerkannt ist. In diesem Fall aber handelt es sich um autoritäre Gewalt. Jede Gewalt ist entweder Despotie oder Autorität.

Die Anarchisten müßten einsehen: ein Ziel läßt sich nur erreichen, wenn das Mittel schon in der Farbe dieses Zieles gefärbt ist. Nie kommt man durch Gewalt zur Gewaltlosigkeit. Die Anarchie ist da, wo Anarchisten sind, wirkliche Anarchisten, solche Menschen, die keine Gewalt mehr üben.

Ich sage damit wahrhaftig nichts Neues; es ist das Selbe, was uns Tolstoi schon lange gesagt hat. Als der König von Italien von Bresci umgebracht worden war, veröffentlichte Tolstoi einen wundervollen Artikel[2], der in den Worten gipfelte: Man soll die Fürsten nicht töten, sondern ihnen klarmachen, daß sie selbst nicht töten dürfen. Der Wortlaut war noch schärfer und der Artikel enthielt so wuchtige Streiche gegen die Machthaber, daß ihn anarchistische Blätter zum Abdruck brachten. Er war aber mindestens eben so scharf gegen die Anarchisten; auch diese Stellen wurden, ich möchte sagen: gemüthlich oder nonchalant, abgedruckt, aber, wie eine Marotte, nicht weiter beachtet.

Die Anarchisten werden einwenden: Wenn wir Gewaltlose sind, lassen wir uns alle Beraubung und Unterdrückung gefallen; dann sind wir nicht Freie, sondern Sklaven. Wir wollen nicht die Gewaltlosigkeit einzelner Individuen, sondern den Zustand der Gewaltlosigkeit; wir wollen die Anarchie, aber zuerst müssen wir zurückerhalten oder nehmen, was uns geraubt oder vorenthalten wird. Das ist wieder so ein Grundirrthum: daß man den Anarchismus der Welt bringen könne oder müsse; daß die Anarchie eine Menschheit[s]sache sei; daß zuerst die große Abrechnung käme und dann das Tausendjährige Reich. Wer der Welt die Freiheit bringen will – Das heißt eben doch: seine Auffassung von der Freiheit –, ist ein Despot, aber

[2] [Text in Leo N. TOLSTOI: *Das Töten verweigern*. Texte über die Schönheit der Menschen des Friedens und den Ungehorsam. Neu ediert von Peter Bürger & Katrin Warnatzsch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 3). Norderstedt: BoD 2023, S. 19-25.]

kein Anarchist. Niemals wird Anarchie eine Sache der Massen sein, nie wird sie auf dem Wege der Invasion oder der bewaffneten Erhebung zur Welt kommen. Und eben so wenig wird das Ideal des föderalistischen Sozialismus dadurch zu erreichen sein, daß man abwartet, bis das bereits aufgestapelte Kapital und der Bodenbesitz in die Hände des Volkes kommt. Die Anarchie ist nicht eine Sache der Zukunft, sondern der Gegenwart; nicht der Forderungen, sondern des Lebens. Nicht um die Nationalisation der Errungenschaften der Vergangenheit kann es sich handeln, sondern um ein neues Volk, das sich aus kleinen Anfängen heraus durch Innenkolonisation, mitten unter den anderen Völkern, da und dort in neuen Gemeinschaften bildet. Nicht um den Klassenkampf der Besitzlosen gegen die Besitzenden schließlich handelt es sich, sondern darum, daß sich freie, innerlich gefestigte und in sich beherrschte Naturen aus den Massen loslösen und zu neuen Gebilden vereinigen. Die alten Gegensätze vom Zerstören und Aufbauen fangen an, ihren Sinn zu verlieren: es handelt sich ums Formen des nie Gewesenen.

Wenn die Anarchisten wüßten, wie nah ihre Gedanken an den tiefsten Grund des Menschenwesens rühren und wie unsagbar weit sie abführen von dem Getriebe der Massenmenschen, dann würden sie schaudernd erkennen, welcher Abstand gähnt zwischen ihrem Handeln, ihrem oberflächlichen Benehmen und den Abgründen ihrer Weltanschauung, dann würden sie einsehen: es ist zu alltäglich und zu gewöhnlich für einen Anarchisten, Mac Kinley zu töten oder derlei überflüssige Possen und Tragoedien aufzuführen. Wer tötet, geht in den Tod. Die das Leben schaffen wollen, müssen Neulebendige und von innen her Wiedergeborene sein.

Ich müßte um Entschuldigung bitten, daß ich auf einem neutralen Boden „Propaganda für den Anarchismus“ mache, wenn ich nicht überzeugt wäre, daß, was ich hier, aber ohne mich irgend an das Wort zu binden, Anarchie nenne, eine Grundstimmung ist, die in jedem über Welt und Seele nachdenkenden Menschen zu finden ist. Ich meine den Drang, sich noch einmal zur Welt zu bringen, sein eigenes Wesen neu zu formen und danach die Umgebung, seine Welt, zu gestalten, so weit man ihrer mächtig ist. Dieser höchste Moment müßte für Jeden kommen: wo er, um mit Nietzsche zu sprechen, das ursprüngliche Chaos in sich schafft, wo er wie ein Zuschauer das Drama seiner Triebe und seiner dringendsten Innerlichkeiten vor

sich aufführen läßt, um dann festzustellen, welche seiner vielen Personen in ihm herrschen soll, was das Eigene ist, wodurch er sich von den Traditionen und Erbschaften der Vorfahrenwelt unterscheidet, was die Welt ihm, was er der Welt sein soll. Den nenne ich einen Anarchisten, der den Willen hat, nicht doppeltes Spiel vor sich selber aufzuführen, der sich so wie einen frischen Teig in entscheidender Lebenskrise geknetet hat, daß er in sich selber Bescheid weiß und so handeln kann, wie sein geheimstes Wesen ihn heißt. Der ist mir ein Herrenloser, ein Freier, ein Eigener, ein Anarchist, wer seiner Herr ist, wer den Trieb festgestellt hat, der er sein will und der sein Leben ist. Der Weg zum Himmel ist schmal, der Weg zu einer neueren, höheren Form der Menschengesellschaft führt durch das dunkle, verhangene Thor unserer Instinkte und der *terra abscondita* unserer Seele, die unsere Welt ist. Nur von innen heraus kann die Welt geformt werden. Der Zustand der Anarchie kann nur in einer neuen Welt, in einem noch zu entdeckenden Lande bereitet werden. Dies Land und diese reiche Welt finden wir, wenn wir durch Chaos und Anarchie, durch unerhörtes, stilles und abgründliches Erleben einen neuen Menschen entdecken; Jeder in sich selbst. Dann wird es Anarchisten geben und Anarchie, da und dort, Einzelne, Zerstreute; sie werden einander finden; sie werden nichts töten als sich selbst in dem mystischen Tod, der durch tiefste Versunkenheit zur Wiedergeburt führt; sie werden von sich mit Hofmannsthals Worten sagen können: „So völlig wie den Boden untern Füßen hab' ich Gemeines von mir abgethan." Wer erst durch seinen eigenen Menschen hindurchgekrochen ist und tief im eigenen lebendigen Blut gewatet hat: Der hilft die neue Welt schaffen, ohne in fremdes Leben einzugreifen.

Man würde mich sehr falsch verstehen, wenn man glaubte, ich predige Quietismus oder Resignation, Verzicht auf Aktion und auf Wirken nach außen. O nein! Man thue sich zusammen, man wirke für Munizipalsozialismus, auch für Siedlungs- oder Konsum- oder Wohnungsgenossenschaften; man gründe öffentliche Gärten und Bibliotheken, man verlasse die Städte, man arbeite mit Spaten und Schaufel, man vereinfache all sein äußeres Leben, um Raum für den Luxus der Geister zu gewinnen; man organisiere und kläre auf; wirke für neue Schulen und die Eroberung der Kinder; all Das erneuert doch nur das ewig Gestrige, wenn es nicht in neuem Geiste

und aus neu erobertem Binnenland heraus geschieht. Wir Alle warten auf Großes und Unerhörtes, all unsere Kunst ist voll von zitternder und leiser Ahnung von Etwas, das sich vorbereitet: aus unserem Wesen heraus wird es kommen, wenn wir das Unbekannte, Unbewußte heraufzwingen in unseren Geist, wenn unser Geist sich selbst vergißt im Elemente des ungeistig Psychischen, das in unseren Höhlen auf uns wartet, wenn wir neu werden; dann wird die geahnte Welt werden, die die äußere Entwickelung nie bringen wird. Die große Zeit wird den Menschen kommen, die nicht nur Zustände und Einrichtungen, sondern sich selbst nicht mehr ertragen. Nicht Andere umbringen, sondern sich selbst: Das wird das Kennzeichen des Menschen sein, der sein eigenes Chaos schafft, um sein Urältestes und Bestes zu finden und mit der Welt so mystisch eins zu werden, daß, was er in die Welt wirkt, aus einer unbekannten Welt in ihn hineingeflossen zu sein scheint. Wer die verflossene Welt in sich zu neuem Leben, zu individuellem Leben erweckt, wer sich selbst als Strahl der Welt fühlt, nicht als Fremden: Der kommt, er weiß nicht, woher, Der geht, er weiß nicht, wohin, Dem wird die Welt sein wie er selbst und er wird sie lieben als sich selbst. Die werden leben unter einander als Gemeinsame, als Zusammengehörige. Da wird Anarchie sein. Das ist ein weites Ziel; aber es ist nun schon so gekommen, daß uns das Leben unfaßbar ist, wenn wir nicht Unglaublichem zuzusteuern uns vornehmen. Das Leben ist uns nichts und nichtig, wenn es uns nicht ein Meer ist, ein Unendliches, das uns Ewigkeiten verheißt. Was Reformen, Politik, Revolution! Es ist doch immer das Nämliche. Was Anarchismus! Was die Anarchisten uns als ideale Gesellschaft aufzeichnen, ist viel zu vernünftig, viel zu sehr mit dem blos Gegebenen rechnend, als daß es je Wirklichkeit werden könnte und sollte. Nur wer mit Unbekanntem rechnet, rechnet richtig. Denn das Leben und der eigentliche Mensch in uns, sie sind uns unbenannt und unbekannt. Nicht fernerhin Krieg und Mord, sondern Wiedergeburt.

Sehr falsch würde man aber wiederum meine Meinung verstehen, wenn man in dieser gewandelten Auffassung eine Abkehr von der vielseitig fördernden, aufrüttelnden, zusammenfassenden und erneuernden Thätigkeit des freien, undogmatischen Sozialismus finden wollte. Vielleicht liegt es Unsereinem, der solchen Dingen seit Jahren sein Thun gewidmet hat, nicht nah genug, gerade jetzt

auf all Das hinzuweisen, wo der Kinderglaube an eine radikale Wandlung durch äußeres Geschehen überall aufgegeben wird, wo man sieht, daß der Sozialismus nicht eine Sache ist, die hinter der bürgerlichen Gesellschaft als neues, glänzendes Gebilde aufsteigt, sondern Etwas, das innerhalb unserer kapitalistischen Welt selbst wächst und sich überall in sie hineindrängt. Diese Erkenntniß, so selbstverständlich sie jetzt zu werden beginnt, ist doch zu sehr mit Schmerzen erkauft, als daß wir uns so schnell in die neue Art der Thätigkeit hineinfinden könnten; es ist etwas Helles, Hartes, Praktisches in den modernen Sozialismus gekommen. Das ist erfreulich, gewiß; aber wir Schwärmer von *anno* dazumals waren so sehr an das Halbdunkel und die Romantik der Erwartung und der Vorbereitung des Plötzlichen gewöhnt, daß man uns schon einige Zeit gönnen mag, uns nun an die neue Art zu gewöhnen; es fehlt ja auch nicht an frischen Kräften, die am Werke sind. Eben so wenig übersehe ich, daß die Massen, die aus sozialer Noth und Unsicherheit heraus wollen, gar wenig mit den höchsten Kulturbedürfnissen und den seelischen Nöthen zu thun haben, von denen ich hier rede. Es ist ihnen gleichgiltig, wonach wir Besonderen ringen, und es wäre wiederum verderbliche Romantik, wenn man glaubte, die Erneuerungen, die den sozial abhängigen und armen Massen nothtun, seien identisch oder auch nur unlöslich verschmolzen mit der Wesenswandlung der Menschen, von der ich hier spreche. Wir müssen einsehen lernen, daß es hunderterlei Wege giebt, staatliche und außerstaatliche, um den Massen vom Fleck zu helfen; wir müssen uns abgewöhnen, jede Verbesserung, jede Erneuerung nur in Verbindung mit unserem höchsten und letzten Ziel und unter keinen Umständen anders haben zu wollen. Es ist ein wundervoller Gedanke, den Wohlstand, das Gedeihen der Massen und die innerste Nothwendigkeit der Kultur so ineinander zu verkoppeln, daß beide Ziele auf einem Weg erreicht werden; aber er ist falsch, wie alle solche starren, reinlichen Begriffsgedanken falsch sind. Wir haben lange genug unter Sozialismus eine vage, allverbindende Weltanschauung verstanden, eine Springwurzel, die alle Thore öffnet und alle Fragen löst; wir könnten jetzt wissen, daß Alles, in der Welt da draußen und eben so in unserer Seele, so durcheinander gewirrt ist, daß es niemals einen Weg giebt, den Alle zu einem Ziele gehen könnten. Was ich hier also vertrete, ist keineswegs eine Aufforderung an die Menschengesellschaft;

wir müssen einsehen, daß es viele Stufen der Kultur neben einander giebt, und können ruhig den Traum aufgeben, der nicht einmal schön ist, daß Alle auf ein Niveau gehoben werden sollen. Keine Aufforderung; ich will nur den inneren Zustand beschreiben, aus dem heraus Einzelne vielleicht dazu gelangen können, den Anderen Kommunismus und Anarchie vorzuleben. Ich will nur sagen, daß diese Freiheit erst im innersten Menschen geboren und erzogen sein muß, bevor sie sich als eine äußere Thatsächlichkeit sehen lassen kann. Auch Sozialismus ist allmählich ein altes Wort geworden; er hat Vielerlei zusammengefaßt, das jetzt in mehrere Selbständigkeiten auseinanderfällt. Ueberall geht die Dogmatik zu Ende und der Kampf für Schlagwörter, die man als utopistische Grenzpfähle an den Beginn einer neuen Periode gestellt hatte; überall ist aus den Worten Wirklichkeit und Fließendes geworden, Unberechenbares und Schwankendes. Klarheit giebt es eben nur im Lande des Scheins und der Worte; wo das Leben beginnt, hört die Systematik auf.

Auch die Anarchisten sind bisher gar zu sehr Systematiker und in feste, enge Begriffe Eingeschnürte gewesen; und Das ist schließlich die letzte Antwort auf die Frage, warum Anarchisten im Menschentöten etwas Werthvolles erblicken. Sie haben sich angewöhnt, gar nicht mehr mit Menschen zu thun zu haben, sondern mit Begriffen. Es giebt zwei feste, getrennte Klassen für sie, die einander feindlich gegenüber stehen; sie töteten nicht Menschen, sondern den Begriff des Ausbeuters, des Unterdrückers, des Staatsrepräsentanten. So ist es gekommen, daß Die gerade, die im Privatleben und Empfinden oft die Menschlichsten sind, im öffentlichen Treiben der Unmenschlichkeit sich hingeben. Ihr Empfindungsleben ist dann ausgeschaltet; sie handeln als denkende Wesen, die, ähnlich wie Robespierre der Göttin der Vernunft, der scheidenden und urtheilenden, unterthan sind. Aus den Urtheilen der kalten, innerlich unwissenden, unlebendigen, leben[s]feindlichen Logik sind die kalten Todesurtheile zu erklären, die von den Anarchisten gefällt werden. Die Anarchie aber ist nichts so Nahes, Kaltes, Deutliches, wie die Anarchisten gewähnt hatten; wenn die Anarchie ihnen zum dunklen, tiefen Traum wird, statt eine begrifflich erreichbare Welt zu sein, wird ihr Ethos und ihr Handeln von einerlei Art werden.

London. *Gustav Landauer*.

Einkehr

(1909)[3]

[…] Schuld? Wer hat hier von Schuld geredet? Wir sprechen hier nicht von der Schuld, sondern von den Verfallserscheinungen. Sollen wir wirklich hier den Knäuel der Schuld, das aus den Jahrhunderten her zu uns heruntergerollt ist, aufzulösen versuchen? Kein Zweifel: auf der Seite der Besitzenden und Gebildeten, die die Armen in Not und geistiger Armseligkeit lassen und sie oft hineinstoßen, ist die Masse der Schuld aufgehäuft. Aber möchten sich die Proletarier manchmal fragen, wie sie wären, wenn sie im Wohlstand aufgewachsen wären! Die äußere Not schafft uns niemals Befreiung und Kultur; nur wenn über die Menschen die innere Not und Notwendigkeit kommt, raffen sie sich auf zur errettenden Tat. Dem Proletarier ist die äußere Not ein Ansporn zur Besinnung und zum Aufbäumen, aber nur dem Ausnahmsproletarier schafft dieser Antrieb den Geist, der ihn dem neuen Volke zuführt. Und so sind es auch Ausnahmsbürger, denen der Ekel über ihre eigene Stellung und ihre Umgebung am Halse würgt und die aus innerer Not von den überlieferten Zuständen sich lossagen. Schuld an unsern Zuständen trägt der Verfall des einigenden und Bünde schaffenden Geistes. Man verwechsele ja nicht diesen Geist der Gliederung und tatkräftigen Gerechtigkeitsordnung mit der Bildung! Wohl bleibt in manchem Proletarier durch die Dumpfheit der Unbildung der Geist, der in ihm ist, im Keime stecken und gelangt nicht zur Entfaltung, wenn wir ihn nicht wecken und pflegen. Aber ebenso oft ist wahr, daß der Geist verkümmert und verschüttet wird durch die Selbstzufriedenheit dessen, was sich in unseren Zeiten Bildung nennt. – Was ist aber schuld an dem Verfall dieses Geistes? Es müßte eine lange Geschichte von Jahrhunderten oder Jahrtausenden geschrieben werden, um darauf zu antworten; aber wir hätten dann von großen Zusammenhängen und Ideenbewegungen geredet, jedoch nicht von Schuldigen und von Schuld. Der liebe Gott oder die böse Entwicklung sollen schuld sein! Aber der liebe Gott und die heilige Entwicklung werden

[3] Textquelle | ab. [= Gustav LANDAUER]: *Einkehr*. In: Der Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes, 1. Jg., Nr. 9 vom 15. Juni 1909, S. 68-72, hier S. 69-72.

uns nicht erlösen; da müssen wir schon unser eigener Gott und der Träger und Verkörperer unserer Entwicklung sein.

„Gewiß; indem wir kämpfen gegen die, welche die Träger der bisherigen Entwicklung sind."

Die Träger unseres Ganges bis hierher sind *wir alle* mit dem, was wir tun, lassen und dulden. Gibt es ein auserwähltes Volk so ist es nicht eine Kapitalismusklasse; alle Klassen der kapitalistischen Gesellschaft sind Kapitalismusklassen; Kapitalismusklassen, das heißt hier lediglich, Glieder der kapitalistischen Gesellschaft, Produkte der in unsern Zeiten geschaffenen und geduldeten Zustände, sind die Kapitalisten wie die Proletarier. Nicht ein Produkt dieser Verfallszeit ist der Träger der Erlösung, der Erneuerung; das auserwählte Volk setzt sich vielmehr zusammen aus den Auserwählten, aus denen, deren Natur und Charakter und Arbeit an sich selber sie zu Schaffenden, Vorausgehenden, Genesenden und Heilenden macht. Wohl den Proletariern, daß sie es leichter haben, ihre Seele aus der Verstrickung des Kapitalismus zu lösen, weil sie mit ihren Interessen nicht an ihm hängen, weil die Kultur, die zu schaffen ist, ihnen einleuchtender als vielen der andern unmittelbaren Nutzen verspricht. Aber wie lange ist dieses Wichtige, Gewichtige für schwerer wiegend gehalten worden als es wirklich ist! „Die Proletarier haben nichts zu verlieren als ihre Ketten; sie haben eine Welt zu gewinnen." Da ist schon wieder von einem abstrakten Gebilde die Rede, nicht von den wirklichen Menschen, die uns umgeben. Der Satz ist eine flammende Aufforderung; ein rüttelnder Zuruf; aber er ist keine Beschreibung. Die Schilderung der Wirklichkeit müßte lauten: Massen der Industrie- und Großstadt- und Landproletarier haben mehr eingebüßt als gute Nahrung und Kleidung und Wohnung und Sicherheit der Lage; sie haben ihre Seele verloren; sie haben keinen Mut, keine Tatkraft, keine Hoffnung mehr. In die Masse, der es not täte, daß man ihr zum Gegengewicht gegen ihre Verödung eine bis an die Religion grenzende Vergeistigung brächte, hat man in grausamer Dummheit den Materialismus gebracht und die Lehre, sie seien – so, wie sie sind, in ihrer Gesamtheit – die Erkorenen und die Heilbringer; ihrem leiblichen Hunger hat man die geistige Sattheit zum Geschwister gegeben; man hat den Hochmut und den Dünkel in ihnen großgezogen, und das Ergebnis ist, daß sie nichts anderes wissen als Entwicklung und Klassenkampf. Es gibt eine

Geschichte ad usum delphini, d. h. eine für die Prinzenerziehung zurechtgemachte, verlogene Geschichtsdarstellung; aber die Geschichte, die man ad usum plebis, zur Benutzung für den Proletarier zustutzt, ist nicht im mindesten besser: es soll nichts Großes und Herrliches und Heiliges mehr in der Welt geben, kein Schaffen des Überragenden, kein leises, aber unwiderstehliches Wehen des Geistes, kein Schauen und Künden des Propheten, das nicht alles auf Klassenkämpfe und Wirtschaftszustände zurückgeführt werden könnte.

Man will den Weg zur Erneuerung in der Form des Krieges sehen: zwei Heere stehen einander gegenüber; die Reichen und die Armen; wenn die Armen siegen, werden sie Einrichtungen schaffen, die der Armut ein Ende machen.

Wie kindlich ist solche Auffassung. Zwei Heere? Sind denn nicht auch jetzt schon die Armen wie Sand am Meer, und die Reichen wie einzeln verstreute Felsblöcke? Sehen denn nicht in Wahrheit, wenn schon einmal einen Augenblick von Heeren die Rede sein soll, diese Armeen ganz anders aus? Stehen nicht auf der einen Seite *neben* den Reichen ungezählte Scharen Arme, in Uniform und ohne Uniform, und ihnen entgegen eine kleine Schar Solcher [sic], die von einem gewissen Geiste, wenn auch bisher meist nur vom Geiste der Zerstörung und der Rache, ergriffen sind?

„So ist es. Und eben darum müssen wir fortgesetzt arbeiten und wühlen, damit die Masse von dem Geiste, wie du sagst, der Zerstörung und der Rache ergriffen werde, mit uns zusammen kämpfen und schließlich siegen."

Das geschieht nun aber schon an die sechzig Jahre lang; und wenn die Proletarier das immer noch nicht einsehen, daß sie als Gesamtheit ja eigentlich nur den Finger auszustrecken haben, um das zu erlangen, was ihr den Sieg nennt, so muß es denn doch seine Gründe haben.

Das ganze Bild, das diese Auffassung sich von dem Kriege macht, ist falsch. Hier ist nicht von einem Kriege zu reden, sondern von einem Verfall, der seit Jahrhunderten herangekrochen ist, der in allen Schichten unserer Völker um sich gefressen hat, und in den letzten sechzig Jahren schnelle, in den letzten zwanzig Jahren rapide, in den letzten zehn Jahren reißende Fortschritte gemacht hat.

Die äußere Not, die wir alle schaffen und dulden, täglich mit

unserem Tun und Lassen neu befestigen und verstärken, kommt von der inneren Elendigkeit und Kläglichkeit. Woher sollte sie sonst kommen? Die Natur, was man so nennt, schafft sie nicht, wir sind ein Stück von ihr und sind stark genug, ihre Kräfte herrisch in unsern Dienst zu zwingen. Sind wir etwa zu viele auf Erden? und ist es insofern eine natürliche Notwendigkeit, daß es Not und Kampf und Laster gibt? Man darf diese Frage nicht, wie es oft geschieht, mit der andern verwechseln, ob etwa viele Proletarier in der Lage, in der sie jetzt sind, zu viele Kinder haben. Hier geht es nur um die Vergleichung des Anwachsens der Produktionskräfte und ihrer Ursache, des Anwachsens der Bevölkerungszahl; und da wirklich nichts von unserm Planeten fortfliegt und alles, was wir verzehren, als Stoff oder Kraft der Erde wieder gegeben wird, läuft die Sache schließlich auf das Gesetz von der Erhaltung des Stoffs und der Erhaltung der Energie hinaus: wir können beruhigt sein; auch insofern ist die Natur nicht schuld, wenn Menschen verhungern. Kommt die Not nicht von der Natur, so kommt sie von uns; kommt sie von uns, so kommt sie von unsrer inneren Beschaffenheit; denn die Verhältnisse sind, wie wir uns zu einander verhalten. Wie wir uns zu einander verhalten, das heißt, was die wenigen Mächtigen gebieten, und was die eigentlich Mächtigen, die Massen, sich bieten lassen und befolgen und tun, das bestimmt der Geist, der unter uns waltet. Nicht einen Krieg gegen Personen oder Institutionen, zwischen Klassen gilt es also vor allen Dingen, sondern die Sammlung und Erweckung derer im Volke, die dem starken Geiste, dem jetzt wieder einmal Neuen, dem Verborgenen, der Tat, dem Schaffen, dem Gestalten zugewandt sind.

Wer sich vor einem Gespenst fürchtet, wer es wie eine Wirklichkeit bekämpft, handelt genau so falsch und verhängnisvoll, wie wer den Spuk wie einen Gott verehrt und anbetet. Was würde man zu einem Manne sagen, der mit einem Hammer in der Hand auf einer großen Leiter gen Himmel empor stürmte, um Gott zu bekämpfen? Der Gott sitzt im Kopfe der Menschen, das wißt ihr nun schon. Warum aber wollt ihr nicht einsehen, daß ebenso auch der Staat und der Zustand und die Gesellschaft in dem Augenblick zu Schein und Dunst werden, wo ihr sie nicht mehr anerkennt, wo ihr ihnen nicht mehr in eurem Denken und eurer Gedankenlosigkeit das Leben schenkt?

Oscar Wilde erzählte von einem Manne, der all seine innere Scheußlichkeit und Erniedrigung in einem gemalten Bilde leibhaft vor Augen hatte und eines Tages in Wut das Bild durchbohren wollte; aber als er das tat, hatte er sich selber getötet und das schändliche Bild war nie Wirklichkeit gewesen. So schließet ihr eure Reihen und sammelt euch zu einem Kriegszuge und merkt nicht, daß es euer Götzenbild, daß es euer eigenes Bild ist, daß ihr es selbst seid, wogegen ihr auszieht. Seht euch doch um unter den Menschen und unter den Sachen, seht euch mit hellen, unverschleierten Augen um. Ist denn da etwas Leibhaftes, nach dessen Untergang eine Kultur da sein oder beginnen könnte?

Nein! Euch selbst müßt ihr töten, so wie ihr jetzt seid. Den andern Menschen in euch müßt ihr herauflassen, und euch dann in neuem Geiste neu verbinden. Was in euch ist und was zwischen euch ist, was ihr tut und was ihr duldet, das ist der Feind. So ist es zu verstehen, daß man im Bauen zerstören muß. Indem ihr die Hirngespinste, die ihr für Sachen gehalten habt, zerstört, baut ihr euren andern Menschen auf. Indem ihr als zu euch selber Gekommene die neue Arbeitsgesellschaft aufbaut, zerstört ihr mit jeder neuen Wirklichkeit, die ihr schafft, die alte Wirklichkeit, in der ihr euch selber entgegen waret.

Hindernisse sind da; sie sind nicht zu übersehen: Gesetze und die ganze gewaltige Kriegsorganisation zu ihrem Schutze. Nur daß ihr selbst geholfen habt, die Gesetze zu machen; nur daß ihr selbst Glieder der Organisation seid, daß ihr selbst euch selbst unterwerft und Herr und Knecht in einer Person seid. Nicht Sachen sind es, die unserm Gange im Wege stehen, sondern Menschen. Nicht bloß Menschen wie ihr, das wäre zu wenig gesagt, nein Menschen, die ihr selbst seid. Saget nicht, wir hätten ja in Deutschland nur halbkonstitutionelle, scheindemokratische Zustände, das Volk hätte ja kein völliges Bestimmungsrecht. Wir haben in der Schweiz sehr weitgehende politische Demokratie, und gerade in Ländern der Art zeigt sich am schärfsten, daß es, solange sich die Völker nicht zum Sozialismus, das heißt, zum Geiste aufgerafft haben, überhaupt nur Scheindemokratie, nur die schlimmste Art Kampf der Menschen als Gesetzgeber und Gewaltherren gegen sich selbst als Objekte der Gesetzgebung, auf deutsch als Untertanen giebt. Erleben wir doch jetzt sogar das erstaunliche Schauspiel, daß sich deutsche „Anarchisten“

eine Organisation schaffen, die den Namen einer demokratischen Partei noch lange nicht verdient, eine durchaus bureaukratisch-zentralistische Organisation, wo überall an die Stelle der eigenen Initiative das Vertreter- und Beamtensystem gesetzt ist, und daß diese Organisation zu Stande gekommen sein soll, ohne daß die Beteiligten eine Ahnung hatten, daß sie zu diesem Zweck ihre Delegierten entsandt hatten. Politik, von der wir uns lossagen müssen, um statt ihrer zur Arbeit zu schreiten, Politik ist keineswegs bloß Gesetzgebung; Politik ist jeglicher Kampf, der *für oder gegen* Wortgebäude als wären sie Wirklichkeit geführt wird. Es hilft nichts, wir müssen zu uns selber vordringen und müssen die Gespenster, gegen die wir angehen, treffen, wo sie sind: in uns.

„Aber wir, die schon weiter sind, wir, die uns frei machen wollen? Uns sind die andern entgegen; die Massen, die noch beim Alten stehen, und ihre Führer, die Reichen und Mächtigen."

Und diese Massen werden so lange sich nicht regen oder falsche, unnütze, verderbliche Wege gehen, als ihr ihnen nicht vorausgeht, als ihr nicht *dadurch* Leben und unaufhaltsame Bewegung in sie traget, daß ihr den Hindernissen entgegengeht. Es sei hier wiederholt, was in unserm zweiten Flugblatt gesagt wurde:

„Die Zerstörung aller Hindernisse kommt, wenn sie *wirkliche* Hindernisse sind, wenn wir nämlich ganz dicht, sodaß nicht der kleinste Zwischenraum mehr ist, bis zu ihnen herangerückt sind. Jetzt sind sie nur Hindernisse der Voraussicht, der Phantasie, des Bangens."

Ein weiter, langsamer Weg; ein Weg zunächst für die Wenigen. Wir können's nicht ändern, daß es mit unserm Verfall so weit gekommen ist. Wir ringen um die Wirklichkeit und die Macht. Es gibt nur *eine* Macht in der Welt: den schaffenden Geist. Wollt ihr's bequemer haben, so baut euch zur Bekämpfung des Scheins einen Schein. Es gibt nichts Härteres, als die Wirklichkeit. Aber wir wollen's hart haben und müssen darum auch hart sein. Wie leicht ist's, der Menge in tönenden Worten das Nichts zu geben, das zu hören ihr schmeichelt und ihr bequem ist; die Luft im Munde hin und her zu bewegen, die die Menge selber ausgeatmet hat. Wir wollen lieber auf Steine kauen. Uns liegt nicht daran, eine Partei zu gründen oder Anhänger zu organisieren; es ist uns auch nicht damit gedient, daß etwas los ist; wir wollen nicht das, was man so „die Bewegung"

nennt, sondern wir wollen ganz wirkliche, ganz leibhafte Bewegung. Ja, wir wollen ganz Sonderbares, wollen das, woran heute niemand in Wirklichkeit denkt, niemand in Wirklichkeit schafft, woran niemand in Wirklichkeit glaubt: wir wollen helfen, den Sozialismus als eine Wirklichkeit zu schaffen. Wir sehen den Untergang vor Augen, sehen ihn in allen Schichten unsrer Völker, in allen; und spüren den Aufgang und die Erneuerung in uns selber. Die so sehen wie wir, die sich so fühlen wie wir, die rufen wir, die brauchen wir und die brauchen uns. Die wollen wir sammeln; mit denen wollen wir bauen und vorgehen, auf daß wir ein Zeichen unter den Völkern seien: hier ist die Stelle, wo der Weg wieder aufwärts führt. | *ab*.

Sind das Ketzergedanken?

Aus dem Sammelbuch „Vom Judentum“
(1913)[4]

Ein Kennzeichen unserer Zeit ist, daß vieles im Geiste, aber wenig in Wirklichkeit fertig wird. Vielleicht entspricht sogar dem Mangel an tatsächlicher Durchsetzung eine besondere Regsamkeit des Geistes, der fortwährend darauf aus ist, seine eigenen Gestaltungen, ohne daß sie die Form der Phantasie und der Doktrin verlassen, zu überwinden. Man könnte sich eine also beschaffene Gesellschaft der Menschen denken, daß die Ideen in ihr Werkzeugcharakter hätten, d. h. daß sie wie ein Spaten oder ein Fahrzeug nur im Gebrauch Sinn und Leben hätten und auch nur durch die Anwendung sich abnutzen könnten. Bei uns haben die Ideen die Art nicht von dienenden Werkzeugen, sondern von Gestalten eines Dramas, das sich in der Luft abspielt: die Ideen wandeln sich, bekämpfen einander, bringen einander und sich selber um, setzen natürliche und unnatürliche Kinder in die Welt, und derweile liegt die Wirklichkeit stumpf und geistlos da und kommt nicht von der Stelle. Fast unser gesamtes Parteiwesen ist eine solche dramatische, meist tragikomische Fata morgana als Ersatz wirklicher Lebensdramatik.

Man betrachte einmal z. B. die Geschichte des Sozialismus von diesem Standpunkt aus. Ist es nicht die Geschichte einer mit lebhaften Fiebergesichten verbundenen Gelähmtheit? Fast die einzige Wirklichkeit, die in dieser langen Geschichte zu gewahren ist, ist die sogenannte soziale Gesetzgebung, das Arbeiterschutz- und Versicherungswesen, das der Realpolitiker Bismarck begann. Die Untätigkeit aber im Lager der eigentlichen Sozialisten ist so stark, und die Hemmungen, die sie vor allem in sich selber vorfinden, sind so gewaltig, daß eine eigene Theorie, die Entwickelungslehre der Marxisten, erfunden werden mußte, damit die Idee sich selber und ihr eigenes Scheinleben ertrug.

Hier waltet ein Verhängnis über unserer Zeit. Die Ideen, die in den Einzelnen entstehen, sind sozialer Natur, d. h. es ersteht ein

[4] Textquelle | Gustav LANDAUER: *Sind das Ketzergedanken*? In: Vom Judentum. Herausgegeben vom Verein jüdischer Hochschüler BAR KOCHBA in Prag. Zweite Auflage. Leipzig: Kurt Wolff Verlag 1913, S. 250-257. [https://archive.org]

Plan im Geist eines Individuums, der sich aber nur durchführen läßt, ja der erst Blut und Nerv gewinnt durch die Beteiligung vieler am Beginn. Da kommt Theodor Hertzka oder Silvio Gesell oder Franz Oppenheimer oder Josef Popper nach intensivem Miterleben unserer drückenden und beschämenden Zustände, und jeder von einem andern Erleben, Denken und Wünschen her sagt schlicht, klar, eingehend, was zu tun, gleich jetzt zu tun sei. Aber sie haben in die Luft gesprochen, und ihr ganzer Erfolg wäre etwa, daß ihre Anhänger einander gegenseitig totreden.

Möglich, daß dieser Zustand eine Blüte starker Kunst herbeiführt. Denn produktiv geladene Naturen, die solche Vereinsamung erleben, mögen schließlich erkennen, daß der Gegensatz zwischen der individuellen Form und dem sozialen Inhalt ihrer Idee die Schuld an dem tragischen Mißverhältnis trägt. Schöpferisch und aktiv wie sie sind, mag ihnen nichts übrigbleiben, als in ihre Idee die Erfüllung mit hineinzunehmen und also allein in der Phantasie zu vollbringen, was in Wirklichkeit nur die vereinte Kraft stark Fortgerissener tun könnte.

Ich glaube zu gewahren, daß auch die Idee der Erneuerung des Judentums keinen andern Gang geht als diesen. Noch ist nicht der kleinste Anfang einer Verwirklichung da, und schon nimmt der Parteienkampf alles vorweg, was irgend an Wirklichkeiten aufeinander folgen könnte. Man nehme alle Parteien, die es in irgendwelchen Nationen gibt, und sehe zu, ob die jüdische Nation, die noch gar keine äußere Gestalt hat, nicht noch ein paar mehr hat als sie alle zusammengenommen. Kennzeichnend für das, was hier Partei genannt wird, ist eine Art masturbierende Selbstbefriedigung der sogenannten Bewegung in sich selbst; die Partei ist wie ein Binnensee, in den die Idee eingeströmt ist, aus dem sie aber nicht wieder hervorkommt. Die Aktivität der Idee verwandelt sich so in die unpsychologische und lieblos verketzernde Unduldsamkeit der Partei. Haben nun die andern Nationen wenigstens das Scheingebilde ihres Staates, so daß sich die Politik, der Schein der Wirklichkeit, aus all dem Streit der Unfruchtbarkeit ergibt, so geht der Schemenkampf der sich selbst verzehrenden jüdischen Ideologie in noch dünnerer Luft vor sich: es wird um Auffassungen, um ein unendlich variables und variiertes „Wenn …“ gestritten. Welches soll die Sprache sein, wenn wir in Zion sind? Welches werden die gemeinsamen Sitten

und Bräuche sein? Ich zweifle nicht, daß schon irgendwo untersucht worden ist, ob die Schweinezucht zulässig sein wird.

Dazu kommt noch ein sehr Wichtiges. Je stärker wir uns unserer jüdischen Nationalität bewußt werden, um so mehr werden wir uns ihrer als einer Tatsächlichkeit bewußt, die erst dann volles, schönes, strömendes und all unser Wesen erfüllendes Leben hat, wenn wir es nicht mehr nötig haben, sie mit dem Bewußtsein zu halten und zu umklammern. Die starke Betonung der eigenen Nationalität, auch wenn sie nicht in Chauvinismus ausartet, ist Schwäche. Schreibt ein Deutscher über die Romantik oder den Sozialismus oder die Erhaltung der Energie, so schreibt er eben über die Romantik oder den Sozialismus oder die Erhaltung der Energie. Der bewußte Jude schreibt über Romantik und Judentum, über Sozialismus und Judentum, über die Erhaltung der Energie und das Judentum und auch noch über das Radium und das Judentum. Aber auch hier geht der Kreislauf der Idee, im Geiste verharrend, ohne eine Verwirklichung äußerer Art auch nur zu berühren, rasch vor sich. Schon sind wir dieser unausgesetzten Betonung dessen, was nur wahr und wertvoll ist, wenn es selbstverständlich ist, müde. Schon erkennen wir, daß unser Judentum zu den Dingen göttlichen Unwissens gehört, von denen Meister Eckhart sagt: „Der Mensch ist, das muß wahr sein, ein Tier, ein Affe, ein Tor, solange er im Unwissen verharrt. Das Wissen aber soll sich formen zu einer Überform, und dies Unwissen soll nicht vom Nichtwissen kommen, vielmehr: vom Wissen soll man in ein Unwissen kommen. Dann sollen wir wissend werden des göttlichen Unwissens, und dann wird unser Unwissen geadelt und geziert mit dem übernatürlichen Wissen!“ Uns allen war es Bereicherung und Erhöhung und Befestigung unserer Tatsächlichkeit, als wir anfingen, mit vollem Bewußtsein Juden zu sein. Aber jetzt sind wir es so sehr, daß wir wissen: wir sind es in jeder geistigen und seelischen Regung und Tätigkeit, und sind es dann am wenigsten, wenn wir das Judentum für sich allein betonen. Nation ist eine Bereitschaft oder Disposition, die dürr und hohl und klappernd wird, wenn sie ohne Verbindung mit der Sachwirklichkeit, mit Aufgaben und Arbeiten auftritt und wenn sie anderes ist als deren Ursprung und Tönung.

Noch mehr also kommt dazu. Keiner, der eine Aufgabe in sich spürt, die ihm die Frage, wozu er lebe, erspart, vermag es, *in suspenso*

zu leben. Man wirkt aus dem Grunde seiner Nationalität heraus für eine Sache, die wohl verschiedene Verzweigungen und Benennungen hat, aber in aller Vielfältigkeit die Sache der Menschheit ist, die zur Wirklichkeit werden soll. Wiewohl für diesen Kampf und Aufbau all das gilt, was eben über die Selbstverzehrung der Idee gesagt worden ist, gibt es doch eine Schar von solchen, die sich bereithalten und als Zusammengehörige fühlen. Nicht nur, daß sie aus allen Nationen kommen und sich eins und neu fühlen; zu wenig gesagt; sie fühlen sich so durch das Band des Geistes verbunden und von denen, die nicht mitgehen, getrennt, wie wenn sie eine neue Nation wären. Und sie nehmen das Beste, was sie von ihrer alten Nationalität fühlen, mit in diese neue auf. In jedem Volk sind heute entscheidende Trennungen zwischen den Vielen und den Wenigen; und dieser Riß geht durchs Judentum wie durch die andern Völker. In der neuen Nation, die im Werden ist, sind freilich eine überwiegend große Zahl Juden; aber diese Juden fühlen sich als Einheit, als einen Bund, der seinen Beruf an der Menschheit zu erfüllen hat; und je mehr sie das in sich spüren, um so mehr ist für sie Zion schon lebendig. Denn was anders ist die Nation, als ein Bund solcher, die von verbindendem Geist geeint in sich eine besondere Aufgabe für die Menschheit spüren? Nation sein heißt ein Amt haben.

Was da geschildert wird, ist ein neues Gebilde, etwas wie eine werdende Nation, die sich als neue Gemeinschaft zum Aufbauen der Anfänge einer gerechten, einer schöpferische Kräfte entfesselnden freien Gesellschaft empörerisch allen alten Nationalstaaten, dynastischen Staaten, Unrechts- und Gewaltstaaten entgegenwirft. Sie, die so das Werdende in sich spüren und das Schaffende aus sich loslassen wollen, sind bewußt Abgesonderte, die all das uralt heilige Gut der individuell nationalen Organisation ihrer Leiblichkeit und Geistigkeit in den Dienst ihrer vorbildlichen Arbeit an der Menschheit stellen, die durch die Wirklichkeit werden soll. Die Bewußtheit und Betonung dieser, dieser erst werdenden Nation ergibt sich als immer frische Notwendigkeit, weil hier erst aus dem Geiste eine Wirklichkeit wachsen soll. Wir Juden nun, die wir geworden werdende Juden sind, können da nicht zweierlei und getrenntes in uns finden; die neu werdende Als-ob-Nation, von der hier gesprochen wird, und das, was uns eint, wenn wir aussprechen wollen, was wir als Juden sind, das beides ist ein und dasselbe. Wir haben

uns abgetrennt und finden uns beisammen; der Dienst an der Menschheit treibt uns und unser Geist lechzt, mehr und anderes zu werden als Geist: Gesellschaft, Volk, Körperschaft, Organismus. So daß, je mehr wir unsere Nation aus der verborgenen Stille bloßer Tatsächlichkeit zu Worten des Willens und der Wandlung erheben, je mehr wir bewußte Juden werden, die unter Judentum unser Wesen verstehen, Judentum für uns zusammenfällt mit einer sachlichen Richtung einer Erfüllung zu. Je völliger und reiner und wirklichkeitsgesättigter wir dies unser Wesen und Drängen und Wissen und Bereiten aussprechen, um so zugehöriger werden sie aus allen Nationen zu uns stoßen und uns in liebevoller Gemeinschaft beibringen, daß das uralt Gewordene, das wir aus unserer Seele emporheben, der Weg der werdenden Menschheit ist, daß unserer gemarterten und sehnsuchtsvollen Herzen Tradition nichts anderes ist als die Revolution und Regeneration der Menschheit. Wie ein wilder Schrei über die Welt hin und wie eine kaum flüsternde Stimme in unserem Innersten sagt uns unabweisbar eine Stimme, daß der Jude nur zugleich mit der Menschheit erlöst werden kann und daß es ein und dasselbe ist: auf den Messias in Verbannung und Zerstreuung zu harren und der Messias der Völker zu sein.

Nation sein heißt ein Amt haben; und wo mein Amt ist, da ist mein Vaterland. Haben wir Abgesprengte als unser Judentum den Dienst an der Umwandlung der Gesellschaft, an der Begründung neuen Volkes und allererst neuer Menschheit entdeckt; haben wir gefunden, daß wir, im Suchen nach unserem inneren Wesen, der grenzenlosen und schrankensprengenden Erneuerung der Völker durch die Abstreifung oberflächlicher Gewaltbeziehungen und die Durchsetzung echter freudig-liebevoller Gemeinschaft begegnet sind; haben wir staunend und beglückt als das urältest in uns Versenkte nichts anderes als all die ungeheuer mächtigen und innigen Triebkräfte der Reinigung zum Licht gehoben, – wer, der so weit ist, wer also, der der Dumpfheit entronnen, sich selbst vor Augen sieht und in der Hand hält als einen, der soll und will, wer wollte da nicht als den Ort seines Wirkens die Welt erkennen und als seine Welt die Gegenwart, in der es zu wirken gilt?

Kein rechter Mensch vermag es, sich nur als Brücke für kommende Geschlechter, als Vorbereitung, als Same und Dung zu wissen; er will selber etwas sein und leisten. Mag sein, daß die Muttersprache

irgendwelcher aus meinen Lenden entsprossenen Nachkommen hebräisch sein wird; es rührt mich nicht; meine und meiner Kinder Sprache ist deutsch. Mein Judentum spüre ich in meiner Mimik, in meinem Gesichtsausdruck, meiner Haltung, meinem Aussehen und so geben diese Zeichen mir die Gewißheit, daß es in allem lebt, was ich beginne und bin. Weitaus mehr aber – sofern es da ein Mehr gibt – als Chamisso der Franzose ein deutscher Dichter war, bin ich, der ich ein Jude bin, ein Deutscher. Deutscher Jude oder russischer Jude – diese Ausdrücke empfinde ich als schief, ebenso wie jüdischer Deutscher oder Russe. Ich weiß da von keinem Abhängigkeits- oder Adjektivitätsverhältnis; die Schickungen nehme und bin ich, wie sie sind, und mein Deutschtum und Judentum tun einander nichts zuleid und vieles zulieb. Wie zwei Brüder, ein Erstgeborener und ein Benjamin, von einer Mutter nicht in gleicher Art, aber im gleichen Maße geliebt werden, und wie diese beiden Brüder einträchtig miteinander leben, wo sie sich berühren und auch, wo jeder für sich seinen Weg geht, so erlebe ich dieses seltsame und vertraute Nebeneinander als ein Köstliches und kenne in diesem Verhältnis nichts Primäres oder Sekundäres. Ich habe nie das Bedürfnis gehabt, mich zu simplifizieren oder durch Verleugnung meiner selbst zu unifizieren; ich akzeptiere den Komplex, der ich bin, und hoffe noch vielfältiger eins zu sein als ich weiß.

Da ich aber jetzt lebe und wirke, also auch als Jude jetzt bin und tue, was zu tun mir obliegt, kann ich mich innerlich nicht auf eine Sache bereiten wollen, kann den Willen zu einer neuen Vorkehrung nicht in mir finden, die einen Teil meines Wesens auslöschen oder hemmen würde.

Andere sind anderer Herkunft und haben anderes zu beschreiben. Sie mögen es so aufrichtig tun wie es hier geschehen ist. Noch wieder andere sind jetzt dabei, unsereins beibringen zu wollen, wir seien eine Halbheit und ein Mischlingsprodukt und müßten uns in Demut vor den östlichen Juden, den wahren Juden, beugen. Wer so geschwächt ist, daß er sich selber die Existenzberechtigung abzusprechen meint, soll nicht aufgehalten werden. Wir in unsrer Besonderheit und Vielfältigkeit werden unsere östlichen Brüder als ebenfalls, wennschon in anderen Abstufungen, Vielfältige erkennen. Russische oder polnische Juden gibt es nicht, wohl aber zumindest dreifach mit Nationalität Gespeiste: denn sie, die Östlichen, sind

Juden und sind Russen oder Polen oder Litauer und sind Deutsche eines besonderen Schlages (Mittelhochdeutsche, Jiddisch-Deutsche) zugleich. Trotz allen Verfolgungen und Entbehrungen fühlen sich die aus Russland stammenden Juden, wenn sie bei uns wohnen, wie heimatlos und im Elend, nicht bloß und oft nicht in erster Linie, weil sie unter uns die ihnen gewohnten jüdischen Bräuche vermissen, sondern weil ihnen das russische Milieu, die spezifisch russische Güte und Weichheit fehlt; und wenn sie nicht die russische Zigarette und den Samowar und manche Einrichtung russischen Gemeinschaftslebens auch bei uns haben könnten, vermöchten sie es nicht bei uns auszuhalten.

Mag sein, daß eine Entwicklung kommt, die das Jüdische so um sich greifen läßt, daß unser Deutschtum, jener Russentum erdrückt wird; mag sein, daß ein hebräisches Judentum kommt, das das jiddische vertilgt. Bloß – wer, der sich zu sich selbst bekennt, wer, der sich in all seiner Vielfältigkeit als eins und einmalig, als an seiner Stelle zum Dienst an der Menschheit berufen fühlt, kann es wünschen und herbeiführen wollen? Nur die Doktrinäre könnten es wollen; doktrinär ist, wer das Eine so für das All nimmt, daß er die andern Offenbarungen des Einen mißachtet und unterdrückt; wehrt sich aber nicht gerade, was wir jüdisch in uns finden, gegen die kalte Lieblosigkeit und das dumme Verstandestum des Doktrinarismus?

Nur geworden-werdendes lebt; nur wer in seiner Gegenwart und Wirklichkeit Vergangenheit und Zukunft in eins begreift, nur wer sich selber, wie er wahrhaft und ganz ist, mitnimmt auf die Reise nach seinem gelobten Land, in dem nur scheint mir das Judentum ein lebendiges Gut zu sein. Die Nationen, die sich zu Staaten abgegrenzt haben, haben draußen Nachbarn, die ihre Feinde sind; unsere Nation hat die Nachbarn in der eigenen Brust; und diese Nachbargenossenschaft ist Friede und Einheit in jedem, der ein Ganzer ist und sich zu sich bekennt. Sollte das nicht ein Zeichen sein des Berufs, den das Judentum an der Menschheit, in der Menschheit zu erfüllen hat?

Stelle Dich, Sozialist!

(Juli 1915)[5]

Anlagen sind tatbereite Möglichkeiten; daß diese Strebungen hinaustreten, Wirklichkeit werden und Wirklichkeit umschaffen, dazu ist Kraft nötig. Hätte jemand gezweifelt, daß unserm Geschlecht alle Anlagen, zum Edelsten wie zum Verruchtesten, noch eigen und daß die Kraft zum Beginn und Durchführen, Initiative und Ausdauer, Schwung und Organisation in den Völkern noch lebendig seien, diese unsre Zeit gäbe ihm beruhigende Sicherheit. Ja, die Möglichkeiten sind da; und danach haben wir unsre Aufgabe, unsre Hoffnung und unsern Vorsatz zu bemessen, nicht nach irgendwelcher zufälligen, ich sage zufälligen Wirklichkeit, die jetzt breit, kolossal und verheerend allen Raum überschwemmt und doch bald wieder als Nichtigkeit gespenstischer Art verronnen sein wird.

Für diese ungeheure Bereitschaft der Kinder und aller wachsenden Jugend und, in brausenden Zeiten, aller Lebendigen zu völlig anderm als was gerade da ist, kenne ich kein schlagenderes Bild als das Gleichnis Tolstois, das jedem, der will, starken Trost bringt: „Es gibt viele Kirchenchristen, die eher sterben wollten, als daß sie die Hostie in die Mistgrube schütten würden, und wenig wahre Christen gibt es, die eher zu sterben bereit wären, als sich am Menschenmord zu beteiligen. Wenn man imstande war, Menschen vor einem bloßen Ding so viel Ehrfurcht anzuerziehen, so könnte man ihnen doch ebensoviel Ehrfurcht vor dem Menschenleben beibringen."[6]

Seit einem Dreivierteljahrhundert hat sich unter unsern Völkern eine Lehre verbreitet, die, trotz allen Verschiedenheiten der Ausprägung, in eben diesem eins ist und darum ihren gemeinsamen Namen Sozialismus führt: daß die Welt, die Geister, die Seelen, die Beziehungen der Menschen untereinander mit einem Schlage

---

[5] Textquelle | Gustav LANDAUER: *Stelle Dich, Sozialist*! In: Ders.: Beginnen. Aufsätze über Sozialismus. Im letztwilligen Auftrag des Verfassers herausgegeben von Martin Buber. Köln: Marcan-Block-Verlag 1924, S. 82-88. [Ursprünglich erschienen in: Der Aufbruch. Monatsblätter aus der Jugendbewegung (Jena), 1. Jg., Heft 1, Juli 1915, S. 14-19.]

[6] [Vgl. Leo N. TOLSTOI: *Das Gesetz der Gewalt und die Vernunft der Liebe*. Texte über die Weisung, dem Bösen nicht mit Bösem zu widerstehen. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 5). Norderstedt 2023, S. 123 (Anm.) und 123 f.]

zwischen zwei Generationen anders werden, daß die Menschen sie selbst sein, daß die Möglichkeiten ausschlagen könnten, wenn die sozialen Zustände, wenn die wirtschaftliche Grundlage, wenn die Verhältnisse geändert würden. Diese Lehre erkennt, daß die neuen Geschlechter mit all ihren Anlagen jeweils hineingeboren werden in die fest und bedingend gewordene Hinterlassenschaft der Vorfahren, und daß es zwar, unter schwersten Kämpfen, den genialen Naturen gelingt, aus dieser Verstrickung ihr eigenes Selbst herauszuarbeiten und, in der genialen Epoche der Jugend wenigstens, zu wahren; daß aber die großen Massen in allen Schichten gar nicht zu sich kommen, sondern von den Bedingungen, wie sie jetzt sind, zu Dingmenschen, zu Gedungenen und zu Knechten und Masken der Verhältnisse gemacht werden. Das scheint mir die wahre, die umfassende Einsicht des Sozialismus zu sein, welcher durchaus allen Menschen im einzelnen wie der Menschheit im ganzen und ihren großen Gesamtheitsgestalten Befreiung und Wirklichkeit bringen will und an keinerlei enge Klassentheorie oder Geschichtsauffassung gebunden ist, und welcher nicht lehrt, es seien die Menschen jeder Zeit, allewege und schlankweg Produkte ihrer Verhältnisse, sondern es seien die Verhältnisse unsrer Zeit so beschaffen, daß die Menschen allermeist, sozialistische Theoretiker und Praktiker aber keineswegs immer ausgenommen, zu so gut wie nichts als bedingten Zeitgeschöpfen werden.

Diese Lehre ist nun – je nachdem man den Verlauf der Zeit in der Geschichte bemißt – eine lange Zeit oder eine Zeitlang da und hat sich an den wahrhaften Beginn ihres schöpferischen Werkes in all der Zeit nicht gemacht; das sehen in dieser unsrer Zeit wohl auch solche jetzt deutlich, die es bisher nicht sehen wollten. Diese unsre Zeit hätte einen andern Inhalt als sie ihn hat, wenn der Sozialismus schon mehr wäre als das Bild der Schauenden. Nein, auch das kann er nur den allerwenigsten sein; wenn Völkerteile und Führende den Sozialismus auch nur schauten, müßte diese unsre Zeit einen andern Inhalt haben als sie ihn hat.

Wahrlich, seltsam ist es der neuen Lehre unter den Menschen ergangen. Sie ist die Einsicht in das Verhältnis der überlieferten und geronnenen gesellschaftlichen Bedingungen zu den natürlichen Möglichkeiten des an sich immer der Freiheit und immer der Gebundenheit fähigen Menschengeistes. Über den Umfang nun und

die Formen der Bedingungen, die gewandelt werden müssen, damit irgendwo eine Anzahl Menschen sich von Unsinn, Verkehrtheit und Qual erlösen, ist von Haus aus nichts ausgemacht. Sicher ist nur, daß quantitativ und qualitativ der Kraftaufwand und die Betätigung verschieden sein müssen, je nachdem sich die Zahl derer, die die sozialen Grundlagen ihres Gemeinlebens ändern wollen, verschiebt. Wie entzückend ist das Bild der Leichtigkeit, das man in der Vorstellung haben kann, wenn man sich ausmalt, es könnte eine Internationale von Völkern ihre Gesellschafts- und Wirtschaftszustände revolutionär umwälzen! Wie leicht und schnell scheint die Wandlung eines Ganzen vor sich zu gehen, wenn zunächst nur ein einzelner Staat sich zu sozialistischer Wirtschaft entschlösse! Wie schwer und vielfach gehemmt wäre die Aufgabe einer Schar, die sich sammelte, um, soweit es nur irgend ginge, aus Staat und Kapitalismus auszuscheiden und in neuer Gemeinschaft zu leben!

Noch etwas kam zu dieser Betrachtung, die irgendwo und irgendwie in den Sozialisten vor sich ging und ihnen das Breiteste als das Leichteste und das Kleinste als das Schwerste zeigte, hinzu, um sie unsäglich zu Untätigkeit (die geschäftig genug sein konnte) und abwartender Haltung zu verführen. War nicht das das erschütternd Große am Sozialismus und etwas, was ihn von allen Erneuerungslehren der Vergangenheit zu unterscheiden schien, daß er seine Erfüllung im völlig Konkreten vor Augen sah? Daß er von Jahrzehnt zu Jahrzehnt deutlicher und sicherer gewahrte, wie die technischen Bedingungen, wie die Entwicklungsbahnen der Geschichte zur einigen Menschheit, zum Ineinandergreifen aller Räder, zu einer Gesamtheitswirtschaft allerumfassendster Art führten? Buddha, Jesus und wie sie alle hießen, hatten den Ausnahmemenschen das Unmögliche, das Wunder, das Heroische, das Opfer und die Selbstüberwindung zugemutet; nun aber kam der Sozialismus, der, glatt und plan, leicht und wunderbar wirklich, den Dutzendmenschen das schöne Leben auf der Grundlage der Gerechtigkeit bringen sollte. Der Sozialismus mußte kommen; nicht als Forderung unsrer Seele, sondern als naturgeschichtliche Notwendigkeit mußte er; er war unterwegs, die Entwicklung trug ihn auf ihren Wellen; und keineswegs war er irgendwann früher denkbar gewesen; jetzt erstmals war er ins Bereich des Möglichen gerückt, und er mußte vom Kapitalismus ausgetragen werden, bis die Geburtsstunde schlug; er war

durchaus abhängig von den Bedingungen, die ihn schufen und die er erst durch sein Dasein mit mechanisch wirkender Naturkraft überwinden würde.

So wurde aus dem Bild der Schauenden, aus der Vision des Sozialismus eine Bildersprache, in deren Verfänglichkeit und Schematismus die Sozialisten hängenblieben und dürr und trocken wurden wie die ausgesogenen Fliegen im Netz. So hörten sie allermeist bald auf, Visionäre und Schauende zu sein, verkapselten den Sozialismus in eine Wissenschaft von der in der Vergangenheit wohlgebetteten Zukunft und beschäftigten sich einstweilen nicht mit Sozialismus, sondern mit der Anpassung der Arbeiterschaften an die kapitalistischen Bedingungen, – bis zu der Anpassung, die wir in dieser unsrer Zeit erleben.

Nun aber zeigt es sich: Nein! So kommt nie eine Wandlung, so ist nie Verwirklichung geworden und wird nie eine werden. Zu den Bedingungen, die vor dem Sozialismus liegen, zu den Bedingungen, die uns die Geschichte als Unrecht, Niedrigkeit und Schlendrian hinterlassen und zum Gefängnis der Seelen ausgebaut hat, gehört vor allen die Bedingung, daß die Massen, die Völker, die Staaten als Breites und Ganzes zur Umgestaltung, zum Auswirken der Möglichkeiten, zum Aufbau des Neuen vorerst tat- und willensunfähig geworden sind. Wozu sie sich fortreißen lassen und worin sie ausdauern, sehen wir: sie stehen im Gewordenen. Das Werdende ergreift sie nicht wahrhaft, weil es nicht in ihnen lebt; und wie sollte es in ihnen leben, da es in den Führenden und in den Schöpfern und Pflanzern der Idee noch nicht das Wunder der Lebendigkeit vollbracht hat? Der Sozialismus handelt vom Tun und Verhalten der Menschen, zunächst vom Tun und Verhalten der Sozialisten; von den lebendigen Beziehungen der Wirtschaft und Gemeinschaft, die sie unter sich schaffen. Werdendes, und nun gar werdender Sozialismus, lebt nur in den Menschen, wenn es aus ihnen herauslebt. Natur und Geist lassen ihrer nicht spotten und lassen sich nicht vertagen; was werden soll, muß wachsen; was wachsen soll, muß keimhaft beginnen; und was die Ersten einer Sache für die Menschheit schauen, müssen diese Ersten um ihrer eigenen Menschheit willen, und als ob es für sie selber allein wäre, beginnen. Ist es nicht wundersam? Der Sozialismus ist ein Bild der Schauenden, die vor sich klar und winkend die Möglichkeit sehen, das Ganze zu wandeln; er

beginnt aber als die Tat der Tuenden, die aus dem Ganzen, wie es jetzt ist, ausscheiden, um ihre Seele zu retten, um ihrem Gotte zu dienen. Wir sind Sozialisten, das scheint gar nichts andres zu bedeuten als unsre helle Einsicht, daß die Welt, die Geister, die Seelen im Ganzen gewandelt werden können, wenn die sozialen Grundlagen geändert werden (und der Anarchismus fügt ergänzend hinzu, daß die neuen Grundlagen so sein sollen, daß diese Grundlagen schon, wie jeder wachsende Organismus, Beständigkeit und Erneuerung, kosmische und chaotische Kräfte, das Prinzip der Erhaltung und des Umsturzes vereint in sich tragen); wir gehen eine Weile, eine lange Weile auf nichts andres aus, als den Menschen dieses große Vollbringen zu künden und abzufordern; und schließlich ergibt sich, daß auch an dieser Erkenntnis des Geistes das Wesentliche nicht ihr Inhalt ist, sondern eben die Haltung und Richtung des Geistes selber. Das Wesentliche am Sozialismus ist seine Produktivität, sein Gestaltungswille. Wesentlich kommt den echten Sozialisten aus der Erkenntnis, daß die Menschen unsrer Zeiten Produkte ihrer Verhältnisse sind, der Wille und die Not, sich nicht unterkriegen zu lassen, sondern produktiv ihrem Leben neue Verhältnisse zu schaffen. Der Sozialismus vereint in sich die Anschauung einer Regel mit dem Willen sie zu überwinden; die Erkenntnis der Gebundenheit an unwürdige Zustände war schon der erste Schritt zu Befreiung aus diesen Zuständen.

Jetzt aber zeigt es sich: eben vor dieser Wahrheit, daß der Sozialismus Schöpferkraft, Opferkraft ist, daß er religiöse Innigkeit und Heroismus verlangt, daß er im Anfang das Werk der Wenigen ist, hat man ein paar Jahrzehnte lang Angst gehabt; die Angst, die jeder Produktive kennt, Angst vor dem Dämonischen, das die schwache Seele im schwachen Leib ergreift, über die Grenzen zwingt und auf den Weg der Vollbringung schickt. Diese Werkangst des zur Schöpfung Berufenen hat die Produktivität des Sozialismus entstellt in eine Theorie von den Entwicklungsgesetzen mit daranhängender politischer Partei; und all das geschäftige Wesen war unwesentlich und all das Reden und Treiben mit unzugehörigen und irreführenden Dingen war zaghafte Ausrede dessen, der von seinem Gott sich gerufen hörte und sich hinter der Hecke der Angstbeschäftigung zwerghaft niederkauerte.

Aber es bleibt nichts andres übrig als sich aufzurichten und das Ziel in unsre Mittel zu legen. Die Welt, in der sich der Geist den Körper baut, ist auch im Maschinenalter mitnichten mechanisch geworden. Das Wunder, an das der Aberglaube, wie er sich auch nenne, glaubt, das Wunder, das Materialismus und Mechanismus annehmen: daß das Große ohne große Anstrengung komme, und daß der ausgewachsene Sozialismus nicht aus der Kindheitsanfängen des Sozialismus, sondern aus den Riesenmißgeburten des Kapitalismus erwachse, dieses Wunder kommt nicht, und bald werden jetzt die Menschen den Glauben daran nicht mehr kennen. Der Sozialismus ist zuerst die Tat der Sozialisten; die Tat, die um so schwerer sein wird, je kleiner die Zahl derer ist, die ihn wagen und versuchen wollen. Wer anders soll tun, was er als recht erkannt hat, als der Erkennende? Wir sind allezeit abhängig und allezeit frei. Wir sind keineswegs zum einstweiligen Nichtstun, Warten, bloß Propagieren, Fordern und Auffordern verdammt; sehr vieles können wir, kann eine geschlossene Schar unter sich einrichten und durchführen, wenn sie vor Mühen, Nöten, Verfolgungen und Verlachungen nicht zurückschreckt. Stelle dich nun endlich deiner Aufgabe, Sozialist! Für die Massen, für die Völker, für die Menschheit, für die Umwandlung der Geschichte, für Anstand in den Beziehungen der Wirtschaft, des Gemeinlebens, der Geschlechter und der Erziehung brauchst du, da ein Anfang anders nicht kommt, fürs erste nicht die breiten Massen, sondern nur Gefährten. Sie sind heute da, wie sie immer da sind, wenn du nur da bist: die Aufgabe ist da, du aber folgst deinem Ruf nicht, du läßt auf dich warten. Wenn sie sich gesellen und das Reich dessen, was ihrer kleinen wachsenden Schar heute, in diesem Augenblick, möglich ist, abschreiten, werden sie inne werden: da ist kein Ende.

[Illustrationsseite]

„… die Deutschen sind schneidig und lieben weder die Propheten noch ihre Jünger“

Texte Gustav Landauers aus den Jahren
1895, 1910, 1911

Die Kriegsfeier

(1895)[1]

Deutsche Zeitungen lesen zu müssen war auch sonst nichts weniger als ein Genuß; jetzt aber ist es geradezu ein Ekel geworden. Zum Unglück für die frei denkenden Menschen, zum Glück für die Zeitungswesen fällt das Jubiläum des deutsch-französischen Krieges in die Sauregurkenzeit, wo man nichts Besseres zu thun weiß, als Kriege zu führen und Kriege zu feiern. Ein großer Teil der deutschen Zeitungen bringt Tag für Tag Erinnerungen an Schlachten, Erlasse von Königen und Heerführern; und wenn französische Zeitungen ihrem Unmut über das prahlerische Gebahren mancher Kreise Ausdruck geben, so wird das gewissenhaft verzeichnet als ein Beweis, daß der Erbfeind schon wieder sein zu Boden getretenes Haupt erheben wolle. Vor allem groß im protzenhaften Schwelgen in den Erinnerungen an ein Ereignis, daß vielen Tausenden Tod und schreckliche Leiden gebracht hat, sind die „Münchener Neuesten Nachrichten“; dies edle Blatt wundert sich sogar darüber, daß man es in Frankreich als eine Provokation betrachten würde, wenn deutsche Kriegervereine *in corpore* Schlachtfelder, die in Frankreich

[1] Textquelle | ab [= Gustav LANDAUER]: *Die Kriegsfeier*. In: Der Sozialist. Organ für Anarchismus-Sozialismus, 5. Jg., Neue Folge, Nr. 1 vom Sonnabend, den 17. August 1895, S. 2-3.

gelegen sind, zur Feier des Sieges aufsuchen wollten. Man denke sich aber doch nun einmal den Fall, die französische Patriotenliga wolle am Tag der Schlacht von Jena die Schlachtfelder um Jena und Auerstedt besichtigen. Ganz gewiß würden die deutschen Patrioten dies für eine unerhörte, anmaßende Frechheit halten.

Dieses künstliche Schüren der Kriegsleidenschaft, vor allem seitens der bürgerlichen, und nicht am wenigsten der liberalen Presse, wird mit voller Absicht und nach meinem bestimmten Eindruck zu einem ganz gewissen Zwecke unternommen: das Volk, das scharf in zwei Lager getrennt ist, in dem die sozialen Gegensätze und auch die entgegengesetzten Anschauungen über Staat, Moral und Gerechtigkeit sich immer schroffer ausbilden, das soll durch die „große nationale Erinnerung" noch einmal zur Einigung gebracht werden. *Die Furcht vor dem Sozialismus hat das Kriegsjubiläum des Jahres 1895 gezeitigt*, wie die Furcht vor inneren Konflikten – in Frankreich – den Krieg von 1870 hat erzeugen helfen. Das war schon mehr als einmal die Politik der journalistischen Federhelden, aus Furcht vor den Spaltungen im eigenen Volk zwei benachbarte Völker gegeneinander zu hetzen und den Krieg zu verherrlichen. Mehr wie je kann man jetzt wieder, vor allem in den Kreisen der Kleinbürger und der kleinen Beamten, die Ansicht aussprechen hören, die Not und der Jammer im Volke seien zu hoch angeschwollen, es seien zu viel Menschen in Deutschland, es müßten weniger werden, *ein blutiger Aderlaß sei notwendig*, nach dem Krieg, selbst in dem Fall, daß er verloren gehe, werde es wieder mehr Arbeit und eher etwas zu verdienen geben. Ich habe diese brutale Anschauung von Menschen aussprechen hören, die sonst gute und liebenswerte Züge aufwiesen, aber in denen sich dieser fanatische Glaube festgesetzt hatte. Sage mir das Götzenbild eines Volkes, und ich sage dir, wie dies Volk beschaffen ist! Die Volkskreise, in denen dieser Glaube an die soziale Notwendigkeit des Krieges verbreitet ist, verehren in fanatischer Vergötterung den Blut- und Eisenmenschen *Bismarck*, und echt bismarckisch ist der ganze Kriegstaumel, der sich jetzt wieder erhoben hat. Aber ich möchte denn doch den Feder- und Messerhelden von der Presse warnend zurufen: Hütet euch, Wind zu säen! Es könnte Ernst werden, und ihr könntet den Sturm ernten. Und – Hand aufs Herz – wer wäre, wenn er sich alles wohl überlegt, unsre ganzen auf die Spitze getriebenen Verhältnisse, wer wäre so frivol,

den Krieg herbeizuwünschen? Früher hieß es einmal: Wehe den Besiegten! und wie wahr das Wort ist, hat sich wahrhaftig in Frankreich den Machthabern gezeigt; ich fürchte, der nächste Krieg würde so entsetzlich und außerordentlich sein, daß man ausrufen müsste: Wehe den Besiegten! aber auch: wehe den Siegern!

Wie unsagbar fürchterlich für einen Menschen, der ein lebendiges Herz in der Brust schlagen hat, schon die Greuel des letzten Krieges waren, das bestätigt jeder Unbefangene, der den Krieg mitgemacht hat. Selbst in den kriegstollen „Münchener Neuesten [Nachrichten]" finde ich die folgende furchtbare Anekdote mitgeteilt. Ein französisches Kürassierregiment machte eine Attacke auf deutsche Infanterie. „Nur noch 50 Schritt sind die Panzerreiter von der Front. Da tönt es auf der ganzen blauen Linie: ‚Schnellfeuer!' und die prächtigen Regimenter sind wie weggeblasen. Das Schauspiel war so entsetzlich, daß der Oberst der 8. Kürassiere, als er unter den Deutschen anlangt, *den Weinkrampf bekommt und wie wahnsinnig schreit: Laßt mich auch sterben! Laßt mich auch sterben!*" Auf solche jammervolle, mörderische Weise sind die Siege erfochten worden, von deren einem der alte Kaiser Wilhelm an seine Ehefrau telegraphierte: „*Welches Glück, dieser neue große Sieg durch Fritz! Preise nur Gott für seine Gnade!*" Wie sollte sich denn dann der französische Offizier, der, den blutigen Degen in der Hand, auf dem Schlachtfeld in Weinkrämpfe fiel, zu Gott verhalten? Sollte der vielleicht auch Gott danken? Und die Soldatenwittwen und Waisen?! Und sind die Franzosen bei Gott schlechter angeschrieben als die Deutschen? Wahrlich, wahrlich, die sind nicht meinesgleichen, die Gott danken für einen Schlachtensieg!

Eine schöne, menschliche Auffassung des Kriegsschreckens spricht auch aus einem Gedicht, das ein ungenannter Soldat nach dem Kriege verfasst hat und das in der guten Gedichtesammlung, die man uns im Gymnasium in die Hand gab, enthalten ist; ich drucke Bruchstücke aus diesen Kriegsbildern hier ab:

„Wenn der liebste Freund erst zur Seite dir fiel,
Wird der Tod dir ein grauses, entsetzliches Spiel.
Du denkst nicht, fällst du ihm selber zum Raub,
Du sinnst nach Rache nur, blind und taub.

Wie der Jäger das lauschende Wild im Dorn,
Nimmst, sicher zielend, den Feind du auf's Korn.
Er that dir nicht weh – doch dein bestes Gut,
Den Nebenmann nahm es – und Blut um Blut!
Du drückst, und er fällt, *und du lachst wie ein Kind*,
Das Mohnköpfe abschlägt, taub und blind.
Wie ein Knabe, der Fliegen klatscht an der Wand,
Hebst du wieder das tötliche Rohr in der Hand.

———

Nur manchmal auf einsamer Feldmark noch schwirrn
Gedanken wohl seltsamer Art dir durch's Hirn,
Wenn der Tag so hinstirbt nach und nach,
Und im Zwielicht du kauerst am murmelnden Bach.

Gegenüber, du weißt's, in der Abendruh,
Da lauscht dir ein einsamer Feind, wie du,
Zusammengebückt hinterm Mauerrand
Aufhorchenden Ohrs, und das Auge gespannt.

Da gaukeln Gedanken dir über die Stirn
Wie die Falter, die taumelnd das Dunkel durchirrn.
Zum Feinde hinüber, unbewußt,
Irr'n lautlose Fragen dir aus der Brust.

———

Hast du keine Mutter daheim im Gemach,
Die einst am Busen dich hielt?
Der silberne Faden nach und nach
Das braune Haar durchspielt?
Deren Augen dir nachgehn durch die Welt
Und über dir klagend stehn,
Wie der Heimat Sterne aus dunklem Gezelt
Herab auf die Fremde sehn?

Hast du kein Bruder-, kein Schwesterpaar,
Das aus zaub'rischer Kindheitsstund'

Du umflattern dich siehst mit dem goldnen Haar,
Dich umlachen mit rotem Mund?
Das am Wiesenrain, das am Waldesrand
Dir gesellt war manch sonnigen Tag?
Das mit dir aufwuchs Hand in Hand
Und zur Nacht an der Wange dir lag?

Hast du kein blühend Weib zu Haus,
Des dein Herz bei der Arbeit gedenkt?
Nach dem, wenn du heimkehrst, dein Auge voraus
Nach der Schwelle des Glücks sich lenkt?
Das entgegen dir eilt und dich freudig umfängt,
Ein stammelndes Kind auf dem Arm,
Und mit strahlendem Glück dich geleitet, umdrängt
Vom größeren, jubelnden Schwarm?

Hast du kein trauliches Heimatsdach,
Ehrwürdig von Vätern vererbt?
Wo durch Erlen murmelt der friedliche Bach,
Wo der Sommer die Ähren färbt?
Wo des Freundes Gruß vom Gartenzaun
Zum Dämmerungsgeplauder dir winkt,
Wenn fern überm Feld, in purpurnes Braun
Getaucht, die Sonne versinkt?

Ich weiß, das alles, du hast's wie ich,
Und ich weiß es, ebenso
Werden strömen die Thränen um dich wie um mich
Auf Erden irgendwo –
Ein Glück, das keinem Unrecht schuf,
Fällt starr mit dir ins Grab,
Es beschwört ein unhemmbarer Jammerruf
Einen Fluch vom Himmel herab.

Und nun liegen in stummer Nacht wir hier
Uns genüber, zu Boden gestreckt,
Aufhorchenden Ohrs, wie *ein lauerndes Tier*
Zu tötlichem Sprunge gereckt.

Der Vorsichtslosere, wer von uns ist's?
Vielleicht weil die Sehnsucht die Klugheit ihm raubt –
Ein Rascheln – gezielt! und ein Ruck! – du bist's –
Und die Flüche, sie fall'n auf m e i n Haupt. –"

———

Wer hat nun Recht, Kaiser Wilhelm I., der Gott für seine Gnade dankt, oder der wackere deutsche Soldat, der zur Rache für jeden getöteten Menschen einen Fluch vom Himmel erwartet, auch auf sein eigenes Haupt? Beide? das ist unmöglich. Aber vielleicht keiner von Beiden; das könnte schon eher sein.

„Denn unfühlend ist die Natur:
Es leuchtet die Sonne
Über Bös' und Gute,
Und dem Verbrecher
Glänzen wie dem Besten
Der Mond und die Sterne." (Goethe)

Und der Himmel wird es wohl nicht anders halten, als Sonne, Mond und Sterne, die auf seinen Gefilden wandeln. Aber in demselben Hymnus von Goethe heißt es:

„Nur allein der Mensch
Vermag das Unmögliche;
Er unterscheidet, wählt und richtet;
Er kann dem Augenblick
Dauer verleihen."

Und darum, du seltener weicher Soldat, es ist nicht wahr, wenn du in deinen weiteren Versen dich zu trösten suchst: „Der Krieg muß sein, er muß ja sein!" Nein, nein, er muß nicht sein. Wenn die Völker und die einzelnen Menschen erst einmal in Wahrheit unterscheiden, wählen und richten, dann wird man einsehen, welch ein Wahnsinn es ist, Menschen hinzumorden für Zwecke und Bestrebungen, die das Heil der kämpfenden Menschen nicht im mindesten berühren. Oder wer will aufstehen und sagen: es sei heute mehr Glück, mehr

Größe, mehr Sinn für Freiheit, Recht, Vernunft in Deutschland zu finden als vor dem großen Sieg? Die Wahrheit ist: mehr Elend, mehr falsches Streben, mehr Aberglauben, mehr Feigheit und Knechtseligkeit, mehr Kleinheit und – ein Trost in Thränen – mehr Millionäre, mehr ungebildete und rohe Emporkömmlinge, mehr Großstädte und mehr Prostituierte! –

Einer der interessantesten Punkte bei dem Kriegslärm dieses Jahres ist mir: wie verhalten sich die beiden christlichen Kirchen zu den offiziellen Kriegsfeiern? Nun, die Frage ist heute schon zu beantworten: sie stehen auf der Seite der Machthaber, und Geistliche beider Konfessionen geben sich dazu her, trotz ihrem Christentum, den Schlachtensieg zu verherrlichen. So hielt bei der großen Veteranenfeier in Berlin zu Ehren der Schlacht bei Weißenburg, nachdem die Kapellen den Choral „Lobe den Herrn" gespielt hatten, der evangelische Superintendent Vorberg eine Festrede, in der sich die folgende Stelle findet:

> „Die Feinde gedachten uns schmählich zu demütigen, und siehe: sie schmiedeten uns eine Krone! Zweihundertjährigen Raub haben wir zurückgebracht, und die Thränen einer unvergeßlichen Königin sind zur Segensaat geworden für Sohn und Enkel. Unser heißer Dank steigt empor zum Throne des Höchsten, aber in den Jubelklang mischt sich der Nachruf der Klage: wir gedenken der Gräber von Straßburg und Metz und der großen Wahlstatt des September; wir möchten die stillen Hügel schmücken, die den Ruhmeszug der deutschen Armee durch ganz Frankreich bezeichnen, wir möchten sie zurückrufen, die edlen Schatten, die im Lichte der Erlösung wandeln, die Heldengestalten der deutschen Heer-Könige und -Führer, der Denker und Lenker der Schlachten, – aber sie sind Euch heute ja nahe im Geiste und in der Erinnerung leben sie ewig fort. An unseren Dank knüpfen wir das Gelübde, heilig zu halten die erworbenen Güter: wir wollen die Alten bleiben in Gottesfurcht, Königstreue und Vaterlandsliebe und stets aufwärts schauen zu dem, der Alles so wohl gefügt hat: Ihm Lob und Preis in Ewigkeit! Amen."

Der Choral „Nun danket alle Gott!" beschloß die Feier. Herr *evangelischer* Superintendent Vorberg, ich stelle Ihnen einige Fragen, und

wäre dankbar für deren Beantwortung: Wie reimt sich Ihre Rede mit dem Evangelium? Wie können Sie dem Höchsten danken für ein Geschehnis, in dem Hunderte von Menschen durch ihre Mitmenschen getötet worden sind, demselben Höchsten, der nach ihrem Glauben das Gebot gesprochen hat: *Du sollst nicht töten!* Hat der Höchste Ausnahmen zugelassen? Mir ist nichts davon bekannt. Aber selbst wenn Sie antworten wollten, es habe sich um Notwehr gehandelt, und Notwehr habe Gott gewiß nicht verwehren wollen, dann sage ich Ihnen, daß diese Ihre Antwort jüdisch wäre, aber nicht christlich. Denn ausdrücklich, Herr evangelischer Superintendent Vorberg, heißt es in Ihren evangelischen Schriften: Du sollst dem Übel nicht widerstreben! Und ferner: wenn dir einer auf die linke Backe schlägt, so halte du ihm auch die rechte hin. Aber mit Nichten steht im Evangelium: Wenn einer dich mit dem Chassepotgewehr töten will, so töte du ihn vorher mit dem Zündnadelgewehr, und preise dann Gottes Güte, die der Zündnadel den Sieg verliehen! Und ausdrücklich hat Jesus von Nazareth die Worte gesprochen: Mein Reich ist nicht von dieser Welt! Wie reimt es sich damit, daß sie über „die Krone" ein Triumphlied anstimmen, die die Feinde uns geschmiedet? Ist das eine himmlische oder eine irdische Krone? Mich dünkt, eine irdische; sie hat sehr wenig gemein mit der Krone, die Jesus, „der Juden König", getragen hat: denn das war eine Dornenkrone. Und wenn Sie den oft zur Entschuldigung citierten Satz vorbringen wollten: „Gebet Gott was Gottes ist, und dem Kaiser was des Kaisers ist," so haben eben die vorher citierten Sätze bewiesen, daß Sie Ihrem Gott *weniger* geben, als ihm nach seinen deutlichen Lehren gebührt! Nach Christi Lehre ist dies irdische Jammerthal nur eine Vorbereitung für das himmlische Jenseits und: „Selig sind die Armen, denn ihrer ist das Himmelreich!" Wie reimt sich damit Ihre Begeisterung für das irdische Deutsche Reich? Doch gewiß nicht darum, weil es Arme genug in ihm giebt?! Wenn das wäre, dann wäre ich geschlagen und Sie hätten Recht. – Wie wäre es, wenn Sie diese Fragen wirklich beantworteten, Herr evangelischer Superintendent Vorberg? Daß Sie diese Fragen vernehmen, dafür werde ich sorgen; ich werde sie Ihnen ins Haus schicken.

Für mich sowohl wie für alle unsere Leser ist diese Erde nun allerdings nicht zum Jammerthal bestimmt; ich rufe: Unselig sind die Armen, denn ihrer ist Not und Entbehren, des Geistes und der Seele

Verödung! und ich glaube an den Gott Jesu so wenig wie an den Schlachtengott der alten Juden und der modernen – Nichtjuden. Ich glaube, daß viel Glück, viel brausender Jubel, viel frohes und freies Leben und Sterben einstmals Platz haben wird auf lachender Erde; und daß die Zeit nahe ist, von der geschrieben steht im Buch Jesaia [sic], in der herrlichen bilderreichen Sprache jenes dennoch gottgläubigen, aber trotzdem nicht Menschen fürchtenden Propheten:

> „Und geschehen wird es in späten Zeiten, da wird aufgerichtet sein der Berg des Hauses des Ewigen über den Bergen, und er überragt die Hügel, und es strömen zu ihm all die Völker. ……. …….. Und sie werden stumpf machen ihre Schwerter zu Sicheln, und ihre Lanzen zu Rebenmessern. Nicht wird erheben Volk gegen Volk das Schwert, und nicht lernen sie fürder den Krieg."

Jedoch möchte ich keinem geraten haben, seinen Kavalleriesäbel zu einer Sichel umzuschmieden, und sich dabei auf den alten Jesaia zu berufen. Die Zeiten sind andere geworden, und die Deutschen sind schneidig und lieben weder die Propheten noch ihre Jünger. | ab.

Schwache Staatsmänner, schwächeres Volk!

(Juni 1910)[2]

Ein sehr blasser, sehr nervöser, ganz kränklicher und schwächlicher Mann sitzt am Schreibtisch und malt Noten aufs Papier. Er komponiert eine Symphonie. Er arbeitet mit allem Fleiß und läßt alle Künste springen, die er gelernt hat. Die Symphonie wird aufgeführt: hundertfünfzig Mann spielen im Orchester, im dritten Satz wirken 10 Pauken, 15 Ambosse und eine Orgel mit, im letzten Satz greift ein achtstimmiger Chor von fünfhundert Personen und ein Extraorchester von Pfeifern und Trommlern ein. Das Publikum rast vor Entzücken über diese Überkraft, diese imponierende Wucht.

An diesen modernen Komponisten, der in Wahrheit keine Spur von Kraft besitzt, dem es ein leichtes ist, Massen zum äußeren Aufwand der Kraft zu kommandieren, erinnern unsere Staatsmänner und Politiker, erinnert mehr und mehr die ganze herrschende Klasse. Im Hintergrund all ihrer Schwächlichkeiten und Hilflosigkeiten, ihrer Unproduktivität und Pfuscherei steht ein williges Riesenorchester, das ihrem Kommando gehorsam ist: das Volk in Waffen, die Armee. Das Geschrei der Parteien, das Schimpfen der Bürger und Arbeiter mit der geballten Faust in der Tasche, all die Opposition und Kritik kann von der Regierung nicht sonderlich ernst genommen, nicht als eine wirkliche Macht betrachtet werden, da ja die Elemente, die von Natur aus die radikalsten in jedem Volke sein müssen, die jungen Männer im Alter von zwanzig bis fünfundzwanzig Jahren, in Regimentern geordnet hinter den unfähigen Regierungen stehen und jedem Wink ohne jede Frage willige Folge leisten. Da das so ist, merkt weder das Inland, noch das Ausland noch die Regierung selbst, wie blamabel unsere politischen Zustände sind, wie unfähig unsere Regierung ist.

Dem Bethmann-Hollweg wird zwar jetzt von allen Seiten gesagt, daß er eine Null und in seltenem Maße impotent ist, und auch Maximilian Harden, der sich angeschickt hatte, sein Getreuer zu werden, rückt von ihm ab. Selbst die Kulturträger, die leidliche Bildung,

---

[2] Textquelle | ab [= Gustav LANDAUER]: *Schwache Staatsmänner, schwächeres Volk*! In: Der Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes (Berlin/Bern), 2. Jg., Nr. 12 vom 15. Juni 1910, S. 1.

melancholische Gemeinplätze, aalglattes Deutsch und die Haltung eines Oberlehrers mit dem Namen der Philosophie belegen, fangen an, respektlos über ihn zu lachen.

Wir Sozialisten, die gewahren, wie seit mehr als hundert Jahren der Sozialismus, das heißt die unmittelbare Beziehung der wirklichen Interessen gegen die Politik, die Herrschaft der Privilegierten mit Hilfe von Fiktionen, ankämpft, die diese mächtige Tendenz der Geschichte, die unsre Völker zur Freiheit und zum großen Ausgleich zu führen bestimmt ist, nach Kräften durch Erweckung des Geistes und Aufbau sozialer Wirklichkeiten unterstützen wollen, wir hätten mit der Staatspolitik in keinem Falle etwas zu tun. Aber wenn wir sehen müßten, daß die Mächte des Ungeistes und der Gewaltpolitik noch Kraft hätten, daß große Persönlichkeiten, starke Politiker mit Ziel und Energie erstünden, so hätten wir einigen Respekt vor solchen Männern im andern, im feindlichen Lager und könnten uns zu Zeiten wohl gar fragen, ob nicht den Mächten des Alten noch ein langes Leben bestimmt sei. Mehr und mehr jedoch sehen wir – und wir könnten es in andern Ländern genau so verfolgen wie in Deutschland – daß die Kraft des Staates nicht mehr eigentlich im Geiste und der Naturgewalt ihrer Vertreter steckt, sondern mehr und mehr darin, daß das Volk, auch die unzufriedensten, auch die proletarischen Massen, gar noch nichts davon wissen, daß ihre Aufgabe ist, aus dem Staate auszuscheiden und das Neue zu begründen, das bestimmt ist, ihn zu ersetzen. Hie Staatsgewalt und Ohnmacht der in Einzelne, Hilflose zerrissenen Massen einerseits, – hie sozialistische Organisation, Gesellschaft von Gesellschaften, Bund von Bünden, Volk andererseits, – das müßte der Gegensatz sein, der als Wirklichkeit gegen einander steht. Schwächer und schwächer wird die Staatsgewalt, wird das Regierungsprinzip, werden die Naturen der Menschen, die das Alte vertreten – und das ganze alte System wäre unrettbar verloren, *wenn das Volk begonnen hätte, sich abseits des Staates tatsächlich zu konstituieren*. Aber die Völker haben es noch nicht begriffen, daß der Staat eine Aufgabe hat und eine unweigerliche Notwendigkeit ist, solange nicht da ist, was ihn zu ersetzen bestimmt ist: die sozialistische Wirklichkeit. Einen Tisch kann man umwerfen und eine Fensterscheibe zertrümmern; aber die sind eitle Wortemacher und gläubige Wortanbeter, die den Staat für so ein Ding oder einen Fetisch halten, den man

zertrümmern kann, um ihn zu zerstören. Staat ist ein Verhältnis, ist eine Beziehung zwischen den Menschen, ist eine Art, wie die Menschen sich zu einander verhalten; und man zerstört ihn, indem man andere Beziehungen eingeht, indem man sich anders zu einander verhält. Der absolute Monarch konnte sagen: *ich* bin der Staat: wir, die wir im absoluten Staat uns selbst gefangen gesetzt haben, wir müssen die Wahrheit erkennen: *wir* sind der Staat – und sind es so lange, als wir nichts anderes sind, als wir die Institutionen nicht geschaffen haben, die eine wirkliche Gemeinschaft und Gesellschaft der Menschen sind. | *ab*

Lew Nikolajewitsch Tolstoi

(1910)[3]

[…] Tolstoi war wie Rousseau eine Einheit von Rationalismus und inbrünstiger Mystik. Dieser Russe war der verkörperte gesunde Menschenverstand; er war so auf den Sinn und die Nützlichkeit aus wie nur je ein Bauer, und er hat sich in keinem Augenblick seines Denkens mit einer Lehre zufrieden gegeben, die nicht seiner Vernunft volles Genüge tat. Nur daß er, als er auf seiner Höhe angelangt war, die Vernunft eines Propheten und eines Heiligen hatte; daß ihn das nicht mehr nützlich dünkte, was der Rost und die Motten fressen, sondern nur das, was der Seele ein Heil und dem Geiste die ewige Wahrheit ist.

[…] Die Liebe im Sinne Platons, im Sinne Jesu, im Sinne Spinozas, die himmlische Liebe des in sich einigen Geistes zu sich, die ihr irdisches Bild und ihre Lebendigkeit im Gefühl und Tun erhält durch deine Liebe zu allem Lebendigen, setzte er der Körperlust entgegen, die sich auch Liebe nennt, für ihn aber auch in ihrer höchsten Gestalt eine Ausschließlichkeit, eine Bevorzugung und darum nicht Liebe, sondern eitler Wahn hieß. Mehr und mehr kam von dieser Liebe her das große Verlangen über ihn, aus der Philosophie, die ihm Religion war, eine Erfüllung nicht blos für das in seine Isoliertheit zurückgezogene geistige Individuum, sondern für die Gesellschaft der Menschen zu machen. Er machte keine Konzessionen; er war immer der Mann, der bis zur äußersten Konsequenz ging; aber sein Ziel war jetzt nicht mehr bloß die Heiligkeit der Person, sondern die Heiligkeit der Gesellschaft durch die Vereinigung schwacher und in die Welt verstrickter, aber stark und ehrlich nach Reinheit strebender Menschen, die dem Beispiel ihrer Besten nachgehen wollen.

Was Tolstoi wie die Pest gehaßt hat, war durchaus nicht die Schwäche des Widerstands gegen die Lebenstriebe. Er hatte eine bis zur Zärtlichkeit gehende Liebe zu den starken Naturen, die ihrer Triebe und Lüste nicht Meister werden, zu den Sündern und

[3] Textquelle | Gustav LANDAUER*: Lew Nikolajewitsch Tolstoj*. In: Der Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes (Berlin/Bern), 2. Jg., Nr. 23-24 vom 15. Dezember 1910, S. 179-181 (Auszüge).

Verbrechern. Was er haßte, war die Schwäche der Vernunft und die geschwächte Aufrichtigkeit. Mit allen Waffen der Demaskierung, mit den Keulenschlägen seiner geraden Volkssprache und seiner bauernharten Logik und mit den Witzen seiner feinen Zivilisation bekämpfte er Lüge, Heuchelei, Aberglauben in den Kirchen der Konfessionen und der Wissenschaften. Für ihn war Glaube und Vernunft so ein und dasselbe, wie Religion ihm zusammenfiel mit der Liebespraxis der Milde und der Anerkennung alles Lebendigen.

Wer ihn verstehen will, muß wissen, daß seine Genialität Nüchternheit war. Er war so nüchtern und klug, wie es nur je ein Kaufmann oder Politiker gewesen ist. Nur war er nüchtern und ein Handelsgenie nicht in den Dingen des Marktens, sondern in den Dingen des wahren Lebens. Das war seine Macht, die er über uns alle hatte: daß er seine Besonnenheit, seine Geradheit und Ehrlichkeit, seine Klarheit und seinen Wirklichkeitssinn in die Tiefen des Gemüts geworfen hatte und daß er nur auf jenem Markte stand, auf dem um unser ewiges Teil gehandelt wird.

Da war endlich einmal ein jugendlich feuriges Herz, ein Geist mit der Tapferkeit und Rücksichtslosigkeit des Knaben, der ein Greis war und nichts andres mehr vom Leben wollte als seine tiefste Schönheit und Göttlichkeit. An dem Anblick dieser mannhaften Gestalt, die unbeugsam, starr, heftig, wild, leidenschaftlich das Rapier schwang für die Dinge, die sonst in unseren Zeiten nur ein papierenes oder öliges Dasein führen, ihm aber glühendes Leben waren, haben wir uns Jahre und Jahre gelabt; und ein Labsal war uns auch seine letzte Wanderung; seine kriegerische Pilgerschaft in den Tod. Wir haben ihm alle den Tod in diesem hohen Moment von Herzen gegönnt; und doch wissen wir, es wäre nichts Kleines gewesen, was er uns weiter gelebt hätte, wenn die Kraft des Körpers gereicht hätte.

Man muß bis auf die Propheten des alten Bundes zurückgehen, um Männer zu treffen, die so wie er zornige, wutentbrannte Streiter für Güte, Sanftmut, Verzicht und Brüderlichkeit gewesen sind; aber ganz ohnegleichen war er in seiner Vereinigung von grober Wahrheit und dolchscharfer Logik. Wie er das Elend auf die Regierung, wie er die Regierung auf die kriegsmäßige Gewalt, wie er dieses Soldatentum auf die durch Schule und Kirche gezüchtete Dummheit, wie er die Seelenverfassung der Mächtigen auf ihre Herzensödigkeit zurückgeführt hat, wie er schließlich demonstriert hat, daß das Ziel,

die Gewaltlosigkeit, zugleich schon das Mittel ist, um dieses Ziel zu erreichen, daß alle Gewaltherrschaft zusammenbricht und alle Unrechtsqual erlischt, wenn die Knechte aufhören, Gewalt zu üben, Gewalt gegen sich selbst: das hat keiner wie er mit solcher Kraft und solcher unwiderlegbaren Einfachheit einmalig und selbstverständlich in die Köpfe gehämmert; auch sein großer Vorgänger Etienne de la Boëtie, den er, als er schon in seinem gleichartigen Wirken stand, freudig kennen gelernt hat, besaß keine solche Ungebrochenheit und heilige Macht der Rede. Tolstoi war nie vorher ein solcher Sprachkünstler gewesen wie jetzt, da er in der Sprache des Volkes zu allem Volke vom rechten Leben sprach. […]

Und was kein Verstand der Verständigen sieht

(Januar 1911)[4]

HEUTE wie seit Jahrhunderten gibt es eine große Zahl Sekten, die die verschiedensten Namen führen, aber unter allerlei Einkleidungen alle in einem übereinkommen: dass sie die Lehren Jesu von Nazareth so leben wollen, wie er sie für die irdische Wirklichkeit gekündet hat. Von manchen dieser Sekten hat man geglaubt, sie seien in den letzten Jahren durch Tolstois Auftreten entstanden, z. B. von den Duchoborzen in Rußland, den Nazarenern in Ungarn, Serbien und Kroatien. Das ist ein Irrtum; im Gegenteil hat Tolstoi von ihnen gelernt und sich durch sie in seiner Richtung bestärkt gefühlt, wie dann allerdings sie auch Beziehungen zu ihm gefunden haben.[5] Besonders bemerkenswert sind die genannten Nazarener wegen des ausgeprägten Individualismus, den sie auch innerhalb ihrer Gemeinschaft üben. Hauptregeln ihres Lebens sind: Arbeit, Milde im Umgang, geduldiges Hinnehmen jeder Kränkung, Gewaltlosigkeit. Sie erkennen also kein Gerichtswesen an, zahlen dem Staat die Steuern nur gezwungenermaßen, schwören nicht und verweigern den Militärdienst. Sie erkennen aber auch für ihre Gemeinschaft keine Organisation oder Hierarchie, und keinerlei feststehende, keine geschriebene Lehre an: Ihre Lehre ist in verschiedenen Gemeinden und selbst innerhalb einer Gemeinde verschieden. Auch rechnen sie ihre Kinder und Angehörigen nicht zu sich; nur dann, wenn sie als Mündige ausdrücklich sich ihnen anschließen.

Zu diesen Nazarenern gehörte der Tischlergeselle Franz Novák, der vor einigen Jahren in Temesvár zum Militär eingezogen wurde. Als er das erste Mal mit den anderen Rekruten auf den Exerzierplatz geführt wurde, weigerte er sich, die Waffen anzunehmen. Zu einem General, dem der Vorfall gemeldet wurde und der heranritt, um dem Burschen gut zuzureden, sagte er, indem er ein kleines

[4] Textquelle | Der Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes (Berlin/Bern), 3. Jg., Nr. 2 vom 15.01.1911, S. 15 (unsigniert).

[5] [Vgl. Leo N. TOLSTOI: *Das Töten verweigern.* Texte über die Schönheit der Menschen des Friedens und den Ungehorsam. Neu ediert von Peter Bürger & Katrin Warnatzsch. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 3). Norderstedt: BoD 2023.]

Evangelium aus der Tasche zog: „Die hohe Regierung gestattet, dieses Buch zu drucken, auch verbietet sie nicht, die darin enthaltenen Gebote zu befolgen. In diesem Buche aber heißt es: ‚Liebe deinen Nächsten wie dich selbst!' Ich nehme kein Gewehr, weil ich die Gebote des Herrn befolgen will." – Der General hatte ihn ruhig angehört und erwiderte nun: „In diesem Buch steht aber auch geschrieben: ‚Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gott, was Gottes ist'." – Novák blieb anfangs befangen und schwieg. Bald aber besann er sich: er nahm seine Soldatenmütze vom Kopf, legte seine Bluse ab, legte alles zum Gewehr auf einen Haufen und sprach: „Das alles gehört seiner Majestät dem Kaiser, und ich gebe es dem Kaiser."

„DA KAM DER KRIEG. Landauer hatte von 1909 an diesen Krieg vorhergesagt. Er hatte gezeigt, daß der Gewaltstaat nach außen hin nichts anderes sein kann als ‚eine Kampforganisation zur Behauptung und Eroberung gegen die anderen Staaten'. Er hatte gezeigt, daß das aus diesem Wesen des Staates hervorgegangene System des bewaffneten Friedens zum Krieg der großen Staaten gegeneinander führen muß; er hatte in zwanzig denkwürdigen Aufsätzen und Flugschriften die nahende Katastrophe beschrieben. Er hatte unablässig gewarnt und gemahnt; aber nicht zur Erhaltung des Friedens gemahnt: er wußte, daß es zwischen den Staaten keinen Frieden geben kann; nicht zu internationalen Vereinbarungen: er wußte, daß sie nur durch Phrasen und Gesten die öffentliche Lüge verdecken können; er mahnte zu dem einzigen wahren Kampf gegen den Krieg, zum Kampf gegen den Staat; er mahnte zu einem Generalstreik der Arbeiter, der aber nicht ein Nein, sondern den Anfang eines neuen Ja bedeuten würde. Aber sein Wort hatte die in der Parteidogmatik und Parteitaktik befangenen Massen nicht ergriffen. Was er angesagt hatte, traf ein. Und damit fiel zusammen, was er in Jahren stiller Arbeit aufgerichtet hatte. Denn unter der Militärdespotie konnte es keine wahrhaft sozialistische Sache mehr geben, keinen sozialistischen Bund, keine sozialistische Schrift, keine sozialistische Rede. – Im Anfang des Krieges, ehe Landauer seiner Sache verstummte, sprach er noch als erster das wesenhafte Wort, das in späteren Jahren viele nachgesprochen haben, das damals aber unempfangen und unerwidert blieb: ‚Keiner ist schuldig, alle sind schuldig. Alle – auch wir sind schuldig.' Fortan trug er durch die Jahre des Krieges in schweigsamem Herzen ‚das unstillbare Verlangen nach der Stunde, wo dieser Riese, der Krieg der andern, rasselnd zu Boden bricht und, nach einem Augenblick zauberhafter Verwandlung und Erneuerung, aufsteht als mein Krieg um die Durchsetzung und den Umschwung'. Diesem Augenblick entgegenharrend, schwieg er fortan von seiner Sache. […] Seiner Ausgabe von Briefen aus der französischen Revolution schickte er im Juni 1918 den Wunsch voraus, ‚die intime Kenntnis des Geistes und der Tragik der Revolution möchte uns in den ernsten Zeiten, die vor uns stehen, eine Hilfe sein'. Und wieder traf es ein: der Augenblick, dem er entgegengeharrt hatte, kam. Der Krieg endete, wie er enden mußte, und in dem besiegten Deutschland brach die Revolution aus, oder ein Etwas, das sich Revolution nannte."

Martin Buber (1919)[1]

---

[1] Martin BUBER: *Gustav Landauer und die Revolution* (1919). In: Martin Buber – Werkausgabe. Bd. 11. Schriften zur politischen Philosophie und zur Sozialphilosophie. Teilband 1: 1906–1938. Hg. & kommentiert von Stefano Franchini, eingeleitet von Franceso Ferrari. Gütersloh 2019, S. 172-183, hier S. 174-175.

Rechenschaft

Aufsätze und ein ‚Brief an Wilson'[1]
1909-1916

Gustav Landauer

Vorbemerkung

Ich harre, um, wenn es erst wieder Volk und Völkerverbindung, Freiheit der Rede im eigenen Volk und zu allen Völkern hin gibt, zu den Menschen zu reden. Einstweilen will ich zeigen, daß ich dazu das Recht habe. Ich gebe Rechenschaft von dem, was ich in den Jahren vor dem Krieg und auch im Krieg, so öffentlich, wie es mir möglich war, gesagt habe.

Damit will ich auch ein Beispiel geben. Mögen andre Rechenschaft ablegen, wie ich es tue; wir wollen wissen, mit wem wir es zu tun haben. Als Proudhon 1848 in der Konstituierenden Versammlung sein Projekt einer Wegsteuerung des überflüssigen Einkommens eingebracht hatte und dafür von Thiers beschimpft wurde, sagte er in seiner großen Angriffsrede, die er zur Verteidigung hielt: Ich fordre Herrn Thiers zum Duell. Allgemeines Staunen. Proudhon aber fuhr unerschüttert fort: Ich will hier auf der Tribüne Bericht über mein ganzes bisheriges Leben erstatten; und dann soll die Reihe an Herrn Thiers kommen und er soll das nämliche tun. Thiers nahm das Duell nicht an; er klärte die Welt erst durch sein weiteres Treiben über sich auf.

Seien alle, die ihr Volk und die Völker der Menschheit beraten wollen, zu einem solchen Duell herausgefordert. Seit wann sind sie

[1] Textquelle | Gustav LANDAUER: *Rechenschaft*. Berlin: Paul Cassirer 1919. [207 Seiten] [Onlineausgabe: https://www.digitale-sammlungen.de].

wach? Seit wann ist ihr Gewissen rege? Wo haben sie vor Ausbruch des Krieges gestanden? Wie haben sie sich im Kriege gehalten?

Die Aufsätze, die hier folgen, sind mit Ausnahme des letzten, in der Halbmonatsschrift *„Der Sozialist“* erschienen, die ich von 1909 bis Ostern 1915 leitete. Die paar Freunde, die mir bei der Herausgabe und Verbreitung des Blattes zur Seite standen, sind nicht schuld, daß es nur zu einer sehr kleinen Zahl Menschen gedrungen ist. Was ich damals zu sagen hatte, wollten wenig Menschen hören, wollte keiner von den Gebietern der Presse und ihren literarischen Bediensteten drucken. – Der letzte Aufsatz stand 1915 im *„Zeit-Echo“* und so ähnlich auch in einem holländischen Blatt.

März 1918.

Gustav Landauer.

Nachschrift: Ich füge jetzt noch einen Brief an Wilson bei, den ich Weihnachten 1916 auf besonderen Wegen übersandt habe, von dem ich aber zur Stunde noch nicht weiß, ob er den Adressaten erreicht hat; und eine Flugschrift *„Die Abschaffung des Kriegs“*, die während des Kriegs beschlagnahmt worden war.

November 1918, im Bund Deutscher Republiken.

Vom Schnee und vom König von England; von Eiern, Äpfeln, Weizen, Hafer und Unsinn; von der Liebe und von der Gemeinde

(1909)[2]

Kind. Ach, wie schön es schneit!

Mutter. Ach weh, es schneit schon wieder!

Vater. Gut, daß es schneit!

Kind. Mutter, warum ist es schlimm, wenn es schneit?

Mutter. Man kommt nicht mehr vorwärts in den Straßen; der Verkehr hört bald ganz auf; die Lastwagen können nicht mehr fahren, und um das wieder in Ordnung zu bringen, müssen Tausende von Menschen unnütze Arbeit tun, und sie könnten Besseres leisten, wenn der Himmel ein Einsehen haben wollte.

Kind. Warum lassen sie denn den schönen Schnee nicht liegen, und lassen die Lastwagen zu Hause, und bleiben einmal ein paar Tage in der warmen Stube oder fahren Schlitten?

Mutter. Das geht hier nicht; die Kaufleute brauchen die Kisten, weil sie verkaufen müssen; und wo so viel Menschen auf einem Fleck beisammen wohnen, wird der Schnee zu Schmutz, und wenn es taut, ist dann gar kein Verkehr mehr möglich. Nein, nein, er muß gleich weg.

Kind. Aber warum wohnen denn die Menschen alle auf einem Fleck?

Vater. Mutter, wir wollen froh sein, daß es schneit! Die armen Menschen, die keine Arbeit haben, bekommen ein paar Tage zu tun.

Mutter. Schon recht; aber es wäre besser, sie hätten etwas Nützliches zu tun.

Kind. Warum wohnen denn die Menschen alle auf einem Fleck?

Mutter. Sie sind in die Stadt gezogen, weil sie auf dem Land nichts zu tun hatten; sie hatten nichts zu tun, weil sie keinen Boden hatten; jetzt haben sie wieder nichts zu tun, weil sie schon zu viel Unnützes gearbeitet haben; und jetzt schaufeln sie Schnee, damit sie essen können!

---

[2] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes, 1. Jg., Nr. 3 vom 15.03.1909, S. 23-24.]

Vater. Aber Mutter, das kann das Kind doch nicht verstehn!

Mutter. Und auf dem Land jammern sie, daß sie keine Arbeiter haben! Vater, kannst du das alles verstehn? Ist es so weit gekommen, daß die Menschen sich freuen, wenn sie den Schnee wegschaufeln dürfen? Wahrhaftig, wenn sie Wasser durch ein Sieb laufen ließen und bekämen drei Mark Taglohn dafür, sie wären zufrieden und meinten, es wär alles in Ordnung. Weißt du was? Ich mein' immer, die Arbeiter müßten sich verschwören und müßten sagen: vom ersten Mai ab arbeiten wir nur noch nützliche Sachen: Brot und Hosen und Hemden und Wohnhäuser und Werkstätten.

Vater. Mutter, dann wären die Menschen ja gescheit! Weißt denn nicht, daß sie dumm sind?

Mutter. Faul und dumm sind sie, hast recht, Alter! Dümmer, wie's liebe Vieh!

Kind. Mutter, die Hühner sind aber auch dumm!

Mutter. Warum, mein Kind?

Kind. Warum legen sie denn so viele alte Eier und so wenig frische?

(Die Eltern lachen.)

Mutter. Kind, sie legen nur frische.

Kind. Wo kommen denn dann die vielen alten her, in den vielen Kisten, die so billig sind, und die frischen sind so teuer und manchmal gibt's gar keine?

Mutter. Die Menschen lassen sie erst alt werden.

Kind. Aber dann schmecken sie doch schlecht! Warum essen sie sie denn nicht frisch?

Vater. Die Eier müssen doch erst gesammelt werden, damit man sie dahin schicken kann, wo die Menschen wohnen.

Kind. Ja, warum wohnen die Menschen nicht mit den Hühnern zusammen?

Vater. Die Menschen müssen da wohnen, wo die Fabriken sind, und da täten die Hühner krepieren. Auf dem Land sind die Hühner, und die legen mehr Eier, als die Bauern essen können. Die Bauern können sie auch gar nicht essen; die müssen sie verkaufen, weil sie Geld brauchen, um Zins zahlen zu können.

Kind. Was ist denn das, Zins?

Vater. Siehst du …

Mutter (unterbrechend; leise): Halt, Vater! Von der Sündhaftigkeit

soll das Kind noch nichts wissen. Ernst ist es schon; traurig mußt es nicht machen!

Vater. Und dann brauchen sie auch Geld, um Saatfrucht und Korn fürs Brot und Hafer für die Gäule zu kaufen.

Mutter. Na, na, Vater, du redst doch von den Bauern! Das werden sie doch nicht kaufen müssen!

Vater. Siehst du, Alte, das hätt' ich auch nicht geglaubt; aber ein Herr auf dem Bureau hat's erzählt. So wie's Leute gibt, Großhändler, die überall ihre Agenten herumschicken, um die Eier zu sammeln und liegen zu lassen und sie dann wieder überallhin an die Händler zu schicken, bis sie so lange liegen, daß sie stinken, so wird gleich nach der Ernte jetzt das Korn und der Hafer aufgekauft. Die Händler sind ganz wild darauf und sie wissen, warum! Sie schicken alles ins Ausland, da bekommen sie vom Staat noch extra was dafür herausgezahlt. Im Sommer kaufen dann die Bauern, denk' einmal, die Bauern kaufen teures Mehl und teuern Hafer; und im Ausland essen sie Brot von unserm Mehl, das sie billig, viel billiger gekauft haben!

Mutter. Mein Gott, was sind wir für Menschen!

Vater. Ja, weißt du, die recht viel Land haben, bei denen kommt's ja auf das bißchen Mehl in ihrer Küche und auf den Hafer in ihren Ställen nicht an; die wissen schon, warum sie ins Ausland verkaufen und sich von der Regierung noch eine Belohnung dafür zahlen lassen.

Mutter. Dafür zahlt die Regierung noch extra? Wenn's aber Krieg gibt?

Vater. Ganz wohl, Mutter! Dann haben die Feinde unser billiges Getreide, und wir haben keine teuren Preise mehr …

Mutter. Wir haben keine teuren Preise mehr?!

Vater. Ih bewahre; wo werden wir noch Preise haben? Der Feind läßt doch nichts herein, und das bißchen, was wir haben, kaufen dann die Proviantämter alles auf.

Mutter. Und wir?

Vater. Wir hungern, Mutter. Die Bauern und die Städter, die Alten und die Jungen und die Kinder, alle hungern sie, weil nichts da ist.

Mutter. Wenn nur kein Krieg kommt!

Vater. Ich weiß nicht, Frau, manchmal denk' ich: wie heut' die Menschen sind, kann nur noch ein Krieg helfen.

Mutter. Gelt, du meinst: wenn sie kein Brot mehr haben, dann … Du bist ja ein Menschenfresser, Alter! Weißt du, wie ich denk'? Das kommt alles von der Zweckmäßigkeit.

Vater. Ist mir eine nette Zweckmäßigkeit!

Mutter. Ja, ist aber doch so. Die Menschen wollen alles aufs beste machen, so wie sie's verstehen. Sieh mal, das sieht doch zweckmäßig aus, daß erst alles auf einen Punkt gesammelt wird; und daß wir ins Ausland exportieren und dafür das Geld ins Land bekommen. Sie meinen ja auch, wenn so ein Hoffest ist, wie letzthin, als der König von England kam, da sagen sie: es ist gut, daß wieder was los ist, da kommt Geld ins Land, da müssen Papierguirlanden und Fahnen gemacht werden …

Kind. Ist der König von England ein Schneemann?

Mutter. Warum denn?

Kind. Weil du doch sagst, er bringt Geld ins Land, wie der Schnee!

Mutter. Hast recht, Kind; der bringt gerade so Geld ins Land wie der Schnee.

Vater. Weißt du, Frau, das mit der Zweckmäßigkeit, das haben die Reichen aufgebracht. Für die ist's freilich zweckmäßig, daß sie alles an einen Punkt sammeln, das Geld in ihren Kassenschrank, und die Menschen in ihre Fabrik.

Mutter. Ja, aber einmal, wie's noch nicht so schlimm war, haben sie, glaub' ich, gemeint, das wär' gut so für alle. Sie haben gedacht, das wär' eine Verschwendung, wenn's in jedem Dorf Schlosser gibt und Schreiner und Schuster; es sei doch besser, das alles in der Stadt zu machen und zu sammeln und zu verschicken; und so kommt's, wenn ich jetzt dem Kind einen Apfel geb' …

Kind. Ach ja, Mutter!

Mutter. Dann ist er aus Amerika und schmeckt wie Fabrikware, nicht gut und nicht schlecht; und wenn ich so einen feinen duftigen märkischen Apfel haben will, wie er ein paar Stunden von hier wächst, dann muß ich in die Leipzigerstraße gehn und kann dran riechen; denn zum Kaufen ist er zu teuer. Und ich sag', du hast recht, Alter: wenn die Menschen bloß nach dem rechnen, was sie für den Nutzen halten, dann kommt's raus, daß sie gleich nur noch an ihren Nutzen denken, jeder an seinen; und so wird aus dem Nutzen das allerunnützeste und heilloseste!

Vater. So ist's, Frau; denk' nur, wie wir an die Maschine gespannt sind und uns drehn wie ein Rad! Für die Maschine ist's nützlich; und für den Fabrikanten auch. Aber kann ein Mensch denn so leben?

Mutter. Drum sag' ich: erst müssen wir wieder unpraktisch werden, dann wird was Praktisches draus! Wir müssen wieder grad' wie von vorne anfangen, und als Handwerker und Bauern zusammen leben und erst wieder lernen, uns ein bißchen gut zu sein und unter die Arme zu greifen …

Vater (nach einer Pause nachdenklich): Weißt du, Mutter, ich glaub', ich weiß etwas. Das mit dem Schaffen ins ganz Große und der Zweckmäßigkeit, das ging halt nur, wenn's auch so eine ganz große Menschenliebe gäbe, so eine ganz allgemeine. Und ich mein' immer, wirklich lieb haben kann man nur die, mit denen man zusammen ist und zu tun hat und denen man manchmal unters Hemd sieht und ins Herz.

Mutter. Das ist so, wie immer unser alter Pfarrer gesagt hat: Die Liebe wohnet in der Gemeinde.

Vater. Die Liebe wohnet in der Gemeinde … da kann man sich allerhand drunter denken.

Kind. Mutter, ich möcht ein recht, recht schönes Märchen hören!

Mutter. Später, mein Lieb. Jetzt ist's zu dunkel. Jetzt sitzen wir noch ein bißchen im Dunkeln und sind ganz still.

Der Krieg

(1909)[3]

Diese Dinge, um die jetzt auf ein Haar zwischen Österreich und Serbien ein Krieg ausgebrochen wäre, in den vielleicht noch andere Völker hineingezogen worden wären, gehen uns nichts an; es geht um Interessen, von denen wir wie durch viele Jahrhunderte getrennt sind. So ähnlich sagen nicht nur viele Sozialisten, Anarchisten; so sagen auch die Menschen, die der Kunst und dem schönen Leben im Geiste oder den Formen zugekehrt sind.

Man muß aber wissen, was das heißt: sie gehen uns nichts an; und wenn man sich darüber erst ganz klar ist, wird man merken: sie gehen uns doch und gar sehr an. Früher einmal hat man die Deutschen das Volk der Denker und Dichter genannt; sie lebten in ihren Gedankengespinsten, in einer schönen und glücklichen, paradiesischen Zukunft manchmal; derweile ließen sie sich in der Gegenwart das Fell über die Ohren ziehen; ließen ihr Land zum Schlachtfeld für Europa machen; ließen sich als Soldaten von ihren Landesfürsten in die Fremde verkaufen.

Wie ist es heute? Sind wir Sozialisten heute nicht auch gar zu sehr Denker und Dichter? Sind wir in unsern Gedanken, Ideengebäuden, Interessen, Sehnsüchten und Wünschen nicht so jahrhundertweit weg von den Staatsmännern, Diplomaten und Kriegsmännern, daß wir ihnen ihre Welt für sich lassen und inzwischen mehr im Geiste als in der Tat in unsrer erträumten Welt leben? Wenn es nun aber heute, morgen, in Wochen oder Monaten dazu käme, daß Rußland gegen Österreich, das Deutsche Reich gegen Rußland, Frankreich gegen das Deutsche Reich zu Felde zieht, geht es uns dann immer noch nichts an? Werden dann nicht unsre Leiber spüren, daß, so weit auch die Köpfe voneinander getrennt sind, wir doch allesamt gleichzeitig Lebende sind? daß wir Entrückten uns gar sehr in die Macht derer gegeben haben, die für uns wie weltenweit Entfernte, Andersgeartete, manchmal schon Vorsintflutliche sind? Wenn wir jetzt von den Diplomaten, den Staatlern, in den Krieg hineingezogen werden, steht es für das Gefühl, nicht nur von Tausenden, von Hunderttausenden anders wie damals, als Deutsche

[3] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 1. Jg., Nr. 4 vom 01.04.1909, S. 25-27.]

von ihren Landesfürsten als Soldaten in die Fremde, in den Krieg, in den Tod verkauft wurden?

Mögen die Gedankenreihen, die hier angeschlagen sind, jeden Leser zum Nachdenken und Weiterdenken bringen. Damit ist nichts getan, daß wir in Gedanken weit weg sind aus dieser Zeit. Wir haben heute mehr als je die unheilvolle Gabe, die Zukunft zu eskomptieren; im Traum, in der Idee zu leben und uns mit diesem Schattengewebe schon zufrieden zu geben. Wir gehen durch die Straßen der Großstadt, fast mit geschlossenen Augen, mit zusammengepreßten Lippen; wir wollen all das häßliche Hasten und Drängen, all die Gemeinheit und Niedrigkeit, all die Dummheit und den Schwindel nicht sehen. Wir gehen etwa nur hindurch, um in ein Museum oder in eine Ausstellung oder ein Theater oder ein Konzert zu kommen und uns in den Dämmer oder das Gewoge der Schönheit zu zaubern; oder um mit einem Freunde gute Worte und Blicke zu tauschen; oder aber, um teilnahmslos, unter dem völligen Schweigen unsres eigentlichen, unsres innern Menschen unsre Rolle in der kapitalistischen Wirtschaft zu spielen, damit wir leben können. Dann fahren wir wieder so schnell wie möglich in unsern Vorort hinaus: da haben wir uns so ein kleines Reich der Ländlichkeit und Abgeschlossenheit zurecht gemacht, und da führen wir, wie wir meinen, unser eigentliches Leben.

Wir machen uns aber nicht klar, daß das alles nur Anbequemungen, Anpassungen sind, daß es nur die erträglichste Art ist, es im Unerträglichen auszuhalten.

Jetzt war die Kriegsgefahr da und mag manchem wie ein Blitz grell beleuchtet haben: im Krieg und im sogenannten Frieden sind wir Verkaufte, sind wir mit Leib und Leben denen überantwortet, die gar nicht unsrer Welt angehören, die mit unsern Taten Interessen wahren, die wir nicht wollen, Zwecke verfolgen, die nicht unsre Zwecke sind.

Mag aber auch die Kriegsgefahr im Augenblick gebannt sein, – halten wir uns vor allem vor, daß wir seit dem Jahre 1870 in allen Ländern Europas immer im Kriege leben. Der Zustand des sogenannten stehenden Heeres, der fortwährenden Rüstung und Kriegsbereitschaft von Millionen Menschen gegeneinander ist allerdings schuld, daß es so lange nicht zum Kriege kommt, weil die Regierungen denn doch vor dieser entsetzlichen Entfesselung der

unbeschreiblichen Menschenvernichtung und Länderverwüstung Angst haben, und weil sie in mehreren Ländern nach einem solchen Kriege, gleichviel ob er siegreich zu Ende ginge oder zur Niederlage führte, den Ausbruch der Volksempörung befürchten müßten. Aber dieser bewaffnete Frieden selbst, mit den Entbehrungen und Opfern, die er den Armen in Form von Steuern und Leistungen auferlegt, mit der Geistlosigkeit und Angstgesinnung, die er mit sich bringt, mit dem Herausreißen der Menschen aus ihrem Beruf, mit der Korruption der Diplomaten und Parteien, mit all der Roheit, Gehässigkeit und Heuchelei, die er in die Beziehungen der Völker zu einander bringt, ist ja schlimmer als der schlimmste Zukunftskrieg. Die Wahrheit ist, daß die Deutschen, das bismärckische Deutschland, seit 1870 – eigentlich schon seit 1866 – fortgesetzt Krieg führen und die andern Völker, die die gräßliche Last kaum mehr ertragen wollen, ebenfalls in diesen Krieg gegen uns und gegeneinander hineingezwungen haben. Wie Goethe das Christentum anklagt:

Opfer fallen hier.
Weder Lamm noch Stier,
Aber Menschenopfer unerhört,

so fordert auch dieser seltsame Krieg, der jetzt schon nicht ein dreißigjähriger, sondern ein mehr als vierzigjähriger Krieg ist, unsagbare, in keiner Statistik festzustellende Menschenopfer, ohne daß die Leiber der Menschen durch Wunden durchbohrt werden. Aber es darf die Prophezeiung ausgesprochen werden: er hat zum längsten gedauert. Der Geist der Gesittung, der Manierlichkeit, der gegenseitigen Verständigung – über Interessen, die nicht unsre, die sehr erbärmliche Interessen oft sind; nichts wahrhaft Großes wird hier hervorgehoben, aber eine relative Besserung, weniger in den Zwecken als in den Mitteln, die von großer Bedeutung ist – dieser Geist hat von den Völkern her alle anderen Regierungen erfaßt, alle, nur die deutsche nicht. Es wird hier prophezeit: schließt sich die deutsche Regierung den Wünschen aller Völker nach Frieden und Verständigung nicht baldigst an, so hat der schleichende Krieg, den wir jetzt haben, demnächst ein Ende und die andern draußen überziehen uns mit dem leibhaften Krieg, weil ein Ende mit Schrecken ihnen erträglicher ist als ein Schrecken ohne Ende.

Also durchaus nicht sind wir getrennt von denen, die für den Machtstaat sorgen, die den Kampf der Staaten untereinander um die Erdoberfläche betreiben, wir sind nicht in Wahrheit getrennt von denen, die jetzt mit dem Weltkrieg spielen; wir haben uns eingesponnen in unsre Kultur, unsre ästhetischen Spiele und Moden und ebenso in unsre sozialistischen Ideale, wie man sich wohl die Ohren mit einem Tuch umwickelt, um unangenehme, peinliche Geräusche nicht zu hören.

Und vor allem, um unsre innere Stimme zu übertäuben, die uns zuruft: Das Geistige, worin ihr lebt, muß Wirklichkeit werden! Die Trennung von der Welt des Alten und Toten, von der Welt der gestorbenen Zwecke, von der Welt der Unkultur und Brutalität, von der Welt der Ungerechtigkeit und des Kapitalismus muß tatsächlich vollzogen werden!

Alles, was sich an angeblicher Kultur in unsrer Gesellschaft befindet, ist Schein, Selbsttäuschung, Bemäntelung des Kräfteverfalls und des völligen Mangels an Gestaltungs- und Tatkraft.

Möge die Kriegsdrommete ein Ruf der Sammlung sein für alle die, die innerlich aus dem Staate, aus dem Reich der Gegensätze zwischen den Staaten ausgetreten sind. Mögen sie sich klar machen und auch nach außen hin dokumentieren: diese Zwecke sind für unsern Geist tot: sie binden unser Inneres nicht mehr; wir sehen längst andere Möglichkeiten der Verbindung der Menschen zum Volk; der Verbindung der Völker untereinander. Klarheit, Sammlung und Bekenntnis – das ist das Erste, was not tut.

Wir wollen keinen Krieg! Wir wollen vor allen Dingen keinen Krieg zur Unterstützung des ruchlosesten und verrottetsten aller Staaten, der habsburgischen Monarchie! – Ihr Deutschen, ihr waret so begeistert, so überaus lächerlich begeistert, als das kleine Burenvolk seine Freiheit, d. h. seine staatliche Selbständigkeit gegen das englische Reich verteidigen wollte. Warum seht ihr nicht, daß die Serben gegen die Österreicher genau in derselben Lage sind, wie es die Buren gegen die Engländer waren? Warum weinen unsre Zeitungsschreiber nicht über die unglücklichen Bewohner von Bosnien und der Herzegowina – das sind Serben – die die Österreicher von ihrem freien Vaterlande mit Gewalt und List trennen, wie sie damals über die Buren politische Krokodilstränen vergossen? Warum sagen sie euch nicht, daß in Dalmatien, Kroatien, Slavonien, Bosnien und

der Herzegowina heute 3 ½ Millionen Serben eng beieinander wohnen, die alle vom Standpunkt der heutigen Staatsideen den berechtigten Wunsch zur Vereinigung mit dem Königreich Serbien, zur Befreiung von Österreich haben müssen?

Warum? Weil Österreich „unser Verbündeter" ist; und weil es ja bekanntlich im Staatsleben nicht nach der Moral und der Gerechtigkeit, sondern nach den Interessen und der Angst geht.

Nun, wir finden gar keinen Gegensatz zwischen Gerechtigkeit und Interessen. Wir finden nur, daß uns die lebendigen Erdbewohner interessieren, aber nicht die Unwirklichkeit, die man Staatsinteresse nennt.

Am Zwangsverband Staat nehmen wir innerlich nicht teil, weil wir den echten Menschenbund, den sozialistischen Bund, die Gesellschaft aus dem Geist und darum der Freiheit schaffen wollen. Erst auf einer Vorstufe sind die vielen, die von ihm nichts wissen wollen, weil er sie an Leib und Seele Not leiden läßt: diese sind noch bloß Bewirkte, wir wollen Wirkende sein. Solche Produkte der heutigen Zustände, serbische Proletarier, scheinen viel dazu beigetragen zu haben, daß der Serbenkrieg vermieden werden kann. Nicht weil sie Wissende sind, nicht weil ihnen Neugroßes im Herzen lebt, nicht weil sie erkennen, daß Nation und Zwangsstaat gar nichts miteinander zu tun haben, haben diese Proletarier „kein Vaterland", sondern weil sie elend und leidend sind. Der Konflikt zwischen dem serbischen Kronprinzen und seinem Diener, den er brutal mißhandelt und in den Tod gestampft hat, und die darauf einsetzende Agitation der „vaterlandlosen" Proletarier hat mindestens ebenso viel dazu beigetragen, den Krieg jetzt unmöglich zu machen, wie die Angst der Großmächte voreinander. Beachten wir es wohl: mitten im Aufflammen der staatsnationalen Begeisterung ist dieser Gegensatz der Herrenbrutalität und der Unterdrückten hervorgetreten, haben die Proletarier ihre Teilnahmslosigkeit an den Staatsnationalinteressen aktiv an den Tag gelegt. Möchten alle Völker daraus lernen; möchten sie weiter gehen und nicht bloß Leidende und Produkte der Barbarei sein, sondern Produktive, die in friedlichem, aber festem und unerschütterlichem Aufbau das in die Welt stellen, was berufen ist, allen Staaten ein Ende zu machen: den Sozialismus.

Sammeln wir uns zum Bau der neuen Wirklichkeiten; zur Errichtung unsrer Gemeinschaften, zur Zusammenlegung unsrer wahrhaften Interessen. Begnügen wir uns aber ja nicht damit, uns mit Ideen und Rufen und Agitationen oder mit geistigen Spielen und Moden irgendeiner Art einzulullen und abzuwenden. Sehen wir, daß das, was unserm Geiste tot ist, über unsre Leiber die lebendigste Gewalt ausübt; sehen wir, daß das, was in unserm Geiste ein spukhaftes Vorleben führt, in Wirklichkeit noch nicht geboren ist. Wir sehen also eine ungeheure, eine noch gar nicht begonnene, eine weit in die Zeiten hineinreichende Aufgabe, einen langen, schweren Weg vor uns. Beginnen wir ihn; sagen wir mit der Klarheit, die noch nicht gesagt wurde, was ist; machen wir die Trennung zwischen der Gesellschaft, die kommen soll, und dem Staat, der überwunden werden soll, schneidend; beginnen wir mit dem Bau der Gesellschaft; sammeln wir uns als Bekenner, die nicht bloß mit dem Munde, sondern mit der ganzen Lebensführung bekennen.

Bairam und Schlichting

(1911)[4]

Im Himmel ist jetzt wieder ein Gerichtstag abgehalten worden. Die himmlischen Heerscharen haben zwar schon vor etlicher Zeit ihre große Revolution gehabt und Gott entthront; aber es geht da doch immer noch recht autokratisch zu: bei gewöhnlichen Unsterblichen entscheidet wie vor alters der Pförtner Petrus, ob einer in den Himmel zugelassen wird oder in die Hölle wandern muß; bei Fällen von öffentlicher Bedeutung aber urteilt der Himmelskonvent. So war denn die gewaltige Versammlung zusammengetreten, und vor ihr standen zwei Männer, die beide Aufnahme in den Himmel begehrten und die beide wenige Tage nacheinander den Tod durch Erschießen gefunden hatten: der Oberst von Schlichting und sein

[4] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 3. Jg., Nr. 7 vom 01.04.1911, S. 49-51.]

Mörder, der Albanese Bairam. Die Konventsmitglieder übernehmen abwechselnd die verschiedenen Ämter; und so war die Reihe, als Himmelsanwälte zu fungieren, diesmal an Mazzini und Proudhon. Wir geben aus ihren beiden Reden hier das Wesentliche wieder.

Mazzini: Wäre mein Klient, der Oberst von Schlichting, der hier vor Ihnen steht, in preußischen Diensten geblieben, so hätte er sich, sehen Sie ihn nur an, noch eines langen Lebens freuen können, und ganz gewiß hätte ihn nie aus Reih und Glied heraus eine Kugel getroffen! Wäre er dann schließlich dahingegangen, so hätte der erhabene Konvent sich nicht zu bemühen brauchen; unser alter Petrus hätte ihm, ohne vom Sitz aufzustehen und die Pfeife aus dem Mund zu nehmen oder gar sein Tor aufzuschließen, bedeuten können, wo er die meisten seiner Kameraden und also für ihn die passendste Gesellschaft finden könne. Aber nun steht er anders vor uns da. Er ist in die Dienste einer Nation getreten, die sich in gewaltiger Erhebung, an der wir alle begeisterten Anteil genommen haben, das köstlichste Gut errungen hat: Freiheit und Einheit. Noch ist der innere Ausbau des türkischen Reiches und seine Unabhängigkeit nach außen nicht gesichert: und jeder, der dem neuen türkischen Regiment hilft, gerüstet zu sein und sich jedes Angriffs von innen oder außen zu erwehren, der dient der göttlichen Idee, über die wir hier oben zu wachen haben. Die kleinen barbarischen Stämme, die sich gegen die Einheit des Reichs auflehnen und die Türkei nicht zur Ruhe kommen lassen, sind Aufrührern und Verschwörern gleichzuachten, die es mit dem Pascharegiment, der despotischen Willkür und der Zerrissenheit halten. Der türkische Oberst von Schlichting ist als ein Opfer der Gegenrevolution und des Partikularismus anzuerkennen; nehmen wir ihn in unsere Reihen auf und schicken wir seinen Mörder zur Hölle!

Proudhon: Zunächst glaube ich im Namen des ganzen Konvents zu sprechen, wenn ich unserm edeln Mazzini danke, daß er in dieser Zeit, wo sein Name auf Erden und im Himmel millionenstimmig gerufen wird, doch hier im Konvent hat seine ernste Pflicht tun wollen. (Allseitige Zustimmung.) Wenn ein Einzelner als Schöpfer der Einheit Italiens vor allen andern, selbst noch vor Garibaldi, genannt werden darf, so ist es Giuseppe Mazzini. Aber das allerdings habe ich mich gefragt, als ich in diesen Tagen nach Italien hinabblickte, ob Mazzini in all diesen fünfzig Jahren immer noch nichts gelernt

hat und ob er sich wirklich seiner Schöpfung freuen darf? Ich hatte vergessen, daß wir hier im Himmel nichts mehr lernen können, sondern bleiben, wie wir auf Erden gewesen sind. So will denn auch ich bleiben, der ich bin und will bekennen, daß ich mich der auf dem Wege der Revolution errungenen türkischen Einheit so wenig freuen kann wie damals der italienischen. Ich habe damals schon mit Mazzini gestritten und will ihm heute wörtlich wiederholen, was ich ihm 1862 gesagt habe: „Jeder ursprüngliche Charakter in den mannigfaltigen Landschaften eines Reiches geht durch die Zentralisation, das ist der wahre Name der sogenannten Einheit, verloren. Ein großer Zentralstaat konfisziert alle Freiheiten der Provinzen und der Gemeinden zugunsten einer höheren Macht, nämlich der Regierung. Was ist diese Einheit der Nation in Wahrheit? Das Aufgehen der besonderen Nationalitäten, in denen die Individuen leben und sich voneinander unterscheiden, in einer abstrakten Nation, in der keiner atmet und keiner den andern kennt. Wenn aber das Nationalitätsprinzip Mazzinis gilt, so gilt es für die kleinsten Nationen ebenso wie für die größten; es verbürgt die Unabhängigkeit und Selbständigkeit der kleinen wie der großen Gemeinschaften."

Sie werden gleich hören, daß ich zur Sache spreche, wenn ich diese alten Worte wiederhole. Nicht meine Schuld, daß sie nach fünfzig Jahren noch wiederholt werden müssen. Ich habe weiter gesagt: „Will man 26 Millionen Menschen regieren" – so viel hatte damals das Königreich Italien – ,,denen man die Verfügung über sich selbst geraubt hat, so braucht man, um diese riesige Maschine in Gang zu bringen, eine ungeheuerliche Bürokratie, eine Legion Beamte; um sie nach innen und außen zu schützen, braucht man ein stehendes Heer. Angestellte, Soldaten, Mietlinge, das wird in Zukunft die Nation vorstellen. Diese grandiose Einheit braucht Ruhm, Glanz, Luxus: eine imposante Zivilliste, stattliche Gehälter, Botschaften, Pensionen, Pfründen. In so einem Einheitsstaat streckt alles die Hand aus, und wer zahlt die Schmarotzer? Das Volk! Wer einheitliche Nation sagt, der sagt eine Nation, die ihrer Regierung verkauft ist. Und wer hat den Nutzen davon? Das Volk? Nein, die oberen Klassen. Die Einheit ist heute und schon seit 1815 nichts weiter als eine Form der bourgeoisen Ausbeutung unter dem Schutz der Bajonette. Jawohl, die politische Einheit in den Großstaaten ist die Herrschaft des Bürgertums. Darum die Lust des Bourgeois am

Einheitsstaat! In einem kleinen Gemeinwesen ist für den Bourgeois, den Bankier, den Spekulanten, den Großeigentümer usw. usw. nichts zu holen. Da gibt es nicht viele Ämter, sie werden niedrig oder gar nicht bezahlt, es ist keine Gelegenheit, sich auszuzeichnen; das bescheidene Verdienst bleibt im Dunkeln."

Gleich komme ich für all meine Hörer zu meinem Albanesen, für mich bin ich schon immer bei ihm. Ein Wort noch zu Mazzini, dem Schöpfer des italienischen Einheitsstaats, und wieder eins, das ich ihm vor fünfzig Jahren gesagt habe: „Er rühmt sich, Republikaner zu sein. Weiß er, was er mit seiner Einheit für Italien getan hat? Er hat ihm den Despotismus aufgepfropft. Mazzini nennt sich ferner einen Demokraten; weiß er, was er für das italienische Volk, für die armen Massen getan hat, als er ihnen den Fanatismus für die Einheit eingeflößt hat? Er hat die Herrschaft der Bourgeoisie über ihnen errichtet." So habe ich vor fünfzig Jahren gesagt; und nun blicke der himmlische Konvent nach Italien, nach Mailand, nach Livorno, nach Genua, nach Rom, nach Neapel und nach Sizilien. Was erblicken wir, was erblickt auch Mazzini mit Schaudern, wenn er die Früchte seiner Einheit sieht? Das grauenvolle Regiment der Bourgeoisie und das fürchterlichste Elend der Massen!

Wenn ein Volk für seine Freiheit kämpft, lacht der Himmel. (Mazzini ruft dazwischen: Ich lache nie; ich bete!) Welches Urteil spricht sich da unser verehrtes Mitglied! Lachen ist der Anfang aller Kritik; und wer lächeln kann, ist der Selbstkritik nah. Ja, das fehlt Mazzini; er kann sich begeistern, aber er hat keine Kritik.

Sind die Albanesen nicht eine Nation so gut wie eine? Kämpfen sie nicht schon lange genug, seit sechs Jahrhunderten, für ihre Unabhängigkeit und Autonomie? Weilt nicht Georg Kastriota seit mehr als 400 Jahren unter den himmlischen Scharen, weil er tapfer für die Freiheit gegen das türkische Joch seinem Volke vorangezogen ist?

Seht euch hier Bairam an. Ist er nicht die Verkörperung des albanesischen Volkes? Ich lese der Versammlung nun aus dem himmlischen Lexikon ein paar Sätze vor, vergleichen Sie mit dem Mann, der vor Ihnen steht. „Schon die Gesichtszüge des Albaners verraten einen kühnen, nicht durch Sklaverei gezähmten Mann. Sein Gang und seine Manieren haben etwas Stattliches und selbst die Kleidung trägt dazu bei, seiner ganzen Gestalt etwas Auffallendes und Malerisches zu verleihen … Eine breite Schärpe um die Hüften, woran

zwei schön gearbeitete Pistolen und ein breites Messer befestigt sind… Der albanesische Landmann, kühn und mannhaft in seinen Gewohnheiten und mit dem Gebrauch seines Feuergewehrs vertraut, ist, sowie er sein Dorf verläßt, ein tüchtiger Soldat. Mutig stürzt er sich, in ungeordneten Haufen, unter lautem Zuruf, auf den Feind und, Mann gegen Mann kämpfend, siegt er gewöhnlich durch seine Kraft und angeborene Tapferkeit … Der Hauptstock des Volkes lebte immer frei und wild in seinen Bergen. Sie haben bis zu unsern Zeiten immer mit ihren alten Sitten, selbst zum Teil noch in ihre alten Stämme geschieden, fortgelebt, und in den wilderen und rauheren Gegenden ihres Gebirgslandes kaum den Namen der türkischen Herrschaft anerkannt."

So einer ist Bairam; mit Gewalt und in Ketten geschlossen hat man ihn aus den Bergen nach Konstantinopel geschleppt, damit er Soldat werde. Soldat war er seit seiner Knabenzeit; aber was die Preußisch-Türken Militär nennen, das hat er nicht gekannt. Frei, wild, willkürlich, jauchzend und stolz, so ist bei ihm zulande ein Krieger. Nun aber wird er gedrillt; nun kommt das stumpfsinnige Gleichmaß des Reglements. Für ihn ist eine Waffe keine Waffe, wenn sie nicht geladen ist; und so versorgt er sich mit scharfen Patronen, ohne das geringste zu planen. Da kommt der Fremde, der unglückliche preußische Oberst und rückt ihm mit seinen harten Fingern den Kopf und die Schulter zurecht, um seine Haltung zu korrigieren. Der Jüngling kannte nur eine Art Haltung: die albanesische, nicht die preußische; und daß der fremde Offizier seit seiner Kadettenzeit her, und dann als Fähnrich, als Leutnant, als Hauptmann, als Major in langen Jahren des Kasernendienstes unzähligen Menschen mit festem, mechanischem Griff an ihrem Körper die Haltung korrigiert hatte, konnte er nicht wissen. Haben wir Menschen, so lange wir lebten, nicht alle einen Zorn und Widerwillen gespürt, wenn einer unsern Leib angefaßt hat? Steckt nicht in uns allen dieser uralte Abwehrinstinkt, der jede, die leiseste körperliche Berührung, als einen Eingriff in die eigene Sphäre empfindet? Hat nicht jeder einen Luftkreis um sich, den er als sein eigen fühlt, und sagen wir nicht, es sei uns einer zu nah getreten? Für Bairams Volkscharakter und traditionellen Freiheitssinn war ihm der Fremde zu nah getreten, hatte ihn und sein Menschenrecht, wie er es in sich spürte, angetastet. Er reagierte; er schoß; er wurde gerichtet.

Wir aber haben nicht zu richten, nicht zu verurteilen und nicht freizusprechen und nicht mildernde Umstände zuzubilligen; wir nehmen Bairam als Vertreter einer selbständigen und unterdrückten Gemeinschaft auf; wir wollen dafür zeugen, daß die Albanesen ihr Selbstbestimmungsrecht haben, und daß das türkische Reich, wenn es sich schon in heldenmütiger Revolution neu gegründet hat, heute ein Reich des Unrechts und der Vergewaltigung ist, genau so wie das italienische, an dessen Wiege unser edler Mazzini gestanden hat!

So lauteten die Reden der Himmelsanwälte. Der Konvent beschloß: der Oberst von Schlichting und Bairam sein Mörder sollen als Geister zur Erde zurückkehren müssen und den Kampf, den sie begonnen haben, weiter kämpfen müssen, jeder in seinem Lager, bis er ausgekämpft sei. Erst dann sollen sie wieder an die Tore des Himmels kommen und sollen dann beide in die Heerscharen aufgenommen werden.

Marokko

(1911)[5]

Wir haben ein Kriegsschiff nach Marokko geschickt; wir haben mit der französischen Regierung zu unterhandeln begonnen. Wir? Ja wir, oder, wie der liebe Zeitungsleser zu sagen pflegt: Deutschland. Und wenn es so weiter ginge, wie es manche Spekulanten recht sehr wünschen, dann könnte es bald heißen: Das europäische Gleichgewicht ist gestört; Deutschland kann sich das nicht bieten lassen; wir wollen nicht dulden, daß andere sich die fettesten Bissen nehmen und wir leer ausgehen; wir sind vor den Kopf gestoßen und beleidigt worden; wir erklären Frankreich den Krieg: wir ziehen ins Feld; wir, die Söhne des Volkes, zielen aus Gewehren und Kanonen auf die Söhne eines Nachbarvolkes, viele Hunderttausende gegen Hunderttausende; mit Pulver und Blei, mit Bomben und Granaten, mit

[5] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 3. Jg., Nr. 14 vom 15.07.1911, S. 105-106.]

Säbeln und Lanzen trachten wir einander nach dem Leben. Warum dann? Wofür? Nicht weil wir es gewollt haben, wir verstehen gar nichts von dem Streit und den Interessen, die im blutigen Spiele sind; nein, weil wenigen Interessenten und ihren Helfern von uns die Macht anvertraut worden ist, über uns, unser Leben und Tod und Gewissen zu verfügen.

Man sagt gewöhnlich, auf den Regierenden, von deren Entscheidung Leben und Tod von Millionen abhängt, ruhe eine ungeheure Verantwortung. Das ist grundfalsch; unsere Zustände und ihre Gefahren werden vielmehr nur recht verstanden, wenn man bedenkt, daß die Entscheidenden gar nicht besonders viel riskieren, wenn sie mit dem Feuer spielen. Nehmen wir an, im Laufe der Unterhandlungen, die jetzt zwischen Herrn von Kiderlen-Wächter und Herrn Cambon gepflogen werden, käme es zu einer Kriegserklärung: das Leben eines armen Tagelöhners in Ostpreußen oder eines Webers im Eulengebirge oder eines Holzhackers im Schwarzwald wäre in dem Augenblick, wo der Telegraph die Kunde verbreitet, bedroht; was aber Herrn von Kiderlen-Wächter oder Herrn von Bethmann-Hollweg angeht, so wäre nicht einmal ihre Weste in Gefahr fleckig zu werden. Die Kriegsgefahr ist zur Zeit ziemlich gering, nicht, weil ein entsetzliches Unglück den Völkern droht und die Regierenden dieses Unglück vor ihrer Phantasie und ihrem Gewissen hätten, sondern nur darum, weil die Machtverhältnisse so geordnet sind, daß kein Staat so recht weiß, wie der Ausgang wäre. Sowie ein Staat sicher sein darf, zu siegen, wie Bismarck und Moltke 1870 diese Sicherheit hatten, in diesem Augenblick hat er auch den überlegenen Staatsmann, der den Krieg und all seine Verantwortung riskiert.

Marokko nun mit seinen üppigen Naturschätzen ist ein fetter Brocken und es sind schon um geringere Objekte blutige Kriege entstanden. Und wahrscheinlich käme es auch zum Krieg, wenn Frankreich sichere Verbündete hätte und wenn es die Sicherheit hätte, daß im Augenblick der Kriegserklärung das Volk nicht zur Revolution aufstünde. Diese beiden Bürgschaften aber fehlen: England läßt Frankreich gewähren und hat dafür Frankreichs Verzicht auf Ägypten eingeheimst; aber es hat zurzeit kein völliges Interesse an einem Kriege mit Deutschland; Deutschlands Flottenpolitik hat zwar angefangen, England unerträglich zu werden, aber es hofft da doch noch auf eine friedliche Verständigung. Rußland aber kann sich in

absehbarer Zeit auf einen Krieg gegen die Großmächte überhaupt nicht einlassen; es ist von Krieg und Revolution noch viel zu geschwächt und aufgelöst. Was aber das dritte Moment angeht, so ist gar nicht zu übersehen, daß es mit der militärischen und politischen Disziplin in Frankreich sehr bedenklich steht; das Land ist aus sozialistischen, aber auch royalistischen und jesuitischen Gründen mehr zum Aufruhr als zum Kriege disponiert. Überdies muß wiederum darauf hingewiesen werden, daß Frankreich eben doch eine Republik ist und daß selbst in dieser elenden und korrupten Republik die hohen Beamten etwas von einer wirklichen Verantwortung dem Volke gegenüber zu tragen haben: niemand in Frankreich ist sicher, was im Fall der Kriegserklärung mit den Verantwortlichen geschähe und was große Teile des Volks, die bei der Linie, der Reserve, der Landwehr stehen, täten, wenn sie in den Krieg kommandiert würden. Republik, mag sie sonst sein, wie sie will, ist immer Republik, mag es eine sein wie die Schweiz, wo der Soldat, wenn der Dienst zu Ende ist, sein Gewehr mit nach Hause und ins Privatleben nimmt, oder wie Frankreich, wo, wie wir neuerdings gehört haben, etliche Gewerkschaften ihren Mitgliedern, die bei der Waffe stehen, eine kleine Unterstützung zahlen, wie sonst in Fällen der Krankheit oder des Unfalls. Wir müssen sagen, dieser Soldatenpfennig der französischen Gewerkschaften gefällt uns recht gut; nicht weil er die Ausübung des Soldatenhandwerks als eine Art unverschuldetes Unglück anzusehen scheint, auch nicht, weil es eine alte Tradition ist, daß Angehörige und Freunde einem jungen Mann, der beim Kommiß ist, einen Zehrpfennig zukommen lassen, sondern weil er den Keim einer echt republikanischen Art zu fühlen in sich trägt: der Zusammenhang zwischen dem Volk der Arbeit und dem Volk in Waffen wird betont; wie die Kommune 1871 die Kämpfer als Arbeiter besoldet hat, so scheinen die Gewerkschaften, die mit dem Soldatenpfennig begonnen haben, zu sagen: Sonst zahlt ihr der Gemeinschaft eures Berufs Beiträge; jetzt, wo ihr Waffen traget, zahlt die Gemeinschaft eurer Kameraden euch Beiträge. Die französische Regierung, die jetzt den Versuch gemacht hat, diese Einrichtung als strafbar zu behandeln – was kaum durchzuführen sein wird – handelt, wie monarchische Behörden immer handeln werden; denn jede Regierung ist monarchisch, auch die einer „Republik“; die Frage ist nur, ob sie fest genug sitzt. Diese Regierung also gibt vor, der

Soldatenpfennig werde gezahlt, damit die Gewerkschafter-Soldaten im Fall blutiger Streikzusammenstöße nicht auf ihre Kameraden schießen sollten. Die Regierung bekundet damit, wie großes Gewicht sie auf diese innere Bestimmung der Soldateska legt; aber überdies bekundet sie damit ihren schafsmäßigen Polizeiverstand. Haben es denn die Gewerkschaften nötig, den Pfennig ausdrücklich zu dem Zweck der Aufrechterhaltung des inneren Friedens im Volk zu geben? Mag der Staatsanwalt noch so überzeugend nachweisen, die Folge des Zusammenhangs zwischen Uniform und Arbeitsbluse müsse sein, daß Soldat und Arbeitsmann brüderlich empfinden und diese Empfindung im Fall der Not betätigen – Folgen sind bekanntlich auf diesen Gebieten nicht strafbar, fahrlässigen Hochverrat gibt es nicht einmal in Monarchien; und die Übersendung eines Geldgeschenkes an Soldaten lediglich in der Absicht, die Kameradschaft zu betätigen, kann die Zivilisten nicht mit dem Strafgesetz in Konflikt bringen; und es wäre schon militaristische Willkür, wenn den Soldaten die Annahme der Kameradenspende verboten würde. Das freilich könnte schon kommen; denn das stehende Heer mit seinen Offizierkorps und seinem unweigerlichen Verzicht auf die Selbstbestimmung ist eine Einrichtung, die republikanische Bräuche nicht duldet.

Zu Marokko zurückzukehren: wahrscheinlich ist es nicht, daß es jetzt zum Kriege kommt. Aber wir haben allen Grund, über das, was hier gesagt wurde, nachzudenken und die Gründe, aus denen der Friede erhalten bleibt, zu erwägen. Haben wir, wir Volk und besonders wir deutsches Volk zu diesen Gründen etwas beigetragen? Nein. Als in Betracht kommende Gründe zu dem Frieden, dessen wir alle uns freuen, so schwer wir am öffentlichen Leben und den Kriegslasten tragen, sind genannt worden die vergangene und noch schwelende russische, die drohende französische Revolution. Aber die Friedensliebe des deutschen Volkes, der Mangel an Interesse an den marokkanischen Händeln, den unser Volk ohne Frage hat, die Meinungen und Entschließungen unseres Volkes, das alles sind keine in Betracht kommenden Dinge; um deren willen könnte es Krieg der blutigsten Art geben. Was folgt daraus? Lieber Michel, daraus folgt, daß „Deutschland“ mit dem Schwert in der Faust ein sehr mächtiger Staat ist; daß aber das französische Volk mit der Revolution im Nacken auch heute noch, was das wahre öffentliche Leben

angeht, die Führung hat. Es folgt weiter, Michel, daß du anfangen mußt, selbständig zu denken und den Versuch machen, so intensiv zu denken, daß du's nicht nur im Schädel, sondern auch ein wenig in Füßen und Händen spürst; denn, wenn du, wie du dir wohl vornehmen darfst, in zehntausend Jahren Freiheit und Vernunft in den Einrichtungen deines öffentlichen Lebens haben willst, dann mußt du langsamer Geist schon heute, spätestens morgen anfangen, über die öffentlichen Zustände, deren Träger jeder einzelne Michel ist, dir ernste Gedanken zu machen.

(15. Juli 1911.)

An die deutschen Arbeiter!

(1911)[6]

Arbeiter der Industrie, des Handels und des Transports! Wenn es sich um Massenaktionen handelt, kann man sich nur an euch wenden. Wo es um öffentliche Angelegenheiten geht, gibt es heute weder Bürgertum noch Bauernstand.

Deutsche Arbeiter, seht zunächst nach England! Dort sind die Eisenbahnarbeiter dem Beispiel der Hafenarbeiter gefolgt und haben, um ihrer Not und Gedrücktheit ein wenig abzuhelfen, den Generalstreik erklärt. An ihr Elend und ihre Knechtung haben sie gedacht und wahrhaftig, sie hatten allen Grund dazu. Nicht im geringsten aber dachten sie an die politische Lage Europas, an den gerade zu dieser Zeit gerade durch die Haltung der englischen Regierung drohenden Krieg; nicht im mindesten war ihre Absicht, als entscheidende Gemeinschaft auf die öffentlichen Sachen einzuwirken. Das Zusammentreffen ihrer wirtschaftlichen Aktion mit der Gefahr für Europa war ein Zufall.

Dieser Zufall aber hat ihnen zum Sieg geholfen. Um alles in der Welt brauchten die englischen Händler und Unterhändler jetzt im Innern den Frieden und den ungestörten Fortgang der Arbeit und

[6] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 3. Jg., Nr. 17 vom 01.09.1911, S. 129-130.]

des Verkehrs. Die Regierung übte einen starken Druck auf die Eisenbahngesellschaften aus und die wesentlichen Forderungen der Eisenbahner wurden bewilligt.

Deutsche Arbeiter! Daraus wollen wir eine Lehre ziehen. Denkenden und wollenden Menschen soll nicht der Zufall entscheiden, sondern die Absicht.

Nicht so sollte es sein, daß die kriegerischen und räuberischen Absichten irgendeiner Regierung der Arbeiterschaft zufällig erwünschte wirtschaftliche Vorteile schaffen, sondern so:

> daß die wirtschaftliche Aktion der Arbeiterschaft den Regierungen ein Vorgehen unmöglich macht, das den Völkern widerwärtig und verhängnisvoll ist.

Heute werdet ihr wieder in Massen zusammengerufen, um in tönenden Worten zu demonstrieren und Resolutionen zu fassen.

Damit ist zu wenig, damit ist nicht das Rechte getan.

In diesen Resolutionen wird nach alt-langweiligem Muster „Entrüstung ausgesprochen" und „protestiert" und – „die sofortige Einberufung des Reichstags" verlangt! Und wenn einmal einer das rechte Wort, das jeder Arbeiter unterirdisch weiß und doch kaum einer auch nur zu denken wagt, gesprochen haben soll, wie der Redakteur Däumig in Berlin, dann heißt es gleich ängstlich am nächsten Tage im „Vorwärts", es habe sich in der Presse um einen „stark gekürzten und schon deshalb ungenauen und mißverständlichen Bericht" gehandelt, und die Ermahnungen, „nicht zu scharf zu werden und nicht den Massenstreik zu verkünden", seien „wirklich überflüssig".

Das aber wisset ihr alle, ihr alle wisset es, obwohl ihr es nicht zu denken und noch weniger auszusprechen wagt:

> Nirgends steht geschrieben, daß der Arbeiter zur Arbeit verpflichtet ist, weder ein einzelner noch Tausende, noch Hunderttausende. Der Massenstreik ist das entscheidende Mittel, durch das die Arbeiter in den Zeiten der Gefahr für Leben und Sitte die Regierungen dazu bringen können, ihre Entschließungen nach dem wahren Willen der Völker einzurichten.

Wir, die hier zu euch sprechen, halten den Generalstreik nicht für das Wundermittel, das den arbeitenden Menschen den Sozialismus bescheeren könnte. Wohl aber ist ein Streik auch nur einiger großer,

besonders geeigneter Berufe das gegebene und oft das einzige Mittel, durch das ein Volk augenblicklich in die diplomatischen Händel aktiv eingreifen kann.

Wir haben es jetzt wieder in Deutschland, Frankreich und England gesehen, wie fieberhaft die Regierungen bemüht sein müssen, den Anschein zu erregen, als ob die öffentliche Meinung hinter ihnen stünde. Die „große Presse" wird ihnen immer zu Willen sein und wird, wenn es gewünscht wird, immer den wüstesten, hirnverbranntesten Chauvinismus ihren Lesern und dem Ausland vorsetzen, – das haben wir auch gesehen.

Und wenn der große politische Streik nur den einen Erfolg hätte: dem Ausland zu zeigen, daß die Börsenpresse nicht das Volk ist und daß das Volk nicht „einig und begeistert" hinter der Regierung steht, es wäre schon genug.

Aber es braucht gar nicht erst im einzelnen dargetan zu werden, wie viel weiter die Wirkungen dieses Streiks gehen werden.

Die Kriegsgefahr scheint zurzeit vorüber. Nicht infolge der Tätigkeit der Völker, sondern lediglich infolge der diplomatischen Konstellation. Wenn es auf die Völker angekommen wäre, der europäische Krieg um Marokko hätte anheben können! Das muß gesagt werden – zur Schande der Völker.

Es gilt, an künftige Ereignisse zu denken. Es gilt nicht, einen Massenstreik zu verkünden, sondern künftiges entscheidendes Eingreifen vorzubereiten. Die Regierungen sollen in Zukunft an ihre Völker denken, sie sollen den Willen ihrer Völker erst hören, mit vollendeter Deutlichkeit hören; und wenn sie darauf nicht achten, dann sollen sie und die Bevorrechteten, denen sie dienen, den Willen der Völker spüren, an dem Punkte spüren, wo Bevorrechtete von jeher am empfindlichsten gewesen sind.

Wir fordern auf zur sofortigen Veranstaltung eines außerordentlichen deutschen Arbeitertages.

Unter einer solchen außerordentlichen Tagung der deutschen Arbeiterschaft ist zu verstehen, daß weder die Bürokraten einer Partei noch der Gewerkschaften die rechten Männer sind, die notwendige Betätigung der Arbeiterschaft im Falle der Not in die rechten Wege zu leiten. In kleinen Gruppen, je nach Berufen und Organisationen sollen die Arbeiter zusammentreten, die Frage nach all ihren Seiten besprechen und dann für den bestimmten Fall einmalige

Delegierte entsenden, deren Amt mit der Tagung und Berichterstattung erlischt. Diese für den bestimmten Fall ernannten Delegierten sollen die Frage besprechen und Beschlüsse fassen, die erst endgültig werden, wenn die Gruppen, die sie entsandt haben, dann ihrerseits beraten und beschlossen haben.

Arbeiter, erkennt endlich bei dieser ungemeinen und wesentlichen Gelegenheit, daß der behördliche Schlendrian und die trockene Beamtenroutine, die ihr euch auf den Nacken geladen habt, euch von größtem Schaden sind. Entschließet euch endlich in diesem Augenblick, wo das Leben von Hunderttausenden bedroht war, wo über unzählige Familien das schrecklichste Unglück kommen wollte, wo der guten Sitte und der Vernunft die Faust ins Gesicht geschlagen werden sollte, und wo ihr, wenn ihr nicht blind seid, einsehen müßt, daß von all diesem Unheil eure sämtlichen Vertreter nicht das kleinste im Fall der Not von euch abgewendet hätten,

entschließet euch endlich zur Selbständigkeit der Entschließung und zu einem Vorgehen, das die elenden Bahnen der Herkömmlichkeit und der Wortmacherei verläßt und in Wahrheit eine Wirkung vorbereitet!

1. September 1911.

Gruppe „Arbeit“ des Sozialistischen Bundes Berlin.

Die Abschaffung des Kriegs durch die Selbstbestimmung des Volks

Fragen an die deutschen Arbeiter (1911)[7]

1. Was ist der Krieg?

Antwort: Der Krieg ist ein Unternehmen eines Staates gegen einen andern Staat. Nun zerfällt jedes Unternehmen erstens in den Zweck, um dessentwillen es begonnen wird, und zweitens in die Mittel, mit deren Hilfe es durchgeführt wird. Fragst du mich also nach dem Ziel des Krieges oder nach den Wegen, auf denen er geführt wird?

2. Du hast recht; eins nach dem andern. Was also ist der Zweck des Krieges?

Antwort: Der Zweck des Krieges ist Plünderung, Eroberung, Ausdehnung des Machtbereichs der Staaten, Verdrängung des Einflusses anderer Staaten und Sicherung der Absatzgebiete für Industrie und Handel.

3. Hat der Arbeiter Interesse an diesen Zwecken?

Antwort: Nein; denn Plündern ist Sache des Ausbeuters, der nicht arbeiten will; und was das Erobern angeht, so kann der Arbeiter jedes Staates seinen lieben Mitmenschen in andern Staaten nur wünschen, daß ihnen die Form der Regierung, die er am eigenen Leibe kennen lernt, erspart bleibe. Mit dem Streit der Staaten untereinander um ihre Macht über Unterworfene können die Arbeiter nichts zu tun haben wollen, da sie diese Unterworfenen und Unterjochten selber sind; und was die Erweiterung der Absatzgebiete für Industrie und Handel angeht, so entsteht gerade das grenzenlose Unglück der Völker, die Not der Armen und die kritische Unsicherheit jeder Wirtschaft dadurch, daß nur für den Geldsack der Händler, Fabrikanten und Bankiers statt für die Bedürfnisse der Einwohner jedes Landes, jeder Provinz und jeder Gemeinde produziert wird.

---

[7] [Erstveröffentlichung | Gustav LANDAUER: *Die Abschaffung des Kriegs durch die Selbstbestimmung des Volks.* Fragen an die deutschen Arbeiter. Herausgegeben vom Ausschuß für den freien Arbeitertag in Deutschland zu Berlin. Berlin: Verlag Max Müller 1911. [19 Seiten] – Teilabdruck in: Der Sozialist, 4. Jg., Nr. 19 vom 01.10.1912, S. 149-153.]

Der Krieg mag eine Sache der Exporteure sein; Arbeit und Frieden gehören zusammen.

4. Was sind nun die Mittel des Krieges?

Antwort: Bisher hast du mich gefragt, wozu der Krieg dient; jetzt willst du wissen, was der Krieg eigentlich ist. Von den Begleiterscheinungen widerwärtiger Art, die indessen nichts Zufälliges, sondern so alt sind wie der Krieg, von den aufgepeitschten grausamen Instinkten, der perversen Roheit, die sich in Niedermetzelungen von Kindern, Frauen und Greisen äußert, will ich gar nicht reden. Ich presse mein Herz zusammen und definiere kühl und mit erzwungener Ruhe: Krieg nennt man den Zustand, in dem mehrere hunderttausende Männer einander gegenüberstehen, um sich mit Hilfe der raffiniertesten technischen Mittel nach jahrzehntelanger Vorbereitung gegenseitig zu morden.

5. Wollen die Arbeiter eines Landes unter irgendwelchen Umständen den Krieg?

Antwort: Die Arbeiter können nie einen Krieg wollen; selbst wenn ihnen ihr Gewissen erlaubte, Mord zu üben, würde ihnen ihr Verstand verbieten, Selbstmord zu üben.

6. Haben die Arbeiter ein Mittel, den Krieg zu verhindern?

Antwort: Ehe ich antworte, muß ich eine Frage zurückgeben. Warum fragst du gerade, ob die Arbeiter ein Mittel haben?

7. Aus den Antworten, die du bisher gegeben hast, erfahre ich, daß eine große, zusammengehörige Klasse, die Arbeiter der Industrie, des Handels und des Transports allesamt vom Krieg nichts wissen wollen. Sie wissen, daß er ihnen nichts nützt, daß er sie schädigt, daß er verabscheuenswert ist. Ein großer Kern also in unserm Volke, ein großer Block liegt in dem Wege, den der Krieg gehen muß. Liegt dieser Block und schläft und ist untätig? So daß der Krieg über ihn wegsteigen und dennoch wüten kann? Oder kann dieser Block zur Tätigkeit erwachen?

Antwort: Und immer noch muß ich fragen: Was nennst du Tätigkeit oder Untätigkeit? Die Arbeit ist ja selbst nichts anderes als Tätigkeit. Der Block, den du nennst, das sind wir, die Arbeitenden oder die Tätigen. Du sprichst doch nicht von unsern Privatpersonen, von unsern politischen oder moralischen Meinungen, sondern von uns als Arbeitern, gleichviel welcher Richtung oder Meinung wir sonst angehören?

8. Du hast recht. Sage mir also: wenn ihr Arbeiter weiter arbeitet, d. h. weiter tätig seid, kann es dann zum Kriege kommen?

Antwort: Gewiß und erst recht! Wie könnten die Kriegsknechte ihr blutiges Handwerk treiben, wenn die werktätige Bevölkerung nicht weiter arbeitete, als ob Frieden wäre? So ist ja der Krieg und zugleich mit ihm der Staat und das feudale Vorrecht entstanden, daß Handwerker und Bauern ungestört im Frieden weiter tätig sein wollten und darum den Kriegshandwerkern übertragen, sie zu schützen, wobei sie den Bock zum Gärtner machten! Frieden und Arbeit ist ein und das nämliche; was ist Arbeit anderes, als Vorsorge zur Erneuerung des Lebens, das zugrunde gehen muß, wenn es nicht immer neue Nahrung und Kräfte erhält? Und was ist aber Krieg anderes, als eben die Vernichtung dessen, was durch die Arbeit erhalten wird, des Lebens? Jeder Krieg gründet sich auf den Frieden. Jede Verschwendung gründet sich auf die Arbeit der andern; und der Krieg ist die ruchloseste Verschwendung. Weil so viel Arbeiter da sind, daß ein paarmal hunderttausende, die nicht arbeiten, sondern der unproduktiven Vergeudung und dem Verspritzen des Blutes dienen, der Wirtschaft gar nicht fehlen, darum ist der Krieg allein möglich.

9. Wenn also die Arbeitenden oder Tätigen den Krieg verhindern wollen, worin muß dann ihre Tätigkeit bestehen?

Antwort: Haha! Jetzt sind wir bei der rechten Klarheit. Du merkst ja schon, wie seltsam die Antwort klingt: nicht tätig, sondern untätig müssen wir Tätigen sein, damit kein Krieg möglich sein kann.

10. Das aber mußt du noch deutlicher sagen.

Antwort: Gern; ich möchte es so deutlich sagen, daß jeder Mann und jede Frau und jedes Kind es versteht, und möchte es so laut sagen, daß alle Welt mich hört. Wenn die Arbeiter zur rechten Zeit aufhören zu arbeiten, wenn die Arbeiter zur rechten Zeit und im rechten Umfang und in der rechten Art die Arbeit einstellen, wenn die Arbeiter streiken, dann ist kein Krieg möglich.

11. Wann aber ist die rechte Zeit?

Antwort: Jeder Krieg beginnt mit der Kriegserklärung, der dann die Mobilmachung folgt. Die Kriegserklärung ist eine Kundmachung einer Regierung an die feindliche Regierung. Die Mobilmachung ist ein Befehl der Regierung an die Untertanen, die zum Kriegsdienst bestimmt sind. Bevor es aber zur Kriegserklärung und

zur Mobilmachung kommen kann, muß heutigentags schon vorher durch Bearbeitung der öffentlichen Meinung die kriegerische Stimmung vorbereitet werden. Ferner muß die Regierung mehr oder weniger bestimmte Forderungen aufstellen und der Öffentlichkeit mitteilen. Es wird in den meisten Fällen schon vor der Kriegserklärung unverkennbar deutlich sein, daß eine Regierung zum Kriege treibt. Sowie es feststeht, daß eine oder mehrere Regierungen den Krieg wollen, ist der Augenblick gekommen, wo die Regierung durch den Streik, durch das letzte Mittel der Arbeit, zur Besinnung, zur Umkehr, zu friedlichen Entschlüssen gebracht werden muß.

12. Du meinst also, daß nicht erst nach Ausbruch des Krieges, sondern schon vorher der große Volksstreik ausbrechen soll?

Antwort: Allerdings; und die Einwände, die man jüngst gegen diesen Generalstreik gehört hat, haben deswegen keinen Sinn, weil sie sich alle auf den verpaßten Augenblick bezogen haben. Das ist freilich wahr: wenn infolge des Krieges schon die internationale Wirtschaftskrise und die gesteigerte Arbeitslosigkeit da sind, wenn dazu noch Niedergeschlagenheit, Hunger, Krankheit, Not und Verzweiflung gekommen sind, dann wird keine Tatkraft und keine Möglichkeit zum Eingreifen mehr da sein. Aber diese ganze schlaue Beweisführung geht ja von den Furchtsamen aus, deren Prinzip es ist, daß das Heil aus der unheilvollen Tätigkeit der Herrschenden und Bevorzugten und aus dem Abwarten der Arbeiter kommen muß. Diese ungehinderte Tätigkeit der Regierenden in Verbindung mit dem überzeugungstreuen Nichtstun der Gedrückten nennen sie die Entwicklung.

13. Bist du denn der Meinung, daß es sicher ist, daß die Arbeiter diesen Streik aushalten? daß sie ihn gewinnen? daß sie ihr Ziel erreichen?

Antwort: Sicher? Nein wahrhaftig, sicher ist es nicht! Das ist das Verderben, das über die Menschen unserer Zeit gekommen ist, daß sie äußere, bewiesene, verbriefte Sicherheiten haben wollen. Gerade dadurch wird die äußere Unsicherheit ihrer Lage und das innere Schwanken ihres Gemüts und ihrer Gesinnung nur immer ärger. Wo es um das letzte Mittel zur Abwendung gräßlicher Gefahr geht, da kann uns kein Gott und kein Marx bare Sicherheit auf den Tisch zählen. Innen müssen wir die Sicherheit haben, die noch immer den Weg zum Sieg gewiesen hat, und diese Sicherheit hat den Namen

Tapferkeit. Wir müssen den Willen haben, und wir müssen's versuchen.

14. Aber selbst in der schlimmsten Zeit und vor der höchsten Gefahr wird kein Besonnener unternehmen, was aussichtslos ist. Ich frage denn also, ob es wahrscheinlich, ob es nur möglich ist, daß die Arbeiter aushalten, gewinnen, ihr Ziel erreichen?

Antwort: Ich frage zurück: aushalten, wie lange? Gewinnen, was? Und was für ein Ziel? Dieser Streik ist nicht wie ein anderer; er hat kein Ziel, und nichts von dem, was sonst in Ausständen begehrt wird, soll da gewonnen werden. Dieser Streik muß in der rechten Art vorbereitet und organisiert sein; er hat keinen Zweck außer sich selbst; das Aufhören der Arbeit ist der einzige Zweck dieses Aufhörens der Arbeit; und wenn in einem Staate der Transport von Menschen und Gütern stockt, wenn die Fabriken stille stehen, wenn keine Elektrizität geliefert und keine Kohlen gefördert werden, wenn die Städte kein Licht und kein Wasser mehr im Hause haben, dann braucht das alles nicht lange zu dauern. Die Regierungen wissen ja gar nicht mehr, was es heißt, daß die Völker auftreten und für ihre Selbstbestimmung einstehen. Dann werden sie es lernen, und dieser Streik wird seinen Zweck erreichen. Dieser Zweck ist: Eindruck zu machen, im Inland und Ausland; und Nachahmung zu erwecken in allen Ländern.

15. Meinst du, die Folge dieses Streiks werde im besten Falle sein: daß die Regierung feierlich verspricht, keinen Krieg zu provozieren, und daß dann die Proletarier ruhig wieder zur Arbeit zurückkehren?

Antwort: Weiß ich's? Muß man denn alles vorher wissen? Kann sein, daß es einmal so kommt; aber ein andermal kann es anders kommen. Und –

16. Halt, ehe du weiter sprichst. Wird denn aber nicht der Feind erst recht über uns herfallen, wenn er sieht: das Volk will keinen Krieg und die Regierung ist geschwächt?

Antwort: Der Feind! Wir Arbeiter sind einander ja freund und werden unsre Freundschaft noch ganz anders über die Grenzen weg betätigen, wenn nur ein einziges Volk erst tapfer fürs Rechte eingetreten ist. Haben wir vorher internationale Vereinbarungen und werden sie, wohlgemerkt, auch gehalten, gut. Aber wichtiger ist das Beispiel. Daß unser Vorgehen, wenn wir das Rechte tun, nachgeahmt

wird, daß dann gar keine Regierung den Massenmord loslassen kann, das ist kein Zweifel.

17. Du sprichst von internationalen Vereinbarungen, aber du scheinst keinen großen Wert darauf zu legen. Warum?

Antwort: Weil ich keine Großspurigkeit leiden kann. Das ist bequem, wenn ein paar Bürokraten in irgendwelchen Parteiämtern unverbindliche Redensarten austauschen. Aber es hat kaum mehr Wert, als das Geschwätz auf den internationalen Friedenskongressen und die Beschlüsse für den Frieden, die von den Regierungen im Haag gefaßt worden sind. Erst müssen die Arbeiter einer Nation, eines Volkes ihre Vereinbarungen, nach klarer, gründlicher, fester gegenseitiger Verständigung, treffen und halten. Kein Zweifel, und wir können es vor uns sehen, obwohl die Geschichte dafür kein Beispiel hat: zeigen die arbeitenden Massen in einem einzigen Volke mit Ernst und also überwältigend glaubhaft, daß sie ihr Leben respektieren, daß sie Entscheidendes tun wollen, um das Ausbrechen eines Zustands des Mords und Brands noch rechtzeitig zu verhindern, zeigt die Arbeiterschaft eines einzigen Volkes nicht bloß durch Worte, Resolutionen, Artikel, sondern durch entscheidende Schritte auf dem Felde der Arbeit seinen unverbrüchlichen Willen, dann zündet diese Lebendigmachung des toten Buchstabens in allen andern Völkern. Rüsten wir uns, damit wir, wenn es je dahin kommen sollte, die ersten sind, die der Wahrheit die Ehre geben. Die Wahrheit hat nur eine Ehre: daß sie zur Wirklichkeit werde. In so uranfänglichen Dingen kennen all unsre Menschen, alle Völker unsrer Kulturstufe nur eine einzige Wahrheit: Du sollst nicht töten, um selber zu leben; Du sollst arbeiten, um zu leben. Tun wir die ersten Schritte und nach den ersten die zweiten und so alle weitern, um, wenn's sein muß, durch das letzte Mittel der Arbeit entscheidend einzuwirken. Du weißt: die Kanonen hat man das letzte Mittel der Könige genannt. Nun kennst du das letzte Mittel der Arbeit: die Nichtarbeit. Wenn es einmal sein muß, laß uns nicht über die Grenze schielen, was die andern tun. Folgen wir unserm Gewissen und unsrer Einsicht: die andern werden, wenn sie nachhinken, traurig genug sein, daß sie ihrem Gewissen erst folgen, nachdem unser Gewissen sie aufgerüttelt hat.

18. Wenn sie nachhinken! Wenn –! Reicht denn die Zeit dazu? Kann es nicht so kommen, daß heute urplötzlich der Riesenstreik

ausbricht und daß morgen schon der Krieg da ist? Und was dann? Kann dann nicht alles Mühen zu spät sein?

Antwort: Viel Unheil kommt von dem Geist, aus dem diese Frage geboren ist. Die Arbeiter, und keine so wie die deutschen, haben wahrhaftig irre geleitete und verwahrloste Köpfe. Weil ihre Besonnenheit und Nüchternheit so gar nicht ausgebildet sind, weil sie also gar kein eigenes, zuverlässiges Denken haben, darum erwarten sie alles von der Plötzlichkeit, vom unbekannten Augenblick, vom Wunder. Weil sie gar nicht wahrhaft daran denken, ihre Ideen Schritt für Schritt, Stein um Stein zu verwirklichen, darum gibt es nur zweierlei für sie: das wie ein träges Rinnsal fortschreitende Einerlei ihres gegenwärtigen erbärmlichen Zustands, ihre langsame Wirklichkeit, oder den fieberhaften Traum einer Augenblicksverwandlung, wo aus Nacht Licht, aus Schlamm Gold werden soll. So ist ihr ganzer Sozialismus: wie im Märchen kommt eins, zwei, drei, hast du nicht gesehn, der Knüppel aus dem Sack oder der große Kladderadatsch, und dann im Handumdrehn das Tischlein deck dich und das Zauberland des Zukunftsstaats, wo sie selber die staatlich beaufsichtigten Esel sind, denen aus allen Öffnungen eitel Gold herausfällt! Nur immer rasch, nur immer plötzlich, nur immer zauberhaft, märchenhaft, wundervoll! Und so auch hier. Gut Ding will nun aber einmal wirklich Weile haben; und die Durchsetzung sieht anders, ganz anders aus als Traumseherei und Schaumschlägerei. Wenn die Hunderttausende oder gar die Millionen Arbeiter und Arbeiterinnen erst ihren Meistern und Unternehmern und Direktoren ihre Kündigung eingereicht haben, wenn die entscheidende Wartefrist erst beginnt – –

19. Darf ich unterbrechen? Da scheint mir doch eine Gefahr für die Einheitlichkeit der ungeheuren Bewegung, an die du denkst, zu stecken. Manche, und gerade solche Berufe darunter, die von großer Bedeutung sein können, arbeiten auf tägliche Kündigung, andre haben acht Tage Frist, andre, vielleicht die meisten bei uns, vierzehn, etliche wohl mehrere Wochen. Aber, wenn du auch sagst, es käme gar nichts Wirkliches genau auf einen Schlag: der Beginn des Ausstands sollte doch einheitlich sein? die Frist nach der Ankündigung oder Aufkündigung müßte doch für alle dieselbe sein?

Antwort: Zugegeben, da liegt eine Schwierigkeit, eine von vielen. Hättest du mich nur weiter gehört. Immerhin freue ich mich, daß du

anfängst mitzudenken und eine Anschauung von dem Plane zu haben. Nun sag mir einmal, da du dich nun schon in meinen Bahnen bewegst und meine Gedanken denkst, was hat dir an den großen Streiks der englischen Arbeiter in der letzten Zeit, die wohl um kleine, vergängliche Ziele gingen, die aber ein großes Mittel waren, was hat dir denn da am besten gefallen? Da du nun anfängst, mit mir zu denken, laß uns einmal die Rollen vertauschen. Du antwortest und ich frage.

20. Ja, und ich glaube, ich weiß auch schon, was du meinst. Bei uns in Rheinland-Westfalen, da haben die Bergarbeiter verblüffen und überrumpeln wollen, weil sie ihrer selbst nicht sicher waren und die Massen im Taumel fortreißen wollten; da sind sie ohne Kündigung vorgegangen und sind fast von einem Tag zum andern nicht mehr eingefahren. Und haben eine ganz elende, jammervolle Niederlage erlitten. Die englischen aber, jawohl, das hat mir am gewaltigsten imponiert: die konnten sich auf sich und auf einander verlassen; sie waren überlegen, weil sie überlegt hatten: sie haben einmütig gekündigt, haben sich nicht erschüttern und abbringen lassen, und als der Tag gekommen war, hörten sie Mann für Mann auf mit der Arbeit, und so haben sie gesiegt! Ja, ich denke wie du: nicht die Hitze des Fiebers, nur die Festigkeit bedachter Männer, nur dieses von Tat erfüllte Phlegma, dessen Meister die Engländer sind, nur das kann uns helfen. Und ich gestehe, ich finde meine Frage von vorhin nicht mehr so wichtig. Aber sag', wie ist es damit? mit der Ungleichheit der Kündigungsfristen?

Antwort: Vergiß nicht, ich bin kein Vormund und kein Stellvertreter und kein ausführender Delegierter: ich will aufrütteln, klar meine Meinung sagen und fordre von den Arbeitern in diesem Augenblick nichts als Beratung. Sie sollen denken, sie sollen sich beraten und dann sollen sie vorzubereiten beginnen, aber nicht das, was mir unbestimmt im Kopfe herumgeht, sondern was sich ihnen aus ihrer Gemeinschaft und aus der Praxis ihres Berufslebens ergibt. Der einsame Denker, der in brennender Liebe zum Rechten und Guten sich eine große Sache ausmalt, ist gar nicht berufen, über die Verwirklichung im einzelnen Sicherheit zu gewinnen. Die bringt die Ausführung mit sich, die bringt jeder Schritt. Die Ausführung birgt nur dann Schwierigkeiten, wenn es nicht um eine Tat der Festen und heilig Nüchternen geht, sondern um eine Scheinaktion, die blenden

und imponieren soll. Die braucht freilich als erstes Erfordernis die örtliche und zeitliche Einheitlichkeit, die Überwältigung des Augenblicks. Aber denke dir nur, es sei soweit, wie ich es wünsche: die Arbeiter wollen als ganz Mündige, durch eigene gründliche Beratung unerschütterlich Gewordene ankündigen: Hört, ihr Herrn, die Arbeit stockt, der Verkehr wird unterbrochen, sowie ihr euch zur Barbarei entschließet, die wir nicht mehr wollen! da kommt es nicht mehr auf Inszenierungskünste und verblüffende Theatermassenwirkung an, da darf es gerade so gehen wie im Krieg, der nicht mit der Hauptschlacht, sondern mit Scharmützeln und Gefechten beginnt. O daß die Menschen, o daß vor allem die Arbeiter so gar nicht wissen, was Wirklichkeit ist und wie sie aussieht!

21. Laß mich noch auf die andre Frage zurückkommen, die du von dir geschoben hast: was wird, wenn es zu diesem Streik der Arbeit kommt, die Regierung tun?

Antwort: Ich traue mir kaum zu gestehen, was da für … nicht schon Hoffnungen, aber doch Träume und Gesichte in mir leben. Denk an Ludwig XVI., der die trikolore Freiheitsmütze aufgesetzt hat, an Friedrich Wilhelm IV. mit der schwarz-rot-goldenen Schärpe. Das war kein bloßer Zwang und keine bloße verräterische Klugheit; da war die tief im Innern wurzelnde Gleichheit aller Menschen und die Erschütterung angesichts des neu erstandenen einigen Volkes hervorgebrochen. Wer weiß, was aus unsern Regierenden, die auch Menschen sind, Verschüttetes hervorgelockt wird, wenn das arbeitende Volk in seine Tiefen steigt und die Menschheit aus der verfallenen Grube hervorholt. Aber ich will nicht an das Letzte, ich will nicht an die Herrlichkeit denken. Zu viel ist geträumt und geschlafen, zu wenig wach und bescheiden im Kleinen fürs Große getan worden. Die Arbeiter sollen beginnen, sie sollen mit dem Ersten anfangen, sie sollen ihre Vorbereitungen treffen. Sie sollen einmal gar nicht an das denken, was allenfalls andere tun könnten. Sie sollen nur an das denken, was ihnen selber obliegt. Sie sollen das denken, was sie wirklich denken. Sie sollen das sein, was sie wirklich sind.

22. Wie redest du da so absonderlich? Sie sollen denken, was sie denken, und sein, was sie sind? Ein jeder ist doch wohl eben, was er ist, und denkt, wie er denkt. Oder nicht?

Antwort: Wenn jeder wäre, was er in Wahrheit ist, und wenn jeder das wahrhaft dächte, was wirklich in ihm lebt, dann brauchten wir nicht mehr gegen den Krieg zu kämpfen und vieles wäre umgewälzt. Dann wäre das leibhaft da, in uns und darum um uns, was wir als Sozialismus ersehnen. Nein, die Menschen wagen nicht, ihre Gedanken zu denken. So viel verborgene Erkenntnisse und so viel geheimes Wissen haben die Menschen in sich und lassen es alles nicht hochkommen. Sind wir nicht eben davon ausgegangen: die Arbeiter wollen allesamt den Krieg nicht. Genau so, wie sie das alle miteinander wissen und doch nicht wissen, genau so wissen sie auch in Wahrheit, daß gegen den Krieg und den Kriegsbefehl nur der Streik und das Streiksignal hilft. Aber bekamen sie bisher dieses Wissen, das in ihnen so verborgen ist, als wäre es in einen tiefen Brunnen gefallen, hinauf ins klare Bewußtsein? Nein. Haben sie auch nur den kleinsten Anfang dazu gemacht, um diesen Streik, wie es sein muß, für den Notfall vorzubereiten? Nein.

23. Sage mir, wie kann dieser Streik, wie kann also der durch die Arbeit gesicherte Frieden vorbereitet werden?!

Antwort: Ich will erst sagen, wie er nicht vorbereitet werden kann. Ich will erst auf Dinge antworten, die du mich nicht gefragt hast. Woher das kommt, will ich erst sagen, daß in dumpfer Unbewußtheit in den Arbeitern etwas lebt, was wie von dickem Schlaf umpolstert ist, was kaum mehr Leben zeigt und wie scheintot ist. Bildet euch nicht ein, ihr Apostel und Prediger und Agitatoren und Propagandisten, da sei das Volk, das nichts wisse, und dort kämet ihr mit großen Frachten dahergesegelt und brächtet den Massen neue, funkelnagelneue Botschaft. Gar nichts kann gar keiner gar keinem bringen, was der nicht schon vorher weiß, obwohl er es doch wieder nicht so recht weiß.

24. Ja, mein Lieber, das könnte schon wahr sein. So ähnlich haben auch die alten Griechen gedacht und sie sagten: Lernen ist Erinnern. Du meinst also: unsere Aufgabe sei, das Volk zu dem zu bringen, was es in Verborgenheit, in Schlaf und Scheintod schon ist, und das in ihm zu erwecken, was es wirklich denkt? Was aber ist denn schuld, daß die Völker, daß die einzelnen alle um ihr wahres Wesen gekommen sind und daß ihnen ihr eigentliches Denken sozusagen irgendwohin hinuntergerutscht ist, wo sie es selber nicht mehr finden?

Antwort: Vieles ist schuld; das Geschehenlassen und Erdulden seit Jahrhunderten ist schuld. Und darum wird es lange dauern, bis sie für ihr Zusammenleben und ihre Gegenseitigkeit die rechten Maßnahmen ergreifen, obwohl auch die ganz leicht und ganz selbstverständlich sind. Aber die Menschen denken jetzt nur immer ans Nächste, an das, was sie auf die Nägel brennt, und sie denken gar langsam und linkisch und denken nur in der Enge und nie in die Weite. Hier aber, wo es um den Krieg geht, hier ist Hoffnung. Denn da geht's ums eigene Leben, ums Leben der Söhne und Väter, und um die unerhörtesten Greuel. Hier können die Hindernisse überwunden werden; wir müssen's mit ganzer heiliger Kraft versuchen. Die Arbeiter denken langsam; in ihrem Elternhaus hat man auch langsam gedacht, und die Schule hat ihnen kein geläufiges Denken, keine Übung im Denken beigebracht. Darum haben sie ihr Denken so schnell gefangen gegeben und waren froh, wenn sie's aufgeben durften und andre für sich denken ließen. Das, das allein ist schuld an all dem Unheil, von dem wir reden: dieses System der Vertretung!

25. Du meinst, daß die Arbeiter sich regieren und bestimmen lassen und sich nicht selbst regieren und selbst bestimmen? Freilich, wenn du die Regierung abschaffst, die Arbeiter werden einander den Krieg nicht erklären!

Antwort: Das liegt den Arbeitern schon viel zu fern; dazu wirst du heut und morgen die Massen noch nicht bringen, daß sie dem Staatswesen ein Ende machen und neue Ordnungen aufbauen. Aber ich rede auch von einer Regierung, die den Arbeitern näher liegt. Ich meine das ungeheure Hindernis der Regierung und Vertretung, die unsere Arbeiter selber eingesetzt haben und von denen sie sich frei machen müssen, wenn sie auch nur über Krieg und Frieden selbst bestimmen wollen. Was ist denn ihre Partei, was sind denn ihre Sekretariate und Zentralinstanzen anders als Behörden, von denen sie sich das Denken, das Handeln und die Freiheit haben abnehmen lassen? Sieh mal zu, ob du den kleinsten Unterschied finden kannst. Zum Beispiel: die Regierung besteuert die Lebensmittel oder erklärt den Krieg; das Volk protestiert. Das Volk bildet sich auch ein, immer noch, trotz jahrhundertalten Erfahrungen, wenn andere Personen oder Parteien regierten, könnte es besser werden. Es wird aber nicht besser, sondern nur immer schlimmer, weil das Volk sich immer

mehr das eigene Eingreifen abgewöhnt und gar nicht mehr weiß, wie die Einrichtungen der Selbstbestimmung aussehen müssen. Genau so aber steht's mit den jungen Regierungen, die sich die Arbeiter noch zu den Staatsregierungen dazu in unserer Zeit für ihr Arbeiterleben selbst gegeben haben. Die Vertreter schließen z. B. einen Tarifvertrag mit den Prinzipalen, der über Wohl und Wehe von Zehntausenden entscheidet. Die Vertreter haben das Recht dazu; die Gehilfen haben es ihnen vorher übertragen, sie haben freiwillig abgedankt. Was tun sie nachher? Sie schreien, sie protestieren, sie lehnen die Verantwortung ab. Wenn's hoch kommt, wählen sie einmal andre Vertreter, die sich ganz notwendig gerade so entwickeln müssen wie ihre Vorgänger. Warum? Weil die Arbeiter nicht lebendig sind und ihre Sachen nicht selber besorgen. Wo Massen da sind, aber nicht leben, da muß sich Fäulnis entwickeln. Alle Fäulnis in den oberen Regionen steigt immer von unten auf. Wo regiert wird, da stinkt es; und wie sollte es anders sein? Nur weil unten Verweste sind, darum gebieten oben Verweser!

26. Was also sollen die Arbeiter machen, um sich vorzubereiten, den Krieg zu verhindern?

Antwort: Sie sollen sich sagen: das kann ja niemandem schaden und damit können wir keinem und keinerlei Richtung unrecht tun, daß wir einmal erproben, ob es wahr ist, was hier gesagt ist: daß die Arbeiter, daß eine große, zusammenhängende Masse über den Krieg ganz gleich denkt und ebenso gleich denkt über das einzige Mittel der Arbeiter, den Ausbruch des Krieges unmöglich zu machen. Sie sollen sich sagen: das ist nun wirklich eine Frage, bei der es auf Theorien, auf gelehrte Sachen, auf Programme und sogenannte Wissenschaft gar nicht ankommt. Da ist das arbeitende Volk, und es soll ganz einfach und volksmäßig sich auf etwas rüsten, was den Arbeitern selbstverständlich ist und im Herzen jedes rechten Arbeitsmannes lebt. Sie sollen sich sagen: ob die Sozialdemokraten recht haben oder die Anarchisten, ob die Marxisten eine echtere Wahrheit lehren oder die Revisionisten, das können die ja untereinander ausmachen. Hier geht's um etwas, das dringender ist, das das Allerdringendste ist und wo für uns keine Möglichkeit des Streits und kein Grund zum Warten und Geschehenlassen ist. Hier wollen wir selber zugreifen und nach dem Rechten sehen.

27. Damit die Arbeiter sich das sagen und sich dann gegenseitig durch feste Abmachungen versichern und binden, müssen sie aber zusammentreten. Wie denkst du dir die Möglichkeit dazu?

Antwort: Ich meine, die Arbeiter müssen den ersten Anfang machen, eine große Tagung vorzubereiten, wie noch gar keine gewesen ist. Bisher war immer zwischen den Arbeitern und ihrem Ziel etwas andres eingeschoben, war's eine Partei oder eine Gewerkschaft oder ein Reichstag, gleichviel; es war immer, wie wenn sich zwischen den Frommen und seinen Herrgott der Priester eindrängt. Da wird dann immer nicht das Interesse lebendiger Menschen gewahrt, sondern es wird vielmehr Rücksicht genommen auf die Größe und das Gedeihen der Organisation, der Kirche, des Götzen. Jetzt soll einmal alles Fremde, alles Erdachte beiseite gelassen werden. Da sind Arbeiter, wie sie in der Werkstatt, in der Fabrik, auf dem Bauplatz beisammen sind. So sollen sie sich besprechen, sollen ihre Einigkeit feststellen, die ganz ohne Zweifel vorhanden ist, sollen alle Erfordernisse des Plans erwägen, ganz bestimmte, ins Einzelne gehende Fragen beantworten, sollen einander erst von Gruppe zu Gruppe, dann von Branche zu Branche, dann von Ort zu Ort Boten senden, bis die Klarheit so scharf und bestimmt hergestellt ist, daß in allen Provinzen an einem und dem nämlichen Tag in großen Versammlungen der Beauftragten festgestellt wird, was im gegebenen Fall getan werden soll.

28. Ja, das gefällt mir, und das wäre ein Anfang der Freiheit und des Zusammenschlusses, oh, von wie großer Bedeutung wäre solch ein Anfang! Mir ist, als wehte mich frische Luft an, wenn ich mir das ausmale. Da wären ja wir Deutsche zum erstenmal nicht das deutsche Volk, als das wir verrufen sind: wir träten in Freiheit zusammen, um unser Schicksal selbst zu bestimmen. Freiheit! Freiheit! Haben wir doch fast vergessen und verlernt, welche Wonne es ist, in Freiheit einig zu sein. Aber es muß doch ein Beginn sein. Wie soll denn das nur anfangen?

Antwort: Es hat schon angefangen. Dieser Aufruf zum freien Arbeitertag ist ergangen; und die allerersten, die ihn vorbereiten und rüsten wollen, haben sich zusammengetan. Aus verschiedenen Lagern sind Männer und Frauen zusammengetreten und haben Ausschüsse gebildet. Da sind schon Maurer, Bauarbeiter, Zimmerer, Fliesenleger, Rohrer, Glaser, Tischler, Möbelpolierer, Tapezierer,

Metallarbeiter, Töpfer, Bäcker, Buchbinder, Schuhmacher, Gärtner, Buchdrucker, Musikinstrumentenmacher und Handelshilfsarbeiter dabei, da sind Männer zusammengetreten, die sonst vier-, fünferlei Richtungen angehören, die einander manchmal fast feindlich entgegenstehen. Solche Ausschüsse sollen überall ins Leben kommen, in großen und kleinen Städten; jeder soll alles tun, was zur Erweckung und Angliederung getan werden kann und soll auf kein Kommando von keiner Zentrale warten. Und zu gemeinsamen Schritten werden sie sich verbinden. Dann werden sie bald zu groß sein, um immer im Ganzen zusammenzuwirken, sie werden in Bezirke auseinandertreten. Und alle Berufe werden in jedem dieser Bezirke vertreten sein, und jeder wird in seinem Berufe wirken. Ich prophezeie nichts; ich ergehe mich nicht in phantastischen Schwärmereien und Hoffnungen. Aber ich spreche unsern Willen aus; so wollen wir tun, so soll es geschehen!

29. Weißt du, woran mich das erinnert, was ihr da begonnen habt, wie du sagst? Weißt du, was ihr da für ein Vorbild habt?

Antwort: Jawohl, ich weiß es, obwohl wir, als wir anfingen und taten, was sich ergab, weil es notwendig war, nicht daran gedacht haben. So waren die Distrikte und Sektionen in Paris und den andern Städten in der großen Revolution gegliedert, so haben sie permanent getagt und ihre Vertreter dauernd kontrolliert und beraten, so haben sie ihre Selbstbestimmung gesichert und haben nicht nur der Zukunft ein kostbares Werk bereitet, sondern sich selbst eine Gegenwart, ein lebendiges Tun, ein freudiges öffentliches Leben beschert.

30. Ja, das meinte ich. Ich sehe, unsere Gedanken gehen zusammen. Und so, lieber Kamerad, reich mir die Hand, wir wollen zusammenhalten und miteinander ans Werk gehen. Nun aber laß mich noch eines fragen. Wenn die Arbeiter also zum erstenmal seit langer, langer Zeit erkennen, daß man, was man in der Welt haben will, selber tun muß, daß, was durchgesetzt werden soll, von denen, die es wollen, begonnen und getan werden muß, daß der große Feind alles Lebens die Regierung, die Behörde, die Schablone und also der Zentralismus ist, wenn die Arbeiter in diesem einen Falle wissen, was das heißt: frei sein und Freiheit ausüben, wird dann nicht mehr geschehen sein, als daß die Arbeiter Vorsorge treffen, um den Ausbruch des Kriegs zu verhüten?

Antwort: Ja, es wird viel mehr, es wird noch ganz anderes geschehen sein. Alles, was zu einem guten Zweck das gute Mittel ist, ist in sich selbst gut. Der freie Arbeitertag ist nicht bloß das Mittel, durch das die Arbeiter ihren Willen und ihren Weg zur Sicherung des Friedens erfüllen. Haben wir nicht gesehen, daß keine Lehre von außen gebracht werden, daß sie nur innen, wo sie immer wohnte, erweckt werden kann? So ist es auch mit der Freiheit, dem Glück und Gedeihen, der Eintracht und dem Bunde der Völker. Sie sind nicht ein Ziel, das draußen irgendwo am fernen Ende der Geschichte wartet und erobert werden muß. Wenn wir uns rüsten, um die Freiheit heimzuholen, wenn wir uns in der rechten Art, der einzigen Art, die nicht neue Unfreiheit und Regierung schafft, organisieren und vorbereiten, so entsteht in dieser Vorbereitung, in dieser freien Organisation eben schon die Freiheit und die Freude und das Glück. Wer eine Braut will, muß sie draußen suchen, denn die Menschen sind in zwei Geschlechter auseinandergerissen. Aber ganz anders ist es mit der Braut der Menschheit, der Freiheit! Keiner findet die Freiheit, der sie nicht in sich hat. Und desgleichen: nichts, was wirklich die Menschheit angeht und also die Verbrüderung und gegenseitige Gerechtigkeit, kann irgendwie von Menschen durchgeführt werden, ohne daß diese Menschen in Freiheit zusammenwirken. In der rechten Art soll Arbeit und Frieden gesichert und also geschaffen werden, und siehe da: die rechte Art heißt Freiheit im Zusammenwirken! Noch ganz andre Dinge werden damit für Arbeit und Menschheit getan sein, daß die Arbeiter tun, was an ihnen ist, um für dieses eine zu sorgen: daß sie sich nicht selber gegenseitig ermorden.

Aber werden die Arbeiter denn ihre eigene Sache tun? Werden sie einmal frei sein? Werden sie zu ihrem freien Arbeitertag zusammentreten? Werden sie einmal selbst reden und selber handeln? Werden sie beschließen, ihr Geschick selbst zu bestimmen? Darauf sollen die Arbeiter die Antwort geben.

Vom freien Arbeitertag

(1911)[8]

Man hat uns Sozialisten vom Sozialistischen Bund ganz falsch verstanden, wenn man geglaubt hat, wir wollten nur Arbeitskolonien und Siedlungen gründen, so den Sozialismus beginnen und uns um alles andere in der Welt nicht kümmern.

Man würde die neue Aktion des Sozialistischen Bundes, die von der Gruppe „Arbeit" in Berlin, der sich inzwischen andere Gruppen angeschlossen haben, begonnen wurde, ganz verkehrt deuten, wenn man meinte, wir hätten damit eine Schwenkung, hinüber zum proletarischen, zum Klassenkampfstandpunkt gemacht, oder wir hätten bisherige Ziele, bisherige Wege aufgegeben.

Wir haben nichts aufgegeben und haben uns in nichts geändert. Aber die freundlichen Zuschauer haben, wie schon öfter, so auch jetzt die Möglichkeit, sich zu ändern: uns nämlich besser kennen zu lernen. Wir haben von allem Anfang an gesagt: noch wißt ihr nicht, was wir wollen und wer wir sind; wir können es nicht auf einmal sagen und zeigen: aber es soll alles herauskommen.

Aus Anlaß des Spiels, das die Regierungen der europäischen Staaten hintereinander mit dem Kriege treiben – Deutschland, Frankreich, England, Spanien und jetzt Italien und die Türkei! – und aus Anlaß der kümmerlichen, armseligen, an Worten reichen, an Wirkung nichtigen Haltung, die wir an der deutschen Sozialdemokratie und an den deutschen Gewerkschaften, wie zu erwarten war, bemerken mußten, haben wir gesagt: Durch bloße Aufrüttlung und Belehrung die Arbeiter in Massen zum Beginn des Sozialismus zu bringen, wo sie vom echten Sozialismus keine Ahnung haben, wo sie in ihren Seelen, ihrem Verstand, ihrer Geduld und ihrer Tapferkeit seit sechzig Jahren die schwersten Einbußen erlitten haben, wo der Sozialismus überdies gar nicht bloß eine Sache der speziell so genannten Arbeiterklasse ist, dazu ist vorderhand wenig Aussicht. Wir tun, was wir können; indessen soll kein Mensch lediglich dabei bleiben, an andre zu appellieren; das schafft Routiniers und Komödianten. Nutzen wir also, wir Einzelne aus allen Schichten, die Zeit,

[8] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 3. Jg., Nr. 19 vom 01.10.1911, S. 145-146.]

den andern und uns selber durch eigenes Tun zu zeigen, was Sozialismus ist und was von ihm jetzt durchzuführen ist.

Taugt also zu positivem Aufbau und zähem Kulturbeginn die Arbeiterklasse als Ganzes nicht viel mehr als andre Schichten, so steht die Sache ganz anders, wo es sich um die Abwehr und die Negation, wo es sich um die Stimmung und das Gefühl handelt. Aus wie viel Strömungen und Sekten auch das zusammengeflossen ist, was sich heute die sozialistische oder wohl auch die moderne Arbeiterbewegung nennt, in wichtigen Dingen besteht eine Einigkeit, an der alle teilnehmen, alle, bloß jetzt die Führer und Beamten, die Bürokraten nicht mehr. Darum ist diese Einigkeit in Gefahr, sich in Verborgenheit und in die Taschen zu verlieren, in denen Fäuste geballt werden. Hier haben wir einzusetzen, hier beginnt unsre Aufgabe, klar und scharf auszusprechen, was ist, und die Geführten und schon wahrhaft Genasführten zu sich selbst, ihrem Selbstbewußtsein und ihrer Selbstbestimmung zu bringen. Darum haben wir auszusprechen:

Die sozialistisch fühlenden Arbeiter haben kein patriotisches Interesse; das heißt: sie lieben ganz gewiß heimische Landschaft, heimische Sprache und Sitten; aber sie wissen, daß die Streitigkeiten zwischen den Regierungen nichts mit Landschaft, Sprache und Sitten, um so mehr aber mit den Geldsackinteressen ihrer Bedrücker zu tun haben.

Die sozialistisch fühlenden Arbeiter wollen keinen Krieg. Sie würden sogar eine Revolution ablehnen und verabscheuen, die so systematisch in jahrzehntelanger Vorbereitung sich der Mittel des raffinierten Massenmords bediente wie der Staatenkrieg. Um so mehr müssen sie den Krieg ablehnen, da sie an seinen Zwecken nicht nur kein Interesse nehmen, sondern ihnen feindlich gegenüberstehen.

Die sozialistisch fühlenden Arbeiter spüren es, wenn sie bei der Arbeit stehen, in ihrer Hand und in all ihren zuckenden Muskeln: wenn ihre Produktion nicht weitergeht, kann keine Regierung sich zum Krieg entschließen.

Es ist also die Aufgabe der bewußten Sozialisten, dieses Gefühl den Arbeitern zur Höhe des Wissens und Wollens zu erheben.

Für den Fall kriegerischer Gelüste der Regierungen, für den Fall einer herausfordernden und kriegerischen Regierungspolitik haben

die Arbeiter eine systematische Arbeitseinstellung vorzubereiten, und zwar so vorzubereiten, daß die Regierungen wissen, was ihnen gegebenen Falls bevorsteht.

Welche Form diesem Massenstreik gegeben wird, welche Branchen vorzugsweise daran teilnehmen, in welchen bestimmten Fällen er auf ein gegebenes Signal hin ausbricht, all das und die übrigen Vorbereitungen sollen die Arbeiter in den Zeiten treffen, wo die Aktion noch nicht unmittelbar bevorsteht.

Sind die sozialistisch fühlenden Arbeiter aus ihrem dumpfen, einigenden Gefühl erst zur Klarheit darüber erwacht, daß sie in diesem Punkte trotz allen sonstigen Meinungsverschiedenheiten eine Einheit und einen Bund bilden, so werden sie auch in andern Stücken zu geschlossener Betätigung aus gemeinsamem Geiste kommen.

Sie müssen, damit sie sich in diesem einen Punkt zur Vorbereitung ihrer entscheidenden Einwirkung entschließen können, wissen, was jetzt schon sehr viele und immer mehrere fühlen: wie der Feind der Arbeiterklasse die Tendenzen der Regierungen und der in Staat, Gesellschaft und Wirtschaft Bevorzugten sind, so ist das große Hindernis für die Bewegung und wahrhafte Wirkung der Arbeiter die Bürokratie, die sie sich selber in Partei und Gewerkschaften eingesetzt haben. Die Arbeiter werden nur dann zu eigenen und wirkungsmächtigen Aktionen kommen, wenn sie das System der permanenten Vertretung, das den Staaten nachgebildete verderbliche System der Regierung und des Parlamentarismus aufgeben und anstelle dessen nach Berufen und Ortsgemeinden in permanent tagenden Gruppen und Bünden zusammentreten.

Zu praktischen Zwecken werden da immer Vertretungen nötig sein; aber diese Vertreter sollen nur für bestimmte Zwecke ernannt werden und sollen nie aus der lebendigen Verbindung mit ihren Auftraggebern heraus- oder emportreten.

Wer die Wirklichkeit in der sozialdemokratischen Partei und in den zentralisierten Gewerkschaftsverbänden kennt, der weiß, daß da keine echte Demokratie waltet, sondern daß die parlamentarische Demagogie und das regiererische Beamtentum herrscht.

Selbstbestimmung, völkisches Leben, Freiheit und Verbündung kennt die deutsche Arbeiterschaft gar noch nicht. Will sie für die genannten Zwecke ihre eigene Bestimmung ausüben, so muß sie jetzt

endlich den ersten Anfang dazu machen, sich ihren freien Bund und ihre selbsteigene Wirksamkeit zu schaffen.

Die Schaffung dieser Organisation, wenn sie auch zu einem bestimmten Ziel jetzt zum erstenmal angeregt wird, ist keineswegs bloß Mittel zum Zweck. Es wird Großes geschehen sein, es wird ein entscheidender Schritt auf dem Wege zur echten Gesellschaft, zum echten Volk, d. h. zum Sozialismus getan sein, wenn die Arbeiter zu irgendeiner Selbstbetätigung die rechte Form, die Form des freien Bundes und dauernden Dabeiseins schaffen.

Die Arbeiter sollen aufgefordert werden, ihre Maßregeln zur entscheidenden Betätigung ihres Willens in den öffentlichen Angelegenheiten zunächst dadurch zu treffen, daß sie eine allgemeine freie Arbeitertagung für ganz Deutschland vorbereiten.

Es tritt ein Ausschuß zusammen, der schon in Bildung begriffen ist, der den Arbeitern Deutschlands ganz bestimmte Vorschläge machen und ganz bestimmte Fragen stellen wird.

Darüber sollen die Arbeiter, so wie sie in Fabriken, Werkstätten, Bauplätzen und sonstigen Arbeitsstätten beisammen sind, sich aussprechen. Sie sollen dann, nicht in den üblichen Vereinen und Parteibezirken, sondern in besonders gebildeten Berufsgruppen zusammentreten und ihre Beschlüsse fassen.

Der Arbeitertag braucht nicht eine Zusammenkunft weniger Vertreter aus ganz Deutschland an einem einzigen Ort zu sein. Durch gleichzeitige Tagungen an mehreren, an vielen Orten sollte die ganz ohne Zweifel vorhandene Einigkeit der Arbeiter geschlossene Massen zur Einheit führen.

Über die Schwierigkeit dieses Unterfangens, über die Größe der Aufgabe geben wir uns keinerlei Zweifeln hin. An uns ist es, zu erkennen, was uns obliegt, und zu tun, was wir sollen und können. Was daraus wird, ob Kleines, ob Großes, ob Schnelles, ob Langsames, hängt nicht von uns ab. Wenn jeder rücksichtslos und unbedenklich das Seine tut, können leicht die Prophezeiungen derer, die gar nichts tun, weil sie angeblich den Massen, in Wahrheit sich selber nichts zutrauen, zuschanden werden. Mit Kleinmut ist noch nie etwas erreicht worden, und noch nie etwas mit zögernder Voraussicht.

Die Aufgabe eines jeden, der für diese Aufgabe gewonnen wird, ist: in Fabriken, Werkstätten und wo er sonst mit arbeitenden

Menschen zu tun hat, für dieses Beginnen einzutreten. Wer immer Vorschläge, fürs Ganze oder im einzelnen, in dieser Sache zu machen hat, der trete damit hervor. Hier handelt es sich um keine Theorien, keine gelehrten Sachen, keine Wissenschaft und keine Philosophie. Das Einfache, das Gegebene, das Natürliche, das Selbstverständliche soll geschehen, soll volksmäßig, soll vom arbeitenden Volke selbst getan werden. Das Volk wird aufgefordert, sein Geschick zu bestimmen; das Volk wird angegangen, selbst zu reden und selbst zu handeln.

Rede von der Reichstagsgalerie

Sitzung vom 11. November 1911.[9]

Meine Herren Abgeordneten da drunten! Die sozialdemokratischen Redner, die heute mit seltener Deutlichkeit, so schneidend und klar, wie es noch selten zutage trat, gezeigt haben, wohin der Parlaments- und Regierungssozialismus führt, die Herren Frank, Bebel und Fischer haben gewiß nicht daran gedacht, welches Datum ihnen der Zufall für den Tag ihrer Armseligkeit angewiesen hat. Der elfte November ist heute, ihr Herrn, der Tag, an dem vor vierundzwanzig Jahren Arbeiterführer, die tapfer waren, in Chicago für ihre Überzeugung an den Galgen gehängt worden sind. Welche Verachtung muß ein Mann wie dieser Herr Richard Fischer in seinem Gemüte gegen solche Freiheitskämpfer hegen, wie muß er ihre Gesinnungen töricht und unbesonnen, wie muß er ihr Auftreten unsinnig und eselhaft finden, wenn er jetzt eben z. B. mit einer wirklich erstaunlichen Logik gesagt hat, der sozialdemokratische Redakteur Däumig könne die ihm zugeschriebenen Äußerungen über den Generalstreik im Kriegsfall nicht getan haben – ,,weil ihn sonst der Staatsanwalt leicht beim Krawattchen gepackt hätte". Wenn die Chikagoer nach dieser Denkweise ihr Verhalten bestimmt hätten, wäre es freilich nie dahin gekommen, daß ihnen der Henker seine Krawatte

[9] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 3. Jg., Nr. 23 vom 01.12.1911, S. 177-180.]

umlegte. Ich will gar nicht davon reden, daß diese Worte und die sehr ähnlichen und noch eingehenderen Worte, die vorher Herr Bebel gesprochen hat, der den Paragraphen 112 des Strafgesetzbuches wörtlich und drohend verlas, einer Denunziation sehr bedenklich nahe kamen; ich will nicht davon reden, weil die Herren ganz gewiß nicht die Absicht hatten zu denunzieren, sondern nur in ihrer aufgeregten Ängstlichkeit Himmel, Hölle und Staatsanwalt in Bewegung setzten, um sich vor ihren Kollegen, vor der Regierung, und vor allem vor den patriotischen Wählermassen weißzuwaschen und sich des Verdachts zu erwehren, sie könnten gemeinsame Sache mit solchen machen, die für den Fall der Kriegsgefahr den Massenstreik empfehlen!

Das Weißwaschen kann den Herren gar nicht so schwer fallen; oder sollte ihr Spiritus nicht einmal dazu reichen? Das Rot, in dem sie bei festlichen Gelegenheiten glänzen, ist ja nur aufgelegt, ist ja nur Schminke; sie brauchen nur ihre wirkliche Natur zum Vorschein kommen zu lassen, und sie sind weiß wie Lämmlein!

Ich kenne für die armen Schlucker, die sich da eben so ängstlich und zornig abgemüht haben, in erheblichem Umfang mildernde Umstände. Sie sind keine solchen, die ihre Gesinnung verleugnen, sie sind durchaus keine Verräter an der Sache des Sozialismus; sie haben vielmehr ihre echte Gesinnung aufrichtig zum Ausdruck gebracht und sind gar nicht im allergeringsten Sozialisten. Ein Verräter am Sozialismus kann nur ein Sozialist sein, der lügt; d. h. einer, dessen Kopf gescheit genug ist, um sozialistisch zu denken, dessen Herz aber zu erbärmlich wäre, als daß er sich in solcher Umgebung zu seiner Gesinnung zu bekennen wagte; aber wer nötigt uns denn zu der Annahme, daß bei den Herren Kopf und Herz getrennte Wege gehen? Es ist ein gutes Rezept, das in den Worten gegeben ist: Lerne mit dem Herzen denken; die Herren haben es auch heute wie allewege befolgt: sie denken mit ihrem Hasenherzen.

Die Lösung des Rätsels ist mit einem Wort gegeben: Sozialisten können da drunten, Sozialisten können im deutschen Reichstag, Sozialisten können in allen Parlamenten der Welt nicht sein. Ausdenken könnte sich das einer wohl, er möchte hier sein, wo er ungestraft sagen kann, was er will; auch ausprobieren könnte er es; er könnte einen Monat, ein Jahr, zwei Jahre aushalten, aber dann müßte er sich sagen: Nein, das geht nicht; wer hier aufrichtig sein wollte,

müßte gerade dadurch zum Lügner werden. Wer vom Standpunkte des Sozialismus aus an Staat und Gesellschaft Kritik üben will, ist hier nicht an seinem Platze. Das Parlament ist ein Zubehör der Regierung, und je mehr eine Partei an Macht gewinnt, um so mehr muß sie sich ihrer Verantwortung für den Staat, für diesen bestimmten Staat unter Staaten, und ihrer Zugehörigkeit zur Regierung bewußt werden. Wer merkt denn auch nicht, wer hätte es nicht einmal heute erlebt, daß die Kritik an den Handlungen und Unterlassungen der Regierung nur vom Standorte des Deutschen Reiches aus in diesem Saale angelegt werden kann? Des Deutschen Reiches in seinen Beziehungen zu Frankreich, England, Rußland, zur Weltpolitik mit einem Wort?

Wer aber nicht weiß, daß die Interessen des Sozialismus mit denen des Deutschen Reiches sich nicht vereinigen lassen, der hat vom Sozialismus noch nicht das Einmaleins kapiert. Wie, fragt man, bist du verrückt? Also wäre Sozialismus schlankweg Landesverrat oder zum mindesten Vaterlandslosigkeit? Ruhe, ihr Unruhigen! kein Grund zur Aufregung; nichts von beiden. Mit dem Sozialismus, der keine Sache des Augenblicks und keine Sache der Politik ist, sondern der begonnen und gebaut werden muß, wird ein neues Blatt der Geschichte aufgeschlagen; und wenn dieses Blatt fertig geschrieben ist, gibt es Deutsche und Franzosen, Engländer und Russen, Italiener und Spanier, Bulgaren und Slovenen und sie freuen sich allesamt ihrer besonderen Sprachen und Literaturen und eigenen Sitten. Aber so etwas wie Deutsches Reich und österreichisch-ungarische Monarchie, so etwas wie Staaten wird es dann nicht mehr geben; es wird andere Ordnungen geben.

Die Herren Sozialdemokraten da drunten merken nicht und können von ihrem Platz aus nicht merken, daß das, was die sozialistischen Arbeiter Friede nennen, und das, was Friede zwischen den Staaten heißt, himmelweit verschiedene Dinge sind und gar keine Ähnlichkeit miteinander haben. Die Gründe, warum sie, die Sozialdemokraten, für den Frieden eintreten, sind gemischt, obwohl sie selbst von dieser Mischung keine Kenntnis zu haben brauchen: einmal sind sie friedlich wie die Linksliberalen, die den Standpunkt, den schon etwas veralteten Standpunkt des Handels vertreten, der nur im Frieden seine Geschäfte machen kann, aber unter dem Kriege leidet. Gleich neben denen aber sitzen die hurra- und kriegspatriotischen

Nationalliberalen, die auch Handel und Industrie, aber eine modernere Richtung dieser Geldsackpolitiker vertreten: sie finden, daß es wichtige Ausbeute- und Profitinteressen gibt, denen ein Krieg und die Ergebnisse eines Krieges Nutzen bringen. Nebst dieser Freihändler- und Liberalenseele aber lebt in den Sozialdemokraten der Widerschein der Empfindung des sozialistisch fühlenden Arbeiters, der keinen Krieg will, weil der Krieg ihm Blut und Tod und Schrecken und Not bedeutet, dabei aber die sämtlichen Interessen der Eroberungs- und Staatenpolitik ihn nicht interessieren. Mag man ihm noch so oft sagen, daß die Interessen seiner Unternehmer, solange er im kapitalistischen Staat ein beraubter und entwurzelter Prolet ist, seine eigenen sind und sein müssen, daß es ihm nicht gleichgültig sein kann, wie der Erdball unter den Mächten verteilt wird, er wird immer mit einer Hartnäckigkeit, die dem Staatspatrioten wie Verstocktheit klingen muß, antworten: Mir egal; und wenn er zum klaren Denken seines Gefühls und zur Möglichkeit der sicheren Aussprache seiner Stimmung gekommen ist, wird er sagen:

Ich habe in dieser Entblößtheit und Armut, in der ich gehalten werde, nur ein reines Glück: daß meine Brüder, Schwestern und ich unsere Interessen von denen der Gemeinheit getrennt haben. Der Weg in unser Land, ins neue Reich führt nicht über die möglichst vollständige und stufenweise Verbesserung unserer Lage. Gewiß, wollten wir sagen: heute leben wir, morgen sterben wir, – sorgen wir für ein möglichst gutes Leben! dann bliebe uns, die wir nur ein Anhängsel an den Maschinen unsrer Herren sind, gar nichts andres übrig, als die Wege unsrer Herren zu gehen. Wir müßten einander feind sein; die Franzosen den Deutschen und die Deutschen den Engländern; wir müßten Interesse haben an dem Machtstreit um den Platz an der Sonne; wir müßten alles daran setzen, daß deutsche Fabrikanten recht viel exportieren, recht viele Gruben und Ländereien in aller Welt besitzen; wir müßten Schufte und Tröpfe sein, die für den Augenblick nicht nur die Ewigkeit: unser Herz, unser Gewissen, unsern Anstand, sondern schon die nächste Zukunft dahingäben; denn wer sieht nicht, daß dieses Profit- und Streitgebaren die Völker zum Ruin, zum wahrhaften Untergang, wenn auch zunächst zur sogenannten Blüte und zu lächerlichem, unheilschwangerem Reichtum führt?

Von dieser Stimmung also, von diesem Antipatriotismus und Sozialismus her haben die sozialdemokratischen Abgeordneten da drunten ebenfalls ihre Friedensliebe mit in den Reichstag gebracht. Aber was wollen sie nur da damit anfangen? Was können sie damit anfangen, hier, wo es sich um die realen Interessen der Raub- und Geldsackstaaten, eines bestimmten dieser Staaten einzig und allein handeln kann?

Sie könnten antworten: was hier vorgebracht werde, sei eine abstrakte Gegensatzkonstruktion, die es in der konkreten Wirklichkeit nicht gäbe. Die Mitwirkung an einer friedlichen Politik der Staaten untereinander und zugleich an einer Demokratisierung im Innern jedes einzelnen Staates sei eben der Weg zur langsamen Herstellung dessen, was man als abstraktes Ganze Sozialismus nenne. Wenn sie das meinen – und die Klügsten unter den Revisionisten meinen das in der Tat –, sind sie in einer bösen Selbsttäuschung begriffen, die Schlimmes zeitigen wird und schon gezeitigt hat. Der Staat nach außen ist und kann nichts anderes sein als eine Kampforganisation zur Behauptung und Eroberung gegen die andern Staaten; und der Staat nach innen ist und kann nichts andres sein als das elendeste und schlimmste Ersatzmittel der natürlichen Ordnungsbünde freier Art, die heute fehlen, und er muß immer wieder die Gestalt annehmen der Kampforganisation der Reichen und Sicherheitsbedürftigen gegen die Armen und Aufsässigen. Nicht durch die Mittel der Politik, von innen her, läßt sich der Staat in Freiheit und Bund verwandeln, sondern nur durch die Mittel des Sozialismus von draußen her. Nicht die Sozialisten verwandeln den Staat in Sozialismus; wohl aber verwandelt der Staat die Sozialisten in Staatler!

Diese Betrachtung erklärt nun, wie armselig die Herren Sozialdemokraten in diesem Augenblick unter ihren Kollegen dastehen. Sie haben sich fast mit Begeisterung für die Politik der Regierung erklärt, die sie eine Friedenspolitik nennen. Diese Politik aber muß durchaus vom Standpunkt der Staatsinteressen, des Staatsegoismus, der Staatsfeindschaften aus betrachtet werden; sie hat gar nichts mit der Kriegsfeindschaft der Sozialisten zu tun. Vom Staatsort aus kann Friedfertigkeit in einem bestimmten Augenblick Klugheit, Vorsicht, traurige Notwendigkeit sein; sie kann auch Feigheit und Mangel an politischer Produktivität sein. Ein echter Sozialist kann in keinem Augenblick auch nur die leiseste Ähnlichkeit oder

Berührung mit Herrn von Bethmann-Hollweg oder von Kiderlen-Wächter haben!

Diese Zwitter aber, die sich Sozialdemokraten nennen, werden von der Widerspiegelung des Sozialismus, die sie in sich vorfinden, dazu gebracht, daß sie keine ganzen Politiker sein können; von ihrer Politik aber werden sie dahin getrieben, daß sie einen wahrhaften Abscheu vor echtem Sozialismus und vor wirklich sozialistischen Methoden haben. Was der Sozialdemokrat „Sozialismus" nennt, das sieht so aus und kommt so herbei, wie es August Bebel erst vorgestern wieder geschildert hat. Er malt den Weltkrieg der Zukunft an die Wand und fährt fort: „Alsdann wird in Europa der große Generalmarsch geschlagen, auf den hin sechzehn bis achtzehn Millionen Männer, die Männerblüte der verschiedenen Nationen, ausgerüstet mit den besten Mordwerkzeugen, gegeneinander als Feinde ins Feld rücken. – Aber nach meiner Überzeugung steht hinter dem großen Generalmarsch der große Kladderadatsch. (Lachen.) – Ja, Sie haben schon manchmal darüber gelacht; aber er kommt, er ist nur vertagt. (Große Heiterkeit.) Er kommt nicht durch uns, er kommt durch Sie selber. Sie treiben die Dinge auf die Spitze, Sie führen es zu einer Katastrophe, Sie werden erleben, was wir heute nur im allerkleinsten Maßstabe erlebt haben … Sie werden es zu kosten bekommen, Sie werden ernten, was Sie gesät haben. Die Götterdämmerung der bürgerlichen Gesellschaft ist im Anzuge" usw.

Der alte Herr, der sich da unten jetzt immer noch den Schweiß abwischt, welcher ihm bei dem Gedanken auf die Stirn trat, man könnte von ihm und seinesgleichen glauben, sie wüßten aktive Mittel gegen den Krieg, er ahnt natürlich nicht, in wie komischen Widersprüchen sich seine Denkweise bewegt. Durch den Krieg also, sagt er uns, kommt die Katastrophe, die Revolution und das Ende der bürgerlichen Gesellschaft. Da soll er sich doch ja rechte Mühe geben, daß seine Partei am 12. Januar nicht aus Versehen die Mehrheit erlangt! Was sollte denn daraus werden, wenn es infolge einer sozialdemokratischen Mehrheit, einer sozialdemokratischen Regierung gar nicht zum Krieg und also auch nicht zu seinen Folgen käme? Er kann uns die rechte Antwort darauf nicht geben; ich kann es, und darauf antworten könnten sogar auch die Klugen oder Zynischen unter den Revisionisten: Je mehr eine sozialdemokratische Partei in einem Lande wirklich Regierungspartei wird, um so mehr

verfliegt der oberflächliche Abglanz des Sozialismus und um so mehr wird sie politisch. Ein sozialdemokratischer Minister läßt in Frankreich fast noch brutaler auf Arbeiter schießen als ein „bürgerlicher" und treibt noch infamere Spitzelei; ein sozialdemokratisches Ministerium mit entsprechender Mehrheit in Deutschland wäre monarchisch und wäre, wenn's die Stunde brächte, auch kriegerisch! Auch heute schon steht es um die Machtverteilung in den verschiedenen Staaten Europas so, daß, wenn es einmal zum großen Weltkrieg kommt, die Sozialdemokratie ihr Teil Verantwortung dafür übernehmen muß und auch nach kurzem Schwanken übernehmen wird.

So also denken sie sich die Entstehung des Sozialismus! Denn das ist doch klar, nicht wahr, Herr Bebel, für jeden klar, der den kleinen Marx in der Westentasche hat, daß nach dem Kladderadatsch, nach dem Zusammenbruch der bürgerlichen Gesellschaft die sozialistische an der Reihe ist?! So also malt sich in diesen Köpfen die Entwicklung: sie, die Sozialdemokraten, tun alles, um den Frieden zu erhalten, d. h. offenbar, um den Sozialismus, der ja das Kind des Krieges sein soll, hintanzuhalten; die wahren Väter der sozialistischen Gesellschaft sind die Kriegshetzer. Abwarten und die Feinde aufhalten, in dem Gefühl, daß man sie aber nicht aufhalten kann, und daß nach der endgültigen Niederlage der Sozialdemokratie und dem Durchbruch des Willens ihrer Feinde – das Reich des Sozialismus glorreich aus den Trümmern einer zerborstenen Welt aufsteige, so sieht diese Phantasie aus, die der Romantik und tragischen Ironie nicht entbehrt, deren düstere Kläglichkeit nur daher kommt, daß diese Verstiegenheit und Gelehrtenuntätigkeit ein Bild der Wirklichkeit sein will und lähmend auf die Wirksamkeit wirkt.

Auch ich, erst vorhin habe ich einen Anlauf dazu genommen, auch ich bin imstande, das Bild des Untergangs und des furchtbaren Endes an die Wand zu malen und ich traue mir dazu noch einige andere Farben zu, als sie Herr Bebel auf der Palette hat; diesem Untergang voraus geht z. B. die gänzliche Verkümmerung und Verkommung des Proletariats, von denen jetzt schon deutliche Spuren zu sehen sind; und wäre dem nicht so, stünde es nicht so traurig jetzt schon um Kopf und Herz großer Teile der Arbeiterschaft, so wären sie eben nicht Anhänger dieser Sozialdemokraten. Aber meine Freunde und ich, wir sehen dieses Ende nicht als eine Wirklichkeit,

die gar Vorbedingung des Sozialismus wäre, sondern als eine furchtbare Möglichkeit, der begegnet werden kann nur durch die Arbeit am Sozialismus. Nicht durch das Gehenlassen und Erwarten des Untergangs kommt wahrhaftig der Sozialismus; sondern durch den Sozialismus kommt es nicht zum Untergang, sondern zum Neubeginn und zur Rettung!

Wer das weiß, der weiß viel. Der weiß, daß die „materialistische Geschichtsauffassung" für die Herren Bebel, Frank und Fischer gilt und ihnen eine Entschuldigung ist: da sie Parlamentarier geworden sind, können sie keine Sozialisten mehr sein; die Ärmsten und Entschuldbaren sind das Produkt ihrer Verhältnisse; der weiß aber auch, daß sie gerade für die Sozialisten nicht gilt, weil die in sich den Mut und die Kraft gefunden und nach oben gehoben haben, sich gegen die Verhältnisse anzustemmen und ihnen ein neues Verhalten und damit neue Institutionen entgegenzusetzen. Sozialist sein heißt: Beginnende des Sozialismus sein; Sozialismus heißt uns: uns zusammenzufinden, um das Weiterbestehen der Niedertracht, des Mords, des Betrugs, der Erpressung, des Diebstahls unmöglich zu machen.

„Also fordert der da, dazu noch von der Galerie des Reichstags herunter, die nur zum Zuhören bestimmt ist, zu Ungesetzlichkeiten auf? Zu Hilfe, Herr Präsident! Ach, Kollege Frank, Rechtsanwalt, haben Sie nicht ein Strafgesetzbuch in der Tasche? § 110, 112, 130; 128, 129; 85, 86 – – weh, ach weh!"

Beruhigen Sie sich doch ja! Nur Ihre Zöglinge, die den Kursus der Rednerschulen Ihrer Partei durchgemacht haben, verwechseln gewohnheitsmäßig die zwei Eigenschaftsworte gesetzlich und gesetzgeberisch. Wir verzichten allerdings völlig auf die Teilnahme an der Gesetzgebung; aber wir propagieren darum keine Ungesetzlichkeiten. Zwischen Himmel und Erde, zwischen Staat und Gesellschaft, zwischen Staat und Sozialismus also, gibt es viele Dinge, von denen sich eure Staatsweisheit nichts träumen läßt. Viele Dinge und entscheidend wichtige gibt es, die gar keine Berührung weder mit der Gesetzgebung noch mit den Gesetzen haben. Ob die Arbeiter z. B. arbeiten wollen oder nicht, ob sie unter bestimmten Umständen arbeiten wollen oder nicht, darum kümmert sich das Gesetz nicht, das fällt in die Sphäre der privaten Entschließung. Und in der Sphäre der privaten Entschließung, auf dem Gebiet der persönlichen Arbeit und Lebensführung, da wird das Tun geschehen, das

zum Sozialismus führt. Da, wo wir nicht Masken tragen und nicht in Staat und kapitalistischer Wirtschaft eine Rolle spielen, sondern wo wir wahrhafte, lebendige Menschen, wo wir wir selber sind, da, wo weder der Kapitalismus und seine Not noch der Staat und sein Gesetz hinkommen, wo das Leben nicht gesetzlich und nicht ungesetzlich, sondern frei vom Gesetz und frei zur Entschließung ist, da, wo wir unsre Freiheit in uns selber finden und aus uns selbst herausholen und wo wir aus ihr den Boden zu unserm Bunde machen, da lebt und beginnt der Sozialismus.

Revolution, Nation und Krieg

(1912)[10]

Kameraden, bei eurer Bekämpfung des Kriegs solltet ihr eins nicht vergessen. Daß ihr euch mit Zorn und Verachtung gegen jegliche Eroberungspolitik, gegen den Kriegszustand, wie er sich in der Form des bewaffneten Friedens vermittelst der stehenden Heere mehr noch gegen den innern als gegen den äußern Feind, mehr gegen das eigene Volk als gegen die fremden Völker richtet, daß ihr euch dagegen wendet, ist nur allzu berechtigt. Aber blickt auf die Erdkugel, damit ihr den Raum der Menschenvölker vor Augen habt, und blickt in die Geschichte, damit ihr aus dem Werden in den Zeiten eure eigene Zeit begreift. In den Zeiten seiner größten Revolution hat sich das französische Volk als eine neu entstandene, neu sich ihrer selbst bewußt gewordene Nation zusammengefunden; keineswegs genügte es, daß diese „Patrioten", wie sich die Revolutionäre nannten, gegen Königtum und Feudaladel ihres Landes zusammenschlossen; sehr bald vor allem mußten sie sich, um der Revolution, um ihrer Freiheit in jeglichem Sinne willen, gegen die koalierten Mächte wenden: gegen Preußen, Österreich, Spanien, Sardinien und Piemont usw. Zugegeben, auch in der Revolution lebte der Geist der Aggression, der gewaltsamen Propaganda nach außen; erst recht

[10] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 4. Jg., Nr. 4 vom 15.02.1912, S. 25-26.]

zugegeben, daß das Verhältnis sich später völlig umkehrte: daß die aus der Revolution neugeborene französische Nation unter der Führung Napoleons erobernd gegen die Völker zog und so in Spanien, Deutschland und anderswo den Geist des revolutionären Nationalismus gegen sich selbst erregte. Im Anfang aber war es so, daß die revolutionäre französische Nation nur leben konnte, wenn sie sich gegen die mit Waffengewalt heranziehenden Königsheere der Fremden, die vom eigenen König und den eigenen Adligen gerufen und unterstützt wurden, mit Waffengewalt und revolutionärer Militärorganisation wehrte. Was wäre aus der Revolution, was wäre aus der Nation in Frankreich geworden ohne die zündende Tatkraft und das Organisationsgenie Dantons, des Wohlfahrtsausschusses, Carnots vor allen andern, ohne die jungen Generäle der Revolution, die aus dem Volke aufstiegen, ohne das kriegerisch-revolutionäre Feuer der Massen, das in der Marseillaise seinen gewaltigen Ausdruck fand? Und was wäre ein Antimilitarist damals gewesen? Ganz gewiß weder ein Revolutionär, noch ein Patriot. Die revolutionäre Nation war in der Notwehr.

Und nun blickt euch in der Gegenwart um und nehmt den Globus zur Hand. Wie steht es um die Revolution in Mexiko, in Persien, um die junge Republik in diesem Riesenvolk der Chinesen; was hindert den Fortgang der türkischen Bewegung? In all diesen Fällen handelt es sich vor allen andern Dingen um die Bedrohung durch die äußeren Feinde. Die Revolution in Mexiko ist in vollem Gange. Man weiß heute, daß Madero nur dadurch über Diaz gesiegt hat, daß er den Proletariern und Indianern Land versprochen hatte. Und ebenso finden jetzt wieder Reyez, Gomez, Zapata, Salgado und wie die revolutionären Führer alle heißen, die fast wie Pilze aus der Erde schießen, nur dadurch Anhang, daß sie die Agrarrevolution entfesseln. Man glaube gar nicht, daß das Volk sich immer betrügen lasse: sie benutzen einander gegenseitig, das Volk die ehrgeizigen Generäle und Prätendenten und ihre Machtmittel ebenso wie umgekehrt diese das Volk. Und währenddem, solange die revolutionäre Unordnung währt, besiedeln Indianer und Leibeigene den Boden, den sie brauchen, den sie haben wollen, der früher ihr eigen war. Alles schön und gut, und das revolutionäre Volk könnte schließlich siegen und es könnte Ordnung eintreten und eine entscheidende Umgestaltung aller Verhältnisse, – wenn die Vereinigten Staaten von

Nordamerika nicht wären. Die kümmern sich nur um die Ausbeutungsinteressen ihrer Millionäre und um ihre politischen Interessen, und im geeigneten Moment intervenieren sie und lassen ihre Truppen einrücken. Was wird dann? Eine gewaltige revolutionär-nationalistische Begeisterung wird doch wohl hoffentlich dann das mexikanische Volk einigen, und es wird ausbrechen, was man Krieg nennen muß. Wie es in Persien zugeht, sehen wir vor Augen: die Russen, die Engländer gehen schamlos auf Eroberung aus, während die Perser für Recht und Freiheit sorgen wollen. Die Folge der türkischen Revolution, die übrigens vor allem dem Militär zu danken war, konnte, wie die europäischen Dinge liegen, nichts anderes sein, als daß die Türken sich gegen eine Welt von Feinden besser als zuvor rüsteten. Daß die junge chinesische Republik von Feinden umlauert ist, die auf den Zusammenbruch des Reiches nicht warten, sondern ihn mit schmutzigsten Mitteln befördern, um zu rauben, auszubeuten und zu plündern, sieht jeder. Dagegen helfen keine abstrakten Redensarten etwa vom Aufhören jeder Herrschaft, und ebenso wenig der Trost, die Unterdrückung durch Chinesen oder Mandschus sei gerade so schlimm wie die Fremdherrschaft. Diese Begriffsspielerei übersieht, daß in allen menschlichen Dingen die Gradunterschiede von entscheidender Bedeutung sind. Wer mit Begriffen Fangball spielt, statt die Wirklichkeiten mitfühlend zu erleben, sagt immer „gerade so". Es gibt kein „gerade so"; und die Herrschaft von Engländern, Russen, Franzosen oder Deutschen über China, wobei diese Staaten die Chinesen nicht wie Menschen, sondern wie Dinge behandeln würden, ist etwas völlig anderes als eine chinesische Republik, die aus der Revolution jetzt eben aufgestiegen ist. Diese von draußen drohende Gefahr wird aber auch von entscheidender Einwirkung auf die Gestaltung der chinesischen Zustände sein. Die Chinesen neigen von Natur aus und auf Grund ihrer Stammesunterschiede zum Föderalismus; und wer könnte eine dezentralisierte Föderativrepublik freudiger begrüßen als wir Sozialisten und Anarchisten? Aber wenn China China bleiben und nicht von den fremden Bluthunden zerrissen werden soll, wird aller Wahrscheinlichkeit nach trotzdem der Zentralismus siegen, siegen müssen, der Militär- und der Regierungszentralismus. Das ist eine bittere Erkenntnis; aber die Dinge gehen, wie sie gehen müssen, und die Folge der Revolution in China wird die Militarisierung dieser

ungeheuren Massen friedlicher Stämme sein. Was daraus weiter wird, ob etwa gar aus diesen Verteidigungsbedürfnissen der jungen Republik eine kriegerische Angriffswut und ein chinesischer Napoleon, ein neuer Timurleng ersteht, das werden wir oder unsre Kinder erleben.

So also ist es: der Krieg der Staaten, die Staatspolitik, erzeugt nicht nur Krieg um Krieg; die Staatspolitik erzeugt auch die Notwendigkeit, die wir einsehen müssen, daß aus der Revolution der Krieg hervorgeht, als Notwehr gegen die Räuberei und Unterdrückungssucht der von außen eingreifenden fremden Staaten.

Wer nun daran den Ruf anschließt: Darum also fort mit der Staatsorganisation! die Völker müssen sich Ordnungen anderer Art schaffen! der hat natürlich gewiß mehr als recht. Das ändert aber gar nichts an der Tatsache, daß vorderhand die Staaten da sind, und daß – das zu betonen war hier meine Absicht, weil diese entscheidend wichtige Sache gar zu sehr übersehen wird – daß nicht bloß die Staaten gegeneinander Krieg führen, sondern, daß auch die jungen durch Revolution entstandenen und neu zusammengeschlossenen Nationen sich in kriegerischer Notwehr der Raubstaaten erwehren müssen.

Wir, wir in Deutschland, in Frankreich, in Österreich-Ungarn und Italien, in Rußland, England und Amerika, wir, die wir von unten auf, aktiv und bauend, die neuen Ordnungen des Sozialismus zu schaffen haben, wir müssen zugleich, passiv und hindernd, dafür sorgen, daß kriegerische, unterdrückende und aussaugende Aktionen unserer Staaten gegen die revolutionär neu werdenden Völker unterbleiben; wir müssen um unsrer eigenen Menschheit, um der ganzen Menschheit willen mit entscheidenden Mitteln dafür sorgen. Kein einziges Volk kann bei sich zu Hause für Freiheit und gerechte Ordnung sorgen, wenn die Völker nicht solidarisch sind in ihrem Kampf gegen den Krieg und gegen den Staat. Solange es aber dahin nicht gekommen ist, werden nicht bloß die Staaten Krieg führen, auch die revolutionären Nationen werden kriegerisch gerüstet sein müssen.

Was hier gesagt wird, ist für den, der es richtig durchdenkt, eine furchtbare Erkenntnis. Wir dürfen aber vor dieser Erkenntnis, für die es noch mehr Beispiele gibt, die Augen nicht verschließen, vor der Erkenntnis, die heißt: plötzlich, groß, gewaltig, vehement kann

der Aufschwung und die Tat sein, eines einzelnen, einer Schar, eines Volkes, gewaltiger Massen. Aber was schließlich erreicht ist und bleibt, wird nur ein Schrittchen sein. Man kann sich gar nicht genug mit dieser Erkenntnis durchdringen: wie sehr, wie arg unsre Aufgabe ins Breite, ins Tiefe und ins Lange geht.

Hier ist eine bittere Arznei, eine Verzweiflung gegeben; es sei auch ein Trost gegeben: liebe Freunde, denket bei dem, was ihr aus ganzer Kraft und Innigkeit tut, nicht so sehr an das äußere Ergebnis als daran, was ihr euch selber, eurer besten Natur schuldig seid und wie ihr am schönsten Gefallen an euch selber findet. Wer so handelt, wie es recht und tapfer ist und wie er erhobenen Kopfes und froh und stark vor sich selber bestehen kann, der wird auch das meiste tun für bleibende Umgestaltung in der äußeren Welt. Für die Zukunft sorgt am tüchtigsten, wer in der Gegenwart ein Ganzer und Tauglicher ist. Die einst leben, werden es uns danken, wenn wir nicht für sie, sondern für uns, für unsre Seele leben. Denn damit eben leben wir für sie.

Das glückhafte Schiff

(1912)[11]

Ich muß wieder bitten, daß Sie den Atlas zur Hand nehmen. Politik = Geographie + Geschichte; anders kann ich nichts Vernünftiges darunter verstehen. Schlagen Sie also die Karte Europas auf und ziehen Sie eine Linie, die zunächst annähernd gerade verläuft, von Nizza über Genf – Belfort – Nancy nach Luxemburg; da biegen Sie etwas nach Westen ab und gehen ungefähr über Jemappes und Mons nach Brügge und landen westlich von Ostende und Nieuport an der Nordsee. Diese Linie sei die Achse eines bald breiteren, bald schmäleren Streifens Land, der vom Mittelmeer bis zur Nordsee reicht. Da haben wir also Savoyen, die Schweiz, Elsaß, Lothringen, Luxemburg, Belgien und Holland. Savoyen gehört zurzeit zu

[11] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 4. Jg., Nr. 10 vom 15.05.1912, S. 73-76.]

Frankreich, ist aber seit Jahrhunderten ein strittiges Gebiet; bewohnt ist das Land von dem nämlichen Menschenschlag wie die italienische und französische Schweiz; diese Stämme sind nur durch gewalttätige Zufälle der Geschichte auseinandergerissen worden. Die Schweiz! Gleichviel was für Abenteuer und Gewalten diese Menschen italienischer, französischer, rhätoromanischer und deutscher Zunge in einer Geschichte von Jahrhunderten zusammengeschweißt haben, daß heute die Schweiz eine zur Natur gewordene Einheit, einen italienisch-französisch-deutschen Dreibund zu bilden bestimmt ist, der noch ganz anders ein von Natur und Geschichte geschaffenes mächtiges Bollwerk der Freiheit wäre, wenn diese Eidgenossenschaft nicht fortwährend politisch und wirtschaftlich von den Militärmächten bedroht wäre und um ihrer Freiheit willen ihre Freiheit selber beschränkte, das kann keiner leugnen. Elsaß und Lothringen ist ein aus Deutschen und Franzosen gemischtes Gebiet, seit über einem Jahrtausend strittig, Grund zu wilden Kriegen, hin und her geschoben und nie zur Ruhe gekommen. Der französisch-deutsche einheitliche Menschenschlag des Elsaß gehört seiner Volksbeschaffenheit nach durchaus zu den Schweizern. Diese Einheit, die gefühlt wurde, gleichviel ob französische oder Reichsherrschaft im Lande war, kommt zum schönsten Ausdruck in dem Wahrzeichen des glückhaften Schiffs, das an einem Tag von Zürich nach Straßburg ruderte und einen Hirsebrei, der in Zürich gekocht und dann aufs Schiff gebracht war, noch warm den Straßburgern übergab. Der Meister Johann Fischart hat diese Fahrt zum ewigen Gedächtnis in ein Gedicht gebracht, in dem aufs trefflichste zum Ausdruck kommt, daß Volksgemeinschaft nicht zustande kommt durch Kriegsgewalt und Tyrannenlaune, so wenig wie diese die Natur bezwingen können, sondern daß es Arbeit und freundwillig hilfsbereite Nachbarschaft sind, die über feindliche Naturmächte siegen und Völker und Gemeinden zu eins schmieden.

Man liest von Xerxes dem Beherrscher
Des Aufgangs und der edeln Perser,
Welcher neunhunderttausend Mann
Führet wider die Griechen an,
Daß, als er hätt' zu Meer gestritten
Und sehr großen Verlust erlitten,

Da ward er so ergrimmet sehr,
Daß er ließ geißelen das Meer
Und warf Ketten drein, es zu stillen
Und es zu fesseln nach seim Willen.
Aber was half ihm dieser Hohn?
Soviel als nichts, er floh davon.

So hebt Fischart an, um gleich zu zeigen, wie die Wut des Gewalttätigen ohnmächtig ist gegen die Natur. Aber Arbeit und gegenseitige Hilfe der Menschengemeinden schafft eine zweite Natur, die es mit der ersten aufnehmen kann.

Denn nichts ist also schwer und scharf,
Das nicht die Arbeit unterwarf,
Nichts kann kaum sein so ungelegen,
Welches nicht die Arbeit bring zuwegen.

So sind für diesen kernhaften Dichtersmann und ehrenfesten Bürger Zürich und Straßburg, die Schweiz und der Elsaß von altersher in Treuen durch Arbeit und Freundschaft miteinander verbunden; und wie das Schiff, das aus der Limmat in die Aare gefahren war, nun in den Rhein einbog, da brauste der Fluß in starker Freude auf, und der Vater Rhein rief aus den Wellen:

Frisch dran, ihr liebe Eidgenossen,
Sprach er, frisch dran, seid unverdrossen,
Also folgt eueren Vorfahren,
Die dies taten vor hundert Jahren!

Vor hundert Jahren, – in der Schlacht von Murten nämlich im Jahre 1476, wo die Gewaltherrschaft Karls des Kühnen, des Herzogs von Burgund, unter dem Ansturm der vereinigten Elsässer und Schweizer den ersten Stoß erhielt, bis sie ein Jahr darauf bei Nancy auch in Lothringen und den Niederlanden zusammenbrach und der Tyrann, der gewalttätig durchsetzen wollte, was nur die geeinigte Volksnatur schaffen kann, den Tod fand.

Ihr sucht die alt Gerechtigkeit,
Die eure Alten han bereit,

Dieselbig will ich euch gern gonnen,
Wie es die Alten han gewonnen,
Ich weiß, ich werd noch oftmals sehn
Solches von euern Nachkommen gschehn.
Die Arbeit trägt davon den Sieg
Und macht, daß man hoch daherflieg
Mit Fama, der Ruhmgöttin herrlich,
Denn was gschieht schwerlich, das wird ehrlich.

Herrliche Worte läßt Fischart den Vater Rhein sagen zum Ruhm der Arbeit, die Völkerbünde schafft und Natur und Gewalttat überwindet; und wie die Philologen nicht verstanden haben, daß Fischart an die revolutionäre Kampfgenossenschaft der Schweizer und Elsässer „vor hundert Jahren" erinnert (sie haben gemeint, er denke an eine frühere Fahrt zu einem Schützenfest; ja freilich, ein Schützenfest sonderlicher Art war sie, die Freiheitsschlacht bei Murten!), so werden wir wohl besser als philologische Deuter die Allegorie der gleich folgenden Verse verstehen:

Mit solchen Leuten soll man schiffen
Durch die Meerwirbel und Meerriffen,
Mit solchen fürcht man kein Meerwunder
Und kein Wetter, wie sehr es tunder,
Mit solchen darf man sich vermessen,
Daß einen fremde Fisch nicht fressen,
Denn diese alles überstreiten
Durch ihr unverdrossen Arbeiten.

Wir können wissen, wer die Meerwunder und die fremden Raubfische sind, gegen die die Arbeit obsiegt, wenn wir daran denken, daß diese Dichtung entstand in der Zeit, wo das revolutionär-republikanische Bürgertum sich der absoluten Fürstenmacht erwehrte, wo die Freiheitskämpfe in England, Frankreich und den Niederlanden ausgefochten wurden.

Haltet zusammen in Arbeit, ihr Schweizer und Elsässer, ruft Fischart ihnen zu, wie es die Wassergeusen in den Niederlanden getan haben!

Da haben wir wieder, wie von selbst stellt sie sich ein, die Linie, die vom Mittelmeer zur Nordsee führt, das Band zwischen der Schweiz und dem Elsaß und den Niederlanden. Lothringens und Luxemburgs Bewohner verbinden in langsamem und allmählichem Übergang die oberdeutsch-französischen Schweizer und Elsässer mit den niederdeutsch-französischen Belgiern und Holländern.

Man muß mindestens bis zur Zeit Karls des Großen und seiner Nachfolger, also um mehr als tausend Jahre zurückgehen, um erstmals die Zusammengehörigkeit der Völker dieses langen Landstreifens zu finden. Damals sollte dieser Staat vom Mittelmeer zur Nordsee als eine politische Selbständigkeit zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich bestehen. Und immer wieder wurden die Länder zerrissen, die französischen Könige, die deutschen Kaiser, die Habsburger zerrten herüber und hinüber, und der großartig gewalttätige Versuch Karls des Kühnen, Großburgund neu zu schaffen, scheiterte zumeist an der Freiheitskraft der Völker selbst.

Und doch – was haben, zwar freilich nicht die Herrscher, was haben jedoch trotz alledem die Völker, was hat die Geschichte zustande gebracht?

Die Schweizer Eidgenossenschaft hat sich Freiheit und Selbständigkeit erkämpft und bis heute behauptet; die Niederlande haben sich der habsburgisch-spanischen Gewaltmacht entrissen und die erste Republik des modernen Europa gegründet. In all den Wechselfällen der Geschichte sind sie doch immer selbständig und relativ frei geblieben, wenn sie auch zurzeit konstitutionelle Monarchien sind. Die Schweiz, Belgien, Holland sind neutrale Staaten und wären alle drei dem Schlag ihrer Völker nach weitaus freiere und sozialere Volksverbände, wenn sie nicht sich aus Furcht vor den Militärmächten, vor allem dem Deutschen Reich, selbst den Militarismus und vielfache Knechtschaft aufgelegt hätten.

Wie seltsam aber! Elsaß und Lothringen, die das natürliche Bindeglied, im Süden nach der Schweiz, im Norden nach den beiden Niederlanden hin sind, diese beiden Länder sind zwar durch den Reunionskrieg vom Herbst 1870 wieder einmal Glieder des Deutschen Reiches, der am meisten auf Gewalt und Disziplin beruhenden Militärmacht Mitteleuropas geworden, aber sie sind trotzdem heute der freieste Staat Deutschlands mit der demokratischsten Verfassung und dem entschiedensten Parlament und vor allem mit dem

Volk, das am ehesten darauf aus ist, Selbstbestimmung zu üben.

Man nehme noch einmal die Karte, diesmal die Deutschlands zur Hand und lasse sich von der Geographie handgreiflich zeigen, wie die Freiheit im Deutschen Reich vom Westen her kommt und nach Osten zu immer mehr abnimmt. Elsaß-Lothringen, Baden, Hessen, Rheinland, Württemberg, das sind die Länder, die entschiedene Einflüsse von Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz empfangen, wie man eben darum Einflüsse nimmt und gibt, weil man von Haus aus ähnlich ist. Die alte Regel: Similia similibus oder Gleich und Gleich gesellt sich gern. Man nimmt stets voneinander, weil man zusammenpaßt; und man paßt immer enger zusammen, weil man immer mehr voneinander nimmt. Und so entsteht immer, was man eine Wechselwirkung, besser eine Gemeinschaft nennt. Völker und Völkerverbände entstehen, weil die Passenden einander geben und nehmen, weil Geber und Nehmer zueinander passen. Nach Friesland und der Waterkant hinüber merkt man deutlich die Mischung der Einwirkung und Verwandtschaft zu den Niederlanden und England einerseits, Altpreußen andrerseits, ebenso wie Bayern in seinem seltsamen Gemenge aus Freiheit und Gefangenschaft in den echt bayrischen Landesteilen anmutet wie eine Verbindung der freien hellen Schweiz und des dunklen versklavten Tirol, in seinen fränkischen aber zusammengesetzt scheint aus rheinländisch-freien Bestandteilen, die den Main heraufzogen, und preußischen, die über Thüringen eindrangen.

Wunderschön und innig wahr ist das Bild, das Fischart für die Gegenseitigkeit geographischer Nachbarn gibt, die zueinander passen und voneinander nehmen:

Hier sieht man, warum Gott die Flüss'
Geschaffen hat, nur darum gwiß,
Damit man durch ihr Mittelweg
Nachbarschaft besuch, halt und pfleg:
Wie man denn liest, daß ob den Bronnen
Und den Bächlein sich hab angesponnen
Der Menschen erstlich Nachbarschaft,
Daraus kam Sippschaft, Schwägerschaft
Und folgends Dörfer, Flecken, Städt',
Wie es noch gibt die täglich Red',

Daß man spricht: Wir sind Nachbarn nach[12],
Wir schöpfen Wasser aus einem Bach,
Und Gott geb, daß die Nachbarschaft
So lang in Freundschaft bleib verhaft,
Solang die Ström' zusammenfließen
Und untereinander sich begrüßen!

Wie sanft und freundlich gehen uns diese liebreichen Menschenworte, die ein deutscher Mann vor mehr als dreihundert Jahren in Straßburg gesprochen hat, in das Ohr, in dem noch die rauhe, unwirsche Rede klingt, die in derselben Stadt der deutsche Kaiser geführt hat. Gleichviel, wie der Wortlaut war, da ist etwas in Scherben geschlagen worden, noch dazu etwas, was noch lange nicht ganz war!

Was man Nationen oder auch Rassen nennt, beruht wohl von Hause aus am wenigsten auf Unterschieden in der Blutmischung, dem körperlichen Bau und den physiologischen Funktionen. Viel beträchtlicher ist die gemeinsame Geschichte in Sprach-, Sitten- und Geistesgemeinschaft. Völkervermischungen und Abstammungen kommen auch dazu; aber wie man nicht recht sagen kann, ob die Völker voneinander nehmen, weil sie verwandt sind, oder ob sie verwandt werden, weil sie lange voneinander genommen haben, so läßt sich meist nicht entscheiden, ob die nationale Zusammengehörigkeit von der leiblich-seelischen Ähnlichkeit kommt oder sie schafft. Das Wesentliche ist: diese Ähnlichkeit, diese Gleichheit im Ungleichen, diese verbindende Eigenschaft zwischen den Volksgenossen, dieser Gemeingeist ist eine Tatsächlichkeit. Überseht sie nicht, ihr Freien und Sozialisten; der Sozialismus, Freiheit und Gerechtigkeit ist nur zu schaffen zwischen den von alters Zusammengehörigen, und nicht abstrakt wird ein Sozialismus hergestellt werden, sondern in konkreter Mannigfaltigkeit je nach den Völkerharmonien. Und auch die Völkerverbrüderung ist nicht etwas, was auf einmal und verschwommen für die ganze Menschheit kommt, sondern was in der Bestimmtheit, die sich aus den Tatsachen im Raum und dem Geschehen in der Zeit, aus Geographie und Geschichte ergibt, bunt und vielfältig zu schaffen ist.

[12] nach = nahe (nahe Nachbarn).

Damit aber diese neuen, in der Geschichte seit Jahrhunderten angelegten Völkerverbände zum Segen der ganzen Menschheit, zur Vorbereitung der wirklichen Menschheit kommen können, gilt es allerdings, entschieden und unverblümt allen Menschen, die es angeht, von den Wirklichkeiten zu reden, die sich langsam angebahnt haben. Alle Völker Europas gehen die Tatsachen und Zusammenhänge an, die heute kaum von einem beachtet werden und darum in dieser Betrachtung an ihre Stelle gerückt werden sollen. Die Völker Europas sollen bedenken, was für ein unnennbarer Schaden ihnen allen, zumal in ihrem innern Leben durch den Krieg geschieht, der seit zweiundvierzig Jahren zwischen Deutschland und Frankreich um Elsaß-Lothringen tobt und den man bewaffneten Frieden nennt. Nenne man die Dinge nur beim rechten Namen und gestehe man sich die Wahrheit ein: seit über tausend Jahren geht zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich der kriegerische Zank um die Länder zwischen der Schweiz und den Niederlanden, wie er Jahrhunderte hindurch auch um die Schweiz und die Niederlande getobt hat und wie er heute noch die Freiheit eben dieser Länder bedrückt und bedroht. Wer da glaubt, der Frankfurter Frieden habe diesem Streit ein Ende gemacht und könne mehr als eine flüchtige Episode sein, leidet bedauerlich an durch Chauvinismus erzeugter geschichtlicher Kurzsichtigkeit.

Man wird einwenden wollen, wenn erst die Staatsorganisation gefallen sei, hörten damit auch diese sinnlosen Eroberungs- und Wiedergewinnungskriege auf. Ja freilich, wenn! Eben zu diesem Wenn suche ich einen Weg. Ich suche den Weg zu den Vereinigten Ländern Europas, den Vereinigten Völkern der Menschheit. Dazu scheint mir nötig, daß die Völker sich erst über die geschichtlich-natürlichen Neugruppierungen einigen, die dem unmöglichen Zustand der Gegenwart ein Ende machen. Gewalt geht immer gegen Gewalt, und der Gewalt und des Kriegs wird kein Ende sein, solange nicht eine entscheidende Verständigung zu großem Frieden geschieht.

Der Vorschlag, der hier gemacht wird, die Völker Europas sollten dafür sorgen, daß ihre Beauftragten und Verantwortlichen zusammentreten, um in Europa diesen neuen Völkerbund vom Mittelmeer bis zur Nordsee, dieses neutrale Land Schweiz-Elsaß-Lothringen-Belgien-Niederlande zu schaffen, hat den außerordent-

lichen Vorzug, daß zu seiner Durchführung keinerlei rohe Gewalt den geringsten Sinn haben könnte. Solange die Politiker in Frankreich und dem Deutschen Reich ihre Ziele durch militärische Machtmittel durchzusetzen meinen, denken sie gewiß immer nur an ihren jeweiligen Staat und nie an ein neu zu schaffendes Gebilde. Die Schweiz, Holland und Belgien aber sind nicht im entferntesten in der Lage, auf so etwas wie Eroberungspläne zu sinnen. Nein, das gewaltige Unternehmen Karls des Kühnen war der letzte Versuch, durch Gewalt zusammenzustehlen, was allerdings von Natur und Geschichte wegen zusammenpaßt. Er mußte scheitern und von den Völkern selbst überwunden werden, gerade so, wie es bei ähnlichen Versuchen Napoleon I. ging. Sinnender Kopf und schwertbewaffnete Hand können nicht zusammenlisten und zusammenhauen, was nur durch den Einklang der Völker zusammenwachsen kann.

Warum soll Elsaß-Lothringen nicht eine preußische Provinz werden? Es sind schon mehr Unmöglichkeiten, mehr unorganische Fügungen von unorganischen Köpfen versucht worden. Es fragt sich nur: für wie viele – Tage kann dann Elsaß-Lothringen eine preußische Provinz bleiben! Über vierzig Jahre konnte es ein Zubehör des Deutschen Reichs sein und gewiß kann es noch länger gehen; aber im Frieden, in wirklichem Frieden – nicht eine Stunde!

Und glaubt denn einer, es sei ein Zufall, daß Elsaß-Lothringen endlich die freieste Verfassung deutscher Staaten erhalten mußte, und daß die Regierung sie durchsetzen mußte gegen den empörten Widerstand der preußischen Konservativen und mit Hilfe der Sozialdemokraten, einer Hilfe, die sich nicht auf die Abstimmung beschränkte, die einem Bündnis gleichkam? Das war so wenig ein Zufall, wie es von ungefähr ist, daß die Elsässer Alemannen sind wie die Schweizer, und die Lothringer mehr Franzosen als Deutsche. Diese Verfassung ist jüngsten Datums, aber sie stammt aus einer jahrtausendjährigen Entwicklung, und so leicht die Worte der Drohung aus dem Mund kommen mögen, sie in Scherben zu schlagen, so sicher ist, daß die Elsässer und Lothringer durch jeden Versuch zu solchem Unternehmen nur immer fester an die Stämme gekittet würden, zu denen sie durch ihre Stammesart gehören.

Als die Bürger von Zürich den Straßburgern ihre Solidarität bekundeten und den warmen Hirsebrei auf ihrem Schiff den Rhein hinunter führten, da haben sie in rüstigem Eifer eine Reise von vier

Tagen in einem einzigen Tag hinter sich gebracht. Damals gab es noch keine Eisenbahnen und Dampfschiffe, die Wackeren sind gerudert. Wie schnell könnten die neuen, die echten Völkerbünde zu Freiheit und Gegenseitigkeit und Wohlstand heutigentages geschaffen werden, wenn der Schnelligkeit des äußerlichen Verkehrs die Bereitschaft der Herzen entspräche! Was für ein glückhaftes Schiff wäre das, das den Völkern die volle Fracht der Gutwilligkeit, der Verständigung, der Brüderschaft zutrüge! Es ist heute wie einst, heute wie immer: die Arbeit muß obsiegen über die fremden Fische, die gefräßig in unsern Wassern schwimmen, die Arbeit muß die entscheidende Macht in unserm öffentlichen Leben werden, dann fährt unser Schiff glückhaft stromauf und stromab den Küsten entlang und über die weiten Meere, und bringt Herz zu Herz und Treue zu Treue und Freiheit zu Freiheit und Menschen zu Menschen und Männer zu Männern!

Vom Krieg

(1912/13)[13]

Erster Unterricht

Der Schüler (liest): Vivere non necesse est, navigare necesse est.

Der Lehrer: Und das heißt also?

Der Schüler: Leben ist nicht nötig, Schiffahren ist nötig.

Der Lehrer: Das ist ein alter Schifferspruch und findet sich auf einem Schifferhaus in Lübeck. Wenn du nun an das denkst, was wir über das Verhältnis von Mittel und Zweck vorhin ausgemacht haben, was fällt an dem Sprüchlein auf?

Der Schüler: Wir haben gefunden, daß schon die Tiere zum Zweck der Erhaltung ihres Lebens verschiedene Mittel haben. Es gibt Vögel, von denen wir um der Einteilung willen sagen, sie seien Körnerfresser. Es ist aber beobachtet worden, daß sie sowohl zwischenhinein, wie besonders im Notfall auch Kerbtiere und Larven essen. Trotzdem besteht aber bei den Tieren, wenn man ihnen auch die Wahl nicht abstreiten kann, eine große Sicherheit, die man Instinkt nennt, über die ihnen zur Verfügung stehenden Mittel zum Leben. Diese Sicherheit kann ihnen durch die Zucht des Menschen abgewöhnt werden. Du hast mich darauf aufmerksam gemacht, daß es gelegentlich etwas Lächerliches an sich hat, wenn der Hund gegen seine Natur in großen Mengen und mit Vergnügen gekochten Reis und Kartoffeln ißt und wenn die Schlächterpferde Fleisch fressen und Blut trinken. Denn die unvermutete Abwechselung, die schnelle Anpassung an plötzlichen Wechsel der Umgebung, die Unsicherheit und wählende Überlegung ist eine besondere menschliche Eigenheit und unser kennzeichnender Unterschied gegen die andern Tiere. Aber – –

Der Lehrer: Nun?

---

[13] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 4. Jg., Nr. 21 vom 01.11.1912, S. 165-167 (Erster Unterricht); 4. Jg., Nr. 22 vom 11.11.1912, S. 175-178 (Zweiter Unterricht); 4. Jg., Nr. 24 von Weihnachten 1912, S. 195-196 (Ein Zwischengespräch); 5. Jg., Nr. 7 vom 01.04.1913, S. 55-56 (Dritter und letzter Unterricht).]

Der Schüler: Soweit waren wir; aber ich weiß keine Anwendung auf den Schifferspruch.

Der Lehrer: Was ist Schiffahren?

Der Schüler: Ein kompliziertes Gemenge von Bewegungen, die der Mensch auf einem hohlen Kasten ausführt oder bewirkt, um auf dem Wasser vorwärts zu kommen.

Der Lehrer: Gut; du sagst also: das Schiffahren ist ein so und so zu beschreibendes Mittel zu dem und dem Zweck. Und dieser Zweck, die Bewegung auf dem Wasser, ist doch gewiß auch wieder ein Mittel zu einem weiteren Zweck?

Der Schüler: Ja doch, zu mehreren Zwecken: mit Menschen und Gütern in fremde Länder zu kommen, Fischfang zu treiben, Vergnügungsfahrten zu machen.

Der Lehrer: Das Vergnügen, wiewohl es der Erhaltung der Gesundheit dient, wollen wir als minder wichtig einmal weglassen. Also Fischfang, Reise und Transport: sind die nun, wie man so sagt, Selbstzweck?

Der Schüler: O nein, die sind doch auch Mittel: Fische brauchen wir zum Essen, die Güter auch irgendwie zum Leben, und reisen tun wir, wie du selbst sagst, keinesfalls um des bloßen Vergnügens willen.

Der Lehrer: Schön, und wir wollen also nebenbei bemerken, daß der Mensch, wie die Redensart bezeugt, sich einbildet, das Vergnügen hätte weiter keinen Zweck, es begnüge sich in sich selbst, und daß diese Einbildung zwar sehr wichtig, aber nicht richtig ist. Bist du nun damit einverstanden, daß wir sagen: das Schiffahren dient, wie andre menschliche Betätigungen auch, dem Leben?

Der Schüler: Ja gewiß, so ist es.

Der Lehrer: Nun sieh mal daraufhin den Satz noch einmal an.

Der Schüler (rasch): Ja ja, jetzt kann ich sagen, warum er mir so verrückt vorkam. Der Spruch sagt: ein bestimmtes Mittel zum Leben sei unumgänglich, das Leben selber sei nicht so wichtig.

Der Lehrer: Nein, nein, wir wollen es uns wörtlich vorführen: das Schiffahren, welches ein Mittel zum Leben ist, ist notwendig; das Leben ist nicht notwendig. Du findest das verrückt?

Der Schüler: Ja, es steckt doch ein Widerspruch darin. Was nützt mir der Mantel, wenn er nicht gerollt ist? Ich meine: was soll das Lebenswerkzeug, wenn kein Leben mehr ist?

Der Lehrer: Du findest es also unlogisch; das ist nicht das nämliche wie verrückt. Du erinnerst dich: man kann das logische Verfahren eine abgekürzte Methode des Denkens nennen. Aber in Wahrheit denken wir, obwohl wir uns damit für unser eigenes Zurechtfinden wie für die Verständigung in beträchtliche Gefahren begeben, noch viel schneller, als es die Logik erlaubt. Wir wenden, in der Hoffnung, von den Genossen des eigenen Erlebens, der eigenen Zeit und Umstände verstanden zu werden, eine noch die Logik abkürzende Sprache an. Ich trete z. B. zu Frau und Kindern und sage gewaltig unlogisch: Guten Tag und adieu. Sie verstehen mich, daß ich kaum da bin und nun schon wieder fort muß. Könnte nicht in unserm Spruch so ein Doppelsinn und Schillern der Worte verborgen sein, der nur den Anschein des Unlogischen erweckt?

Der Schüler (rasch): Ja, ich hab's! Darum auch! Kam mir doch der Satz zugleich verrückt und erhaben vor. Er heißt verdeutlicht: Das Schiffahren ist für das Leben der Menschen, denen es dient, so nötig, daß das Leben der Schiffahrer, die den andern, ja, der Allgemeinheit dienen, dagegen gehalten, wenn Not an Mann geht, nicht mehr nötig scheint.

Der Lehrer (lacht): Na ja, wird schon so sein. Aber merkst du nun auch, wie fad und allem Heldenmäßigen tödlich die musterhafte Logik sein kann? Die Logik – ist Rechnung; und hier ist sie, meine ich, mit Fug beiseite geschoben worden, weil nichts mehr gerechnet wird, wo die Aufopferung gefordert wird. Ich möchte wünschen, mein Sohn, du ließest dem Satz all seine Unlogik und versuchtest, ihm eine Form zu geben, die uns besser zeigte, auf welches Gebiet dieses Gelöbnis oder dieser Heischesatz gehört. Laß mal das Schiffahren und sprich es allgemein aus.

Der Schüler (zögernd): Es gibt also gewisse Dinge –

Der Lehrer (einfallend): im Leben –

Der Schüler: die nötiger sind als das Leben.

Der Lehrer: Bravo! Und nun siehst du also: hier spricht kein Kalkulator, der vergleichend den Wert des Lebens der einen und der andern abwägt und von den einen ruchlos verlangt, sie sollten sich für die andern opfern. Keineswegs! Sondern es gibt gewisse Dinge im Leben, die dringender sind als das Leben. Und dafür wird ein Beispiel gegeben. Sieh aber nun einmal von diesem Beispiel ab; gib selbst Beispiele.

Der Schüler: Ein Kind stürzt ins Wasser –

Der Lehrer: Und der Vorbeigehende wird nicht abwägen, welches Leben wichtiger ist, auch nicht, ob er schwimmen kann, sondern wird an die Rettung gehen. Immerhin – da steht auf der einen Seite sicherer Tod – auf der andern mögliche bis wahrscheinliche Rettung ohne vielleicht allzugroße Gefahr. Das könnte immer noch abgekürzte, schon vor Jahrtausenden von den Vorfahren vorgenommene und also instinktmäßig gewordene, automatisch wirksame Rechnung sein. Es liegt mir noch zu viel klarer Nutzen in dem Beispiel. Ich stell mir nun einmal vor, diese harten, kurz angebundenen, bronzenen Seefahrer denken gar nicht viel an den Nutzen ihres Gewerbes für die andern, sondern an –

Der Schüler: An ihre Berufsehre.

Der Lehrer: An die Standesehre! Sieh mal an, da hätten wir so nebenbei ein schnöd ins Wasser gestoßenes Kind gerettet! Ist also doch wohl was dran – an der Standesehre?

Der Schüler (errötend): Du drängst mich in lauter Dinge hinein, die ich verworfen hatte. Wenn du's so ansiehst, werden noch ganz andere Dinge gerettet, die ich für Schlimmeres als Kindereien halte.

Der Lehrer (unerbittlich): Als zum Beispiel?

Der Schüler: Der Patriotismus – der Opfertod im Krieg –

Der Lehrer: In der Revolution wohl auch –

Der Schüler: – die Hingabe an den Glauben bis in den Tod – –

Der Lehrer (auf Mendelssohns Weise singend): Sei getreu – bis in den Tod – und ich will dir die Krone des Lebens schenken – ist dir das bislang nur kindischer Unsinn gewesen?

Der Schüler: Bitte, bitte! Nicht singen! Nicht strafen! Nicht spotten! Ich muß denken. Das ist alles so schwer.

Der Lehrer: Ja ja, alles Denken ist schwer und am schwersten, wenn man da zu denken beginnt, wo die andern noch auf der holden, sicheren Stufe des Gefühls sind. Was meinst du nun – wir wollen von den Türken nicht reden, über deren Gefühlssicherheit wir im Augenblick keine Sicherheit haben – aber diese Serben, diese Bulgaren, diese Griechen, sollten die wirklich von den Staatspolitikern, von irgendwelchen Herren und Eigennützigen in den Krieg getrieben werden, sollten sie nicht von Gemeingeist, von einem Gefühl der Treue gegen ein herrlich Verbindendes getrieben werden?

Der Schüler: Sag mir erst, warum nennst du das tapfere Bergvolk

nicht, die Montenegriner, die Tiroler unserer Zeit?

Der Lehrer: Die sind ja auch Serben, wie Serben im Sandschak Novibazar und noch in Mazedonien sitzen und wie da drüben im verruchtesten aller Staaten, in der Habsburgischen Monarchie, die meisten Bewohner Bosniens, der Herzegowina, Kroatiens, Dalmatiens Serben sind. Aber weiche nicht aus. Was meinst du?

Der Schüler: Ich meine, da ist eine begeisterte Volksbewegung, und schließlich – eben – man könnte schon sagen, alle Begeisterung und jedes Feuer und jede Treue sei schön, weil doch solche Treue todbereit die Unterwerfung des Einzelnen unter ein großes Ganze ist. Aber –

Der Lehrer: Kann's da noch ein Aber geben?

Der Schüler: Ein gewaltiges Aber, mein Lieber, mein Freund! Nur nicht wieder singen! Ich muß jetzt nüchtern sein. Was kann denn ich dafür, daß ich nüchtern bin, wenn sie vom Patriotismus entflammt sind und daß ich allüberall begeistert bin, wo, gleichviel in welchem fernen Lande, eine Revolution ersteht?

Der Lehrer: Was du dafür kannst? Du denkst! Du siehst zu! Nur unbedacht, nur blind geht man für eine Sache in den Tod. Kann sein, der Anfang alles Fühlens ist je und je ein Denken gewesen. Kann sein. Gewiß ist, daß jedes Gefühl an nichts als am Denken zugrunde geht. Da halten wir also am Denken. Gut. Weichen wir ihm nicht aus. Das soll denn unsre nächste Stunde sein. Warum denken wir jetzt über den Krieg, den Nationalkrieg, wohl die Nation überhaupt? Wie denken wir darüber? Wohin führt uns dieses neue Denken?

Zweiter Unterricht

Der Lehrer: Ich habe in der Zeitung gelesen, die Serben wollten sich einen Zugang zum adriatischen Meer schaffen und also ihrem Reich solche Gebietsteile der bisherigen Türkei angliedern, in denen Albanesen wohnen! Die Österreicher hätten ihnen daraufhin bedeutet, in jenen Gegenden gäbe es keine Serben, man solle lieber ein unabhängiges Fürstentum Albanien gründen; die Serben aber erwiderten, die Albanesen wären ein Volk ohne Kultur und staatenbildende Kraft. Was entnimmst du aus diesem Widerstreit?

Der Schüler: Zunächst, daß die Serben es um der Ausdehnung

und Abrundung ihres Staats und um ihrer wirtschaftlichen Wünsche willen mit andern Nationalitäten nicht besser halten wollen, als man es mit ihnen getrieben hat.

Der Lehrer: Richtig; und genau so wie die Serben aus machtpolitischem, unterdrückungslustigem Egoismus über die Albanesen reden, haben sich bis jetzt die europäischen Politiker und Journalisten über Bulgaren und Serben ausgedrückt. Sie geben das auch ganz offen zu, und man möchte nicht glauben, was man jetzt für Geständnisse hört. Da sieh, was einer der geschicktesten Journalisten, der Chefredakteur eines großen Tageblatts, da in seiner kokett frivolen Art schreibt. Man habe bisher die Nationalitäten der Balkanhalbinsel unter dem Einfluß von Wiener Witzbolden und Operettentextschreibern beurteilt und so habe unter Politikern und Zeitungsschreibern „mancher in dem Ungeziefer das Götzentier des Serben und in der eigentlich ganz bescheidenen Nase König Ferdinands das hervorragendste Monument des bulgarischen Wachstums gesehen." Womit soll man denn die liederliche Zeitungswirtschaft vergleichen, wie sie in diesem zynischen Bekenntnis zum Vorschein kommt? Wie? diese Leute beziehen ein erkleckliches Honorar bloß dazu, daß sie sich instand setzen sollen, uns über Tatsachen der täglichen Völkergeschichte zu informieren, sie haben allüberall Berichterstatter, haben Handbücher und Monographien, legen harmlose Leser Tag für Tag mit ihrer Pose des Allwissens hinein, und nun gestehen sie lachend ein, sie hätten sich bisher aus Witzblättern informiert, und erst die kriegerischen Triumphe hätten ihnen Augen für die Kulturfähigkeit dieser Völker gegeben! Aber machen sie es denn mitten im alten Europa nicht ebenso? Wie viele Deutsche gibt es nicht, die mitten in Böhmen leben oder Jahrzehnte unter ihnen gelebt haben und doch nichts von tschechischer Kunst, Literatur, Wissenschaft, Technik und Kultur sehen, die bei allem Aufschwung immer noch die alten abgeleierten Feindschaftswitzeleien wiederholen oder etwa aus der Korruption einer bürgerlichen Stadtverwaltung oder der Parlaments- und Regierungspolitikanten auf das ganze Volk schließen?

Der Schüler: Du selbst aber hast mich dahin gedrängt, ich solle im begeisterten Zusammenschluß einer Nation zu kriegerischem Befreiungskampf und also doch wohl zu nationaler Ungerechtigkeit etwas Großes sehen.

Der Lehrer: Du sollst zunächst die Wahrheit sehen. Wahr ist, daß es heute Völker gibt, wie es immer Völker gegeben hat, die um ihrer nationalen Einheit und ihrer nationalen Expansion willen Gut und Blut aufs Spiel setzen. Wahr ist, daß die unwiderstehlichen Bajonettangriffe zum Beispiel, wie sie die Bulgaren trotz allen militärischen Taktikern, die diese Kampfesart längst für veraltet und in moderner Kriegführung unmöglich erklärt haben, in diesem Kriege machen, nicht dem Zwang der Vorgesetzten und nicht dem Drill allein entstammen, sondern dem patriotischen Gemeingeist und der Treue bis in den Tod. Und wahr scheint mir, was du selbst schließlich hast sehen müssen, daß jede Unterwerfung des einzelnen unter solch einen Wahn schön ist.

Der Schüler: Wahr und Wahn? Wäre es nicht schöner, sich für die Wahrheit zu opfern?

Der Lehrer: Wo ist da des Fragens ein Ende, wenn du kritisch wirst? Sowie du in diesen Dingen kühl erwägst, erwacht irgendein Denker oder Hirner oder Stirner in dir, der nun wieder sagt, du solltest dich überhaupt nicht opfern, es gäbe keine allgemeine Wahrheit, und selbst deine besondere Wahrheit sei nicht so wichtig wie gut essen und trinken. Und selbst da könnte es sein, daß, wenn einem ganzen Volke oder großen Massen eines Volkes, einer ganzen Klasse das Essen ausgeht und sie sich verbünden, um sich gemeinsam neue Lebens- und Arbeitsbedingungen zu erobern, es könnte sein, daß einer sagt: Was werd ich so ein Narr sein, der sogenannten Gemeinschaft die Kastanien aus dem Feuer zu holen? Und er geht hin und wird Streikbrecher, während die andern, vielleicht mit dem Hunger als Mittel, ums bessere Essen kämpfen, oder er entschließt sich gar, wie's auch schon vorgekommen ist, aus lauter Individualismus seinen Arbeitsbrüdern die Notgroschen und das Handwerkszeug und die Sonntagshose zu stehlen. Wenn der Egoismus argumentiert, wo ist da ein Ende?

Der Schüler: Vielleicht wirklich noch nicht da, wo du jetzt abgebrochen hast. Denn müßte der konsequente Ichling nicht weitergehen und sagen: diese abstrakte Idee seines eigenen, all seine Regungen zu einer Einheit zusammenfassenden Ich sei auch noch eine Tyrannei und ein Spuk? Jede Regung in ihm, jeder Einfall, jede Laune, jede Begehrlichkeit des Moments, wie sie gerade auftauche, habe ihr volles Herrenrecht zu beanspruchen, oder vielmehr, da ja gleich die

andern Triebe sich gegen solche angemaßte Herrschaft auflehnen würden: es dürfe gar nichts in ihm sein als die Wage aller Kräfte und die völlige Passivität?

Der Lehrer: Und so sähe am Ende der konsequente Egoist, wenn er all seinen Regungen gerecht werden wollte, aufs Haar seinem Widerpart, dem konsequenten Religiösen oder Heiligen ähnlich: sie hätten sich beide dem Nicht-tun und hypnotischer Nabelbeschauung überlassen, der eine, weil er keinen Gott und keine herrschende Idee und nicht einmal einen herrschenden Trieb seines Ich anerkennt, und der andre, weil er nur in der völligen Abgeschiedenheit und in lebendigem Tod den Sinnen und der Sünde entgeht. Und was lernst du nun daraus?

Der Schüler: Ich habe aus dem, was wir da reden, jetzt eben etwas gelernt. Aber, verehrter Freund, du fragst ja nur, wenn du etwas meinst. Laß es uns einmal so halten, daß wir tauschen: du sagst mir dein Ergebnis und ich dir meines.

Der Lehrer (lächelnd): Gut. Ich lerne daraus, daß das Leben heißt, was in der weiten Bahn zwischen Ich und Gott, zwischen begehrendem Trieb und Unterwerfung verläuft.

Der Schüler: Und ich lerne daraus, daß das Leben heißt, was sich selbst von Nu zu Nu tötet und neugebiert. Ich merke, daß der Tod ein Stück Leben ist.

Der Lehrer: Und so wird es wohl auch not tun, daß wir Menschen, wenn wir überwältigt sind, uns opfern.

Der Schüler: Du aber sagtest: es sei schön, sich dem Wahne zu opfern. Warum dem Wahne? Warum nicht der Wahrheit?

Der Lehrer: Hör, wie die Worte klingen: Wahrheit – Wahn. Kann man sich der Wahrheit denn opfern? Sie ist so etwas Eingesehenes, Erkanntes, Gedachtes, diese Wahrheit. Sie ist noch so neu, solange sie Wahrheit ist. Noch so zweifelhaft und bestritten und also noch gar nicht wahr ist die Wahrheit. Wird sie sieghaft, wirft sie uns um, wird sie ein Lied über uns und eine Fahne vor uns, drängt sie uns in Marschkolonnen zusammen, deren Einzelne nur noch so geschieden sind, wie die Glieder eines Leibes, die alle dasselbe spüren und dem nämlichen Willen gehorchen, dann wird aus der Wahrheit immer der Wahn.

Der Schüler: Aber das ist ja schrecklich!

Der Lehrer: Und warum soll es nicht schrecklich sein? Sind wir so

verzärtelt oder dürr, daß wir das Furchtbare und Gewaltige nicht mehr in unserm Leben ertragen? Soll es für uns kein *Ça ira* und kein *Allons enfants* mehr geben? Weh uns, wenn uns der Wahn gestorben wäre!

Der Schüler (aufatmend): Jetzt sehe ich wieder Licht vor mir. Es gibt also toten Wahn und aber lebendigen?

Der Lehrer: Ei freilich!

Der Schüler: Und so wäre die Nation uns ein toter Wahn?

Der Lehrer: Sachte. Nicht so schnell. Sagen wir zunächst, daß das die Aufgabe des Denkens, der Besinnung, der Kritik ist: Wahn, der nicht mehr zum Leben taugt, zu töten und zu verscharren. Nun sage mir: wann taugt er wohl nicht mehr zum Leben?

Der Schüler: Wohl, wenn er zu alt ist.

Der Lehrer: Zu alt? Ich weiß nicht. Wohl möglich, daß etliches in uns, manche Funktion, die man leiblich nennt, mit einem Wahn zusammenhängt, der ein paar Jahrhunderttausende alt und noch älter ist. Mir ist, als ob kein Mensch und kein Tier ohne Wahn gezeugt würde. Als ob es auch keine Empfindung unsrer Sinne und keine Regung unsrer Triebe ohne Wahn gäbe. Nein, nein, am Alter liegt's nicht. Am Alter stirbt kein Wahn, am Alter stirbt nichts.

Der Schüler: Nichts? Auch wir nicht? Wir Menschen nicht?

Der Lehrer: Ich glaube eher, daß wir an einem Wahne, als daß wir am Alter sterben. Der Wahn ist, was er ist, eben durchs Alter. Reif und köstlich und Gefühl gewordene Wahrheit das ist lebendiger Wahn. Woran mag er denn wohl sterben?

Der Schüler: Ich weiß nicht.

Der Lehrer: Und doch hab ich dir's schon gesagt: er stirbt, weil er nicht mehr zum Leben taugt. Er stirbt, weil das Leben, das veränderliche und fortgehende Leben ihn umbringt. Er stirbt, weil das Leben sich seinen Erben geschaffen hat. Genau so, wie das Menschentier stirbt. Nur wo Zeugung ist, ist Tod. Wir sterben allesamt am Geschlecht, gleichviel, welcher Zufall uns den Rest gibt. Warum der Krieg uns nicht mehr taugt, warum wir ihn hassen und verabscheuen, warum wir ihn in seine Bestandteile auflösen und demnach blöden Mord nennen, das wirst du erst einsehen, wenn –

Der Schüler: Wenn ich weiß, was ihn ablöst.

Der Lehrer: Ja, wenn du weißt, was in uns ihn haßt und verstößt und in der Wüste der Gemeinheit aussetzt. Sein Erbe lebt in uns und

dreht ihm den Hals um. Der Krieg ist kein Mittel eines lebendigen Wahnes mehr, weil wir einen andern Wahn in uns zum Leben brauchen.

Der Schüler: Ist es nicht auch so auszudrücken: daß der Krieg und der Nationalstaat unserm Leben im Wege stehn? Daß die Dinge so weit gediehen sind, daß Krieg und Nationalstaat uns das Brot vom Munde und das Dach überm Kopfe nehmen?

Der Lehrer: Es ist so. Echter Wahn führt hie und da zum Tod um des Lebens willen. Solch verwesender Wahn läßt uns nur noch ein Leben im Tode. Darum auch leben neue Wahrheiten in uns auf, die uns so stark und innig ergreifen wie nur je ein Wahn.

Der Schüler: Und wie nennst du diese Wahrheiten, die den Staat und seinen Krieg umbringen wollen?

Der Lehrer: Sie heißen das Volk, der Sozialismus und die Anarchie. Das Volk oder die Nation ist ein alter echter Wahn, der nur von seiner Verkoppelung mit der Lüge, die nie Wahn gewesen ist, dem Staate, befreit werden muß. Dazu hilft ihm die eine unsrer beiden Wahrheiten: die Anarchie. Wenn der Staat fort und die Anarchie da ist, dann lebt die Nation wieder ihr edles, freies, feines Leben ohne Vermengung mit dem Schmutze. Und dann hilft den Völkern, die viel mehr und ganz anderes noch sind als Nation, die zweite Wahrheit zum neuen Volke und zur Menschheit: der Sozialismus. Und davon reden wir ein andermal.

Ein Zwischengespräch

Der Lehrer: Bitte, lies hier diese Stelle!

Der Schüler (liest): „Immer toller, alle Tage wahnsinniger kommt es mir vor, je mehr ich die Welthändel sehe und bedenke, daß man seinem innersten Herzen nicht lebt." Wer hat es geschrieben?

Der Lehrer: Das hat vor hundert Jahren eine Frau geschrieben, Rahel Levin. Wir haben jüngst vom Wahn gesprochen, und du weißt, was ich so nenne. Nun siehst du, was aus dem Wahn wird, wenn Gefühl und Denken ihn verlassen. Nun siehst du, was der Wahn des Krieges einer wahr fühlenden und denkenden Frau vor hundert Jahren schon gewesen ist: Wahnsinn. Wann nennen wir eine Handlung der Menschen wohl wahnsinnig?

Der Schüler: Du wirst keine wissenschaftlich psychiatrische Erklärung von mir erwarten. Der Volksmund nennt ein Tun wahnsinnig, wenn die einfachste Überlegung dem Täter sagen müßte, daß sein Vorgehen verkehrt und zweckwidrig ist.

Der Lehrer: Nennen wir diese einfachste Überlegung, worunter du eine verstehst, deren jeder fähig ist, der seiner fünf Sinne mächtig ist, schlechtweg das Denken, so sagst du: wir nennen es Wahnsinn, wenn das Handeln der Menschen in entschiedenem Widerspruch zu ihrem Denken steht. Meinst du nun wirklich, daß ein solches einheitliches Denken über den Krieg da ist?

Der Schüler: Ja, das meine ich. Ich habe über alles, was wir gesprochen haben, nachgedacht. Das begeisterte Gefühl, das sich auch jetzt noch ganzer Völker bemächtigen kann, wenn Krieg ist, entstammt nicht ihrem wirklichen, ihrem jetzigen Denken, sondern ist ein vererbter Rest aus den alten Zeiten, wo der Krieg Sinn hatte. Es gibt solche Gefühle, die ihren Grund überlebt haben.

Der Lehrer: Und wann meinst du, daß der Krieg einmal Sinn hatte?

Der Schüler: Ich habe mir ausgedacht: alle Brettspiele, gleichviel, wie die Spielregeln lauten, sind eine spielerische Nachbildung des Kriegs. Das Wegnehmen der Steine, das Überspringen der festen Punkte, hinter denen eine Lücke ist, das Ankommen an einem bestimmten Ziel, das Einschließen und Aufhalten des Gegners, alles wiederholt Wege und Ziele des Kriegs. Was uns aber in dieser Erholungslust nur Spiel ist, muß einmal Ernst und Sinn gehabt haben, das heißt, das Mittel muß eine direkte Beziehung zum Zweck gehabt haben. Da kam ein Wandervolk angezogen und fand andere Stämme in seinem Wege. Sie konnten nicht rückwärts in die Wälder, deren Leben sie schon ausgerottet hatten oder wo ein Feind lauerte, dessen sie sich eben erwehrt hatten. Sie brauchten frische Jagdbezirke, Weidegründe, Wohnplätze. Da war eine fruchtbare Ebene vor ihnen; vielleicht wären sie gern um die Stämme, die da schon wohnten, herumgegangen, aber die ließen sie nicht weiter, und so wurden sie handgemein. Heute aber! heute ist's ganz anders –

Der Lehrer: Wie ist's denn heute?

Der Schüler: Wie soll ich dir's sagen? Es ist nicht Spiel, denn es wird gräßlich gemordet, als ob zwei Völker um ein Stück Boden rängen, hinter dem sie nur Grauen und Wildnis sähen; und es ist nicht

Ernst, weil es kein Muß ist, weil das Kampfbrett, das Schlachtfeld, auf dem sie ringen, nicht der Gegenstand ist, um den sie ringen. Es ist trotz allem unsäglich Abscheulichen doch nur wie ein Mordspiel, nicht um des Sitzens und Wohnens willen, sondern um des Ausgangs willen. Man könnte sich denken, die Staaten könnten sich auch verabreden, die besten Schachspieler jedes Landes sollten miteinander spielen oder noch entsprechender: trunkene Würfelspieler sollten die Würfel werfen, und der Ausgang entscheide, welches Volk seinen Willen haben solle. Es ist keine Beziehung mehr zwischen Mittel und Zweck. Krieg kann es nur geben, wenn ein Volk ein anderes von einem Stück Land, von einem Brett wegschieben will, mit äußerster physischer, mechanischer Anstrengung. Krieg ist ein mechanischer Druck zur Entleerung eines Raums. Der Wahnsinn ist, daß das Mittel geblieben und mit allen Mitteln der Technik raffiniert worden ist, obwohl der Zweck gar nicht mehr da ist. Wenn zwei Menschen sich einfallen ließen, zu verabreden, jeder wolle möglichst viele Ochsen schlachten, und wer nach Verlauf einiger Stunden die meisten Kadaver um sich liegen hätte, sollte vom andern ein Klavier und ein paar Ohrringe bekommen, so würden die beiden Veranstalter einer solchen Wette sicher ins Irrenhaus gesteckt. Wenn sie aber genau ebenso sinnlos und um ganz andrer Zwecke willen einen Sieg im Menschenschlachten herbeiführen, werden sie mit Orden behängt und als Helden gefeiert.

Der Lehrer: Du sagst also: der Krieg sei jetzt ein Spiel oder eine Wette; in Urzeiten aber sei er eine mechanische Wirklichkeit gewesen. Und in der Tat, du hast recht. Alles am Krieg hat heute nur übertragene Bedeutung. Es geht um den Besitz eines Landes; früher um das wirkliche Besitzen; aber jetzt? um den Staatsbesitz! Wo vorher als Landwirte, Schweinezüchter, Handwerker, Hirten, Händler die Türken, Malissoren, Serben, Bulgaren, Juden untereinander wohnten, da werden nach Sieg und Friedensschluß, soweit sie nicht umgebracht wurden, die nämlichen Türken, Malissoren, Serben, Bulgaren und Juden in den nämlichen Häusern wohnen. Besiegen, schlagen, besitzen, erobern: all das war einmal wörtlich, und ist heute spielerisch. Und wer spielt dieses Spiel? Und wer hat früher die Wirklichkeiten geübt?

Der Schüler: In den Urzeiten haben einander die Völker verdrängen wollen. Jetzt spielen die Staaten um die Macht, und die Völker

werden wie Steine ins Feld geschoben und zu Tausenden und Abertausenden als Leichen in die Massengräber geworfen.

Der Lehrer: Ich kenne aber eine andere Lehre, die gerade das Gegenteil sagt. Du meinst, im Krieg handle es sich um die Einbildungen, Machtträume und Fiktionen der Staaten, deren Mittel und Kanonenfutter nur die Völker seien. Jene Lehre aber sagt, die Einbildungen der Staaten seien nur vorgeschoben und in Wahrheit gehe der Kampf um die Wirtschaftsinteressen der Völker. Nun spalten sich freilich die Deutungen in zwei Linien: die einen sagen, der Krieg gehe schließlich um die wirklichen Interessen der Völker, wenn auch die Kapitalisten bei der Teilung am besten wegkämen, die andern betonen um des Kampfs für den Frieden willen, mit dem diese materialistische Auffassung von Haus aus gar nichts zu tun hat, daß der Krieg den Arbeitern eines Landes zwar nichts, den wirklichen Interessen des Kapitals aber sehr viel nütze. Ein Widerspruch zu deiner Meinung ist also jedenfalls da.

Der Schüler: Ich möchte schon zugeben, daß mit dem Krieg zwar nicht, aber mit seinem Ausgang wirkliche Wirtschaftsinteressen verbunden sind. Bloß, sie sind nicht notwendig, nicht sinnvoll, sondern eben wahnsinnig darein verstrickt. Und ich meine, alles kommt daher, daß jedes Volk in den Staat eingewickelt ist, und daß der Staat nichts tun kann, ohne daß das Volk dabei ist. Ist es nicht so, als habe sich der Staat am Volk vollgefressen oder als habe ein schemenhaftes körperloses Gespenst sich durch Zauber des Leibs eines Lebendigen bemächtigt? Und wenn der Staatkobold nun einem andern solchen Staatenteufel das Blut, das Blut lebendigen Volks nämlich, das dahinter steckt, ausgesogen hat, kann er nur so des roten Tranks froh werden, daß er es seinem eigenen Volk, das von ihm besessen ist, einpumpt?

Der Lehrer: Du redest in Bildern und magst das Rechte treffen; aber wir wollen es deutlicher sehen. Du merkst, wie not es tut, daß wir nun endlich bald vom Staat und vom Volk und von ihrer scheußlichen Vermischung das Rechte sagen. Doch heute kann es nicht sein. Die Zeit drängt. Wer weiß, wie schnell der Krieg über all unsre Völker kommt. Nie noch seit Jahrzehnten war er so dringend nah. Im Gefühl sind wir nun einig. Und das andre machen wir bald aus, wenn es die Zeit erlaubt. Jetzt gilt's Besseres. Komm, nimm den Hut, wir wollen zu den Menschen gehn, wo sie bei der Arbeit und

nach Feierabend zusammen sind, und sie vor dem Wahnsinn warnen. Der Krieg? Es gibt keinen Krieg. Es gibt Menschen, die sich töten lassen und töten. Wir wollen zu den Menschen gehen. Zu den Arbeitern, weil ihr Handwerk der Friede ist; und zu den Frauen, weil sie des Volkes sind, aber nicht des Staats. Noch nicht! Was wär's für ein Jammer, wenn die Frau noch dem Staat verfiele, jetzt eben, wo er fallen soll. Komm! Wir wollen zu allen Menschen gehen, die guten Willens sind.

Dritter und letzter Unterricht

Der Schüler: Lieber, Lehrer, Freund und Älterer, hilf mir!

Der Lehrer: Nun, was ist?

Der Schüler: Ich bin zu den Menschen gegangen und habe mit ihnen vom Kriege geredet. Und nun ist mir – – ach Gott, in den Büchern sagen sie, so weh. Aber mir ist nicht weh; mir ist übel.

Der Lehrer: Sag mir, wovon, daß ich sehe, wie ich dir helfen kann.

Der Schüler: Mir ist übel vor Schwanken; denn ich bin unentschieden, welche erbärmlicher sind: die Freunde des Kriegs, die nicht wissen, daß sie auf einem Weg von Leichen zu toten Dingen gehen wollen; oder die Gegner des Kriegs, die fast alle schon wie Totgeborene sind: denn mit dem Morden verwerfen sie auch jede Todbereitschaft; mit der Schlachtlust ist ihnen auch jede Kampflust und mit der Mordwut und Kriegsfackel jegliche Tapferkeit und alles Feuer abhanden gekommen. *Panem et circenses* begehrten die römischen Plebejer, als die Republik versunken war, und nichts weiter; heute heißt die Losung: Essen, Trinken und Kintopp!

Der Lehrer: Schön; vergiß nur nicht, daß das Schwanken in dir ist. Die andern sind, so oder so, gerade und eindeutig auf ihrer Straße; und wenn sie, meinetwegen in Dummheit und Gemeinheit, vergnügt und lustig sind, könnten sie vor dir immer noch etwas voraus haben.

Der Schüler: Vergnügt? lustig?

Der Lehrer: Hör zu. Du sagst selbst, bei den Römern war's der Zirkus, heute ist's der Kintopp. Woraus sich ergibt, die Welt dreht sich einigermaßen im Kreise. Denn zwischen diesen beiden Volksbelustigungen hat es doch allerlei Gutes gegeben. Gesetzt nun den

Fall, heute wär's ziemlich schlimm bestellt, und du, ich und noch so ein paar hätten einige Gründe, sich als Prediger in der Wüste vorzukommen und sich noch dazu zu ärgern, wenn die Wüsten selber aus Bequemlichkeit sie mit diesem ehrenden Namen rufen, – müßtest du dich nicht trotzdem vor dir selber genieren, mit einer ewigen Leichenbittermiene und unaufhörlichem Brechreiz in der Welt herumzulaufen? Sollen wir uns immer über die stumpfen Massen beklagen? Jammern, daß wir so vereinsamt sind? Daß wir handeln möchten, das Reden verabscheuen, aus Mangel jedoch an Teilhabern nur immer vom Handeln reden können? Oder sollen wir denen, die nicht hören wollen, immerzu weiter predigen? Oder eine Hamletmiene annehmen und beweinen, daß wir in die Welt gekommen seien, sie einzurenken? Das alles sollte uns der Stolz verbieten, wenn nicht die Lebenslust.

Der Schüler: Was sollen wir denn aber tun?

Der Lehrer: Das Beste wird wohl sein, daß wir gesund sind. Das heißt nichts andres, als daß wir vielfältig sind und uns immer anders benehmen, als die guten Freunde die Feinde von uns erwarten. Wir wollen Fäuste haben und dreinschlagen, und zürnen und gewaltig klagen, und dann wieder im Kleinen schaffen und liebreich sein. Aber eins wollen wir auch; wir haben's zu lang schon gelassen, als ob man so etwas Nötiges eine Weile vergessen könnte. Aber der Bethmann Hollweg erinnert einen zum Glück immer wieder daran – der Harden könnte es auch, aber den liest man nicht mehr: wir wollen lachen! Wir Abseitigen müssen schon so sein: einmal mitten drin, als ob es gelingen müßte, das Werk der Zerstörung und Umgestaltung, der Erneuerung der Geister und Zustände gleich zu vollbringen; und dann wieder ganz draußen. Und wenn du lachst, dann darfst du nicht bösartig lachen und nicht kleinlich. Laß dein Lachen meinethalben beim Bethmann beginnen; was liegt daran, wo etwas anfängt? Aber es muß sich steigern; und schließlich kannst du's zu einer so liebenden Heiterkeit bringen, daß du über dich selbst so gut lachst wie über die andern und also gar nicht mehr lachst, sondern lächelst, und auch das mehr mit den Augen als mit den Lippen.

Der Schüler: Wäre da nicht mehr Lieblosigkeit als Liebe, in so teilnahmlosem Zuschauen? Derweile plagen die Menschen einander aufs unmenschlichste.

Der Lehrer: Du willst die Menschheit gründen. Gründe sie in

deinem Blick, dann wartest du nicht aufs künftige, sondern hast sie. Und in dem Augenblick plagen nicht mehr die einen Menschen die andern; sondern ein einheitliches Wesen quält sich selbst. Sieh den Krieg und all die gräßliche Not einmal so an: da ist ein Wesen, das sich mit schauderhaften Träumen plagt. Du willst es erwecken; fürchtest aber zugleich, es könnte ein Geschöpf draus werden, das noch scheußlicher anzusehen wäre, weil es gar nicht mehr träumt. Und davon, von deinem eigenen Schwanken, ist dir übel. Merkst aber nicht, daß du nur deine Zeit repräsentierst, die schon über hundert Jahr alt ist.

Der Schüler: Was meinst du?

Der Lehrer: Zwischen Revolution und Romantik taumelt die Zeit. Immer setzt sie an, um den Aberglauben zu nehmen, und immer weicht sie wieder zurück, weil sie fürchtet, die Phantasie zu töten. Dieser Zeit fehlt eines – Sinn für die Zeit; und ebendrum hat sie keinen Humor.

Der Schüler: Sprich deutlicher.

Der Lehrer: Deinen Zustand kenn' ich so gut, weil wir alle drin sind; ich auch. Unendlichkeit! Erfülle dich ganz damit. Es geht immer noch ein bißchen weiter; was liegt daran, wie lange etwas dauert? Die Phantasie, das Ideal, der Wahn oder wie du's nennen willst, ist das Leben selber; wie könnten wir leben, wenn wir nicht träumten? Je sicherer einer das aber weiß, um so weniger klammert er sich an die alten Träume, um so weniger braucht er es schon zu wissen, was die Menschheit künftig träumen wird. Er weiß, sie wird immer träumen, dieweil sie lebt.

Der Schüler: Und was folgerst du daraus?

Der Lehrer: Selbst wenn wir gar nichts Neues wüßten, wenn wir nur den Unsinn des Toten erkennten: töten wir das Tote! Das Leben ist da. Und wenn wir nun wirklich eine nackte, bloß negierende Zeit des Übergangs wären, nehmen wir's auf uns. Ist unser Beruf der Hochverrat gegen verfaulten Traum, so entziehen wir uns ihm nicht! Daß Menschen einander morden, daß Völker gegeneinander Krieg führen um der Staatsgrenzen oder gar der Staatsehre willen, ist barer nackter Unsinn. Bleiben wir dabei und helfen, diese Erkenntnis durchsetzen. Der eine ist ein Deutscher – der andre ein Franzose – der dritte ein Russe: pflegen wir also, wir Sprach- und Nationalvereine, unsre Literaturen, Sitten, Künste, Schulen. Das hat

mit „Staat" gar nichts zu tun. Stellen wir alle Idole auf ihre Gänsefüße. Fegen wir alle Lügengespinste aus. Wir lechzen nach Wirklichkeiten. Scheiden wir: hier sind Gemeinden, Kreise, Wirtschaftsgruppen und Verbände; Sinn. Dort sind Staaten, Regierungen; Unsinn. Hier geht's um Arbeit für die Lebenserhaltung und Verschönerung; Sinn; dort um tote Wahngebilde; Unsinn. Scheuen wir uns nicht vor der klaren, zersetzenden Vernunft; erkennen wir kein Gebilde an, das Menschen zusammenführt, ohne nach dem Zweck zu fragen. Gleichviel, wie viele Generationen daran gearbeitet haben; ob sie heute künstlich gebaut oder ob sie geschichtlich geworden ist; besinnen wir uns: welchem Zweck dient diese Gruppierung? Fragen wir, zersetzen wir, negieren wir, töten wir, fegen wir aus: aber blicken wir vorwärts; leben wir aus der Notwendigkeit unsrer Gedanken heraus; blicken wir nicht mit ästhetischen Gelüsten zurück. Die Menschheit hat Zeit, viel, viel Zeit; und wenn nun wirklich eine Generation nichts täte als ausmisten, wär's nicht besser, als daß sie mit der Mistgabel in der Hand im Mist nach Perlen sucht?

Der Schüler: Ja, ich fühl's: Frische, Gesundheit, Kraft, Stetigkeit – das fehlt uns und das brauchen wir.

Der Lehrer: Freilich; wir müssen gar nichts für uns selber wollen und doch tatlustig sein. Humor und Tat – die sind bisher noch nicht oft beisammen gewesen. Aber jetzt bedarf's ihrer Gemeinschaft. Wir müssen handeln, als ob uns die Geschichte gar nichts anginge: ganz hoffnungslos energisch müssen wir sein. Einen Beethoven der Tat und Blücher des Geistes brauchen wir. Hoffnungslos hieß bisher immer verzweifelt; das soll die Menschheit jetzt erst lernen, daß man auch hoffnungslos lustig sein kann. Ihr Mörder! Ihr Selbstmörder! Ihr Kriegführenden und Kriegvorbereitenden! Schlagt euch tot, massakriert, verstümmelt Gefangene, werft Bomben aus der Luft, schlitzt euch mit dem Bajonett den Bauch auf, immer begeistert drauf los und immer für das heilige i—e—n. Bulgaren, tötet Serben, es ist für Bulgar-i—e—n; Serben, tötet Bulgaren, es ist für Serb-i—e—n. Es lebe das allerheiligste Suffix; Präfixe, ihr seid Wichte und Nichtse, drauf, mit dem Kolben drauf, Elender, töte den Elenden! Die Völker sollen sich morden, damit die Staaten leben. Man muß mitleidig sein, sagt ihr? Muß auf irgendeiner Seite stehen? für den Schwächeren Partei ergreifen? Unmöglich! Wer da Partei ergreift, verschreibt sich dem Staat mit Haut und Haar. Es ist ein Elend, wie

der Türkei mitgespielt wird? Wie Österreich seit Monaten in Sorgen ist? Nein, nein, für uns soll's nicht Türkei und nicht Österreich mehr geben. Das sind Träume, die zum Himmel stinken. Keinem, der mit dem Staat mitmacht, gleichviel, in welcher Rolle, kann geholfen werden. Scharen wir uns um die leibhaften Wirklichkeiten; Realisten, ganz krasse Realisten müssen wir werden, wenn Anarchie und Sozialismus mehr werden sollen als schwächliche Namen. Ganz deutlich und scharf müssen wir es uns eingestehen: all das, was jetzt als Kriegsgefahr in der Luft herumschwimmt, geht uns nichts an, nichts, nichts, nichts! Nur wenn wir ganz fest auf uns selber stehen und uns zu unsrer Gesinnung bekennen, wie sie ist, kommt Reinlichkeit in die Welt. Gegen Reformen ist gar nichts zu sagen, und die kleinste Besserung, wenn sie wirklich ist und bleibt, ist gut und besser als geschwollene Reden. Aber über alles wichtig ist die Erkenntnis, daß in gewissen Zuständen gewisse Reformen unmöglich sind. Die Lungenentzündung beizubehalten, das Fieber aber abzuschaffen geht nicht; die Staaten existieren zu lassen, mit dem Krieg aber aufzuhören, ist unmöglich. Der Staat ist die organisierte Gewalt, erstens der eigenen Staatsangehörigen gegeneinander, vor allem der Bevorrechteten gegen die Unterdrückten; zweitens dieser Staatsangehörigen gegen die in andern Staaten organisierten Menschen. Krieg ist Gewalttat, Mord, Raub, Plünderung, Freiheitsberaubung, Roheit aller Art, weil der Krieg die schärfste und deutlichste Lebensäußerung des Staates ist. Es ist gefährliche Selbsttäuschung, nach nationalen Sympathien oder wirtschaftlichen Interessen des einen oder andern Volks gegen Kriegsgreuel eines bestimmten Staates zu protestieren. Die Türken sind human, die Bulgaren sind Würger – so ähnlich konnte man's jetzt wieder hören; oder die Österreicher wollen den Frieden, die Russen aber lassen sie nicht in Ruhe. Alles halb wahr und halb falsch, lenkt aber jedenfalls von der einzig wichtigen Wahrheit ab: daß ein Krieg und seine Gräßlichkeit nicht von den Eigenschaften irgendeiner Nation, sondern lediglich von der Lage und Macht der Staaten abhängt. Wer den Völkern helfen will, muß ihnen Anarchie und Sozialismus bringen; es gibt keine andre Hilfe. Anarchie und Sozialismus heißt nichts andres als Freiheit und Ordnung; Ordnung nicht als gewaltsam erpreßter Schein, sondern als aus Freiheit geborene Wirklichkeit. – Oh, ich kenne ihn auch, diesen Drang, in die Gegenwart einzugreifen und in höchster Not

einem gequälten Volk beizuspringen. Nicht helfen können – es gibt nichts Schlimmeres für einen aktiven Menschen. Und so kommen wir immer wieder zu Protesten – gegen Justizgreuel – gegen Kriegsgreuel — gegen Barbareien in aller Welt. Wie schauderhaft: die Menschheit ist da, auf dem Gebiete des Nachrichtenwesens, in der Zeitung; aber sie ist nicht da, in der Wirklichkeit, und hilflos sollen wir all das Entsetzliche in der ganzen weiten Welt Tag für Tag, zweimal täglich, miterleben? Aber wir können nicht helfen, und mancher ist schon der wirklichen Sache der Menschheit verloren gegangen, weil erliegende Menschlichkeit ihn irgendeinem täuschenden Schein zuführte. Autonomie, Föderation, tausenderlei Bünde für tausenderlei Zusammengehörigkeiten, und unter diesen Wirtschafts- und Kulturbünden auch die Nationen oder Sprachvereine – – nur durch diese neue Organisation aus wahrem, unlügnerischem Geiste heraus wird dem Krieg zusammen mit dem Staat und dem wirtschaftlichen Raub und der geistigen Unterdrückung ein Ende gemacht, dann erst, wenn die Nation in den Einzelnen wieder eine verbindende Eigenschaft, ein keimendes und treibendes Geheimnis wird. Der Staat kann nur darum sein freches und äußerliches Unwesen treiben, nur darum träumen die Menschen den bestialisch-perversen Alpdruck der Kriegsschlächterei, weil der tiefsinnige, liebewarme Traum und immer neue Wahn seelischer Nationalität und geheimnisreich individueller Gruppierung nicht da ist. Wir müssen erwachen und uns recken, um wahrhaft ein Leben zu finden, ein Leben des Traums und der Hingebung, der Besonderheit und Gemeinschaft.

Der Schüler: Ja, frei müssen wir sein.

Der Lehrer: Ausnehmend frei müssen wir sein; so frei, daß wir gar kein Milieu, gar keine Anlehnung, gar keinen Wirkungskreis brauchen. Denn wer gar nichts mehr will als Wirklichkeit, der braucht sich um die Wirklichkeit nicht weiter kümmern. Warum?

Der Schüler: Ich denke: weil er ein hoffnungslos Froher ist; einer, der sich innerlich hält wie ein Beschaulicher, und doch hinaus wirkt wie ein Handelnder.

Der Lehrer: Und wieso kann er das?

Der Schüler: Weil er seinen Beruf erkannt hat: angesichts der Unendlichkeit der Welt und der Unendlichkeit der Aufgabe so gesund und stark zu sein, als ob ewiges Leben in ihm wäre.

Die Sozialdemokratie und der Krieg

(1912)[14]

Gegen den Krieg hat in Basel ein internationaler Sozialisten-, das heißt Sozialdemokratenkongreß, der aber keine ernste Beratung, sondern nur eine theatralisch wirkungsvolle Demonstration und im besten Fall eine imposante Drohung war, stattgefunden. Ängstlich wurde von den diplomatischen Regisseuren darauf gesehen, daß der Kongreß nicht in eine wirkliche Vorbereitung auf den Ernstfall ausarte, wozu Debatten notwendig gewesen wären, die die sozialdemokratischen Nationen nicht vereint, sondern getrennt gezeigt hätten. So hörte man starke Worte, von Ausländern, zumal dem Engländer Keir Hardie, auch einen entschiedenen Hinweis auf den Generalstreik, aber im großen ganzen war alles politisch und auf den Effekt und die Scheinharmonie herausgearbeitet.

Wir haben gewiß auch Sinn für eine eindrucksvolle Theaterszene, die, wie jedes Drama, belebend, anfeuernd, erhebend, warnend wirken kann. Auch uns muß es freuen, daß vom altehrwürdigen Münster in Basel aus mit der Wucht internationalen Massenaufmarsches und dem Glanz internationaler Rhetorik auf Völker und Staatenlenker gewirkt wird. Was immer wir Ernstes und Schweres gegen die Sozialdemokratie auf dem Herzen haben, sie repräsentiert, gerade für die Massen der Zurückgebliebenen und Gegner, den Sozialismus, und so wird die Proklamation des Friedenswillens durch die Internationale des Sozialismus im christlichen Münster ein Anblick sein, den man hüben und drüben nicht so schnell vergessen wird.

In einer Geschichte der marxistischen Sozialdemokratie wird das Kapitel, das von ihrer Stellung zu Krieg und Frieden handelt, besonders interessante Wandlungen zeigen. Der Kampf gegen den Krieg als solchen ist in den Marxismus durchaus von außen und gegen den Sinn seiner Theorie eingedrungen. Der Marxist ist von Haus aus geneigt, gegen jede Ideologie, gegen alles Seelenvolle, gegen alle ethischen Gesichtspunkte zu höhnen. Für den Marxisten gibt es keinen Grund, prinzipiell gegen den Krieg als solchen zu sein; sowenig wie für den Revisionisten; beide sind Realpolitiker, die auf dem

[14] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 4. Jg., Nr. 23 vom 01.12.1912, S. 181-182.]

Boden der bestehenden Staaten stehen und den Internationalismus, wenn es sich um in der Zivilisation „zurückgebliebene" Völker und um wirtschaftliche Lebensfragen der Einzelstaaten gehandelt hat, nie anerkannt haben. So bedeutet die immer mächtiger gewordene prinzipielle Haltung gegen jeglichen Krieg einen Einbruch des von den Massen gefühlsmäßig erfaßten wahrhaften, das heißt staatsfeindlichen, die Gesellschaft auf neue Grundlagen aufbauenden Sozialismus in das Gehege des politischen Marxismus. Ungezählte Beispiele für die Kriegsbereitschaft und geradezu Kriegslüsternheit der marxistischen Sozialdemokratie könnte man aus den Schriften von Marx, Engels, Liebknecht, Bebel zusammenstellen. Hier ein paar Proben von Marx-Engels aus der „Neuen Rheinischen Zeitung", denen man andere Stellen anfügen könnte, die zeigen, wie die beiden mit fanatischer Verbissenheit für die Unterdrückung der südslavischen Völker durch einen großen österreichischen Zentralstaat eingetreten sind:

19. August 1848: „Was war der Krieg mit Rußland? [Das heißt im Zusammenhang: was wäre er, den ich gewünscht hätte, gewesen?] Der Krieg mit Rußland war der vollständige, offne und wirkliche Bruch mit unsrer ganzen schmachvollen Vergangenheit, war die wirkliche Befreiung und Vereinigung Deutschlands, war die Herstellung der Demokratie auf den Trümmern der Feudalität und des kurzen Herrschaftstraums der Bourgeoisie. Der Krieg mit Rußland war der einzig mögliche Weg, unsre Ehre und unsre Interessen gegenüber unsern slavischen Nachbarn und namentlich gegenüber den Polen zu retten."

7. September 1848. „Werden die Repräsentanten der Bourgeoisie in Frankfurt nicht lieber jeden Schimpf einstecken, werden sie nicht lieber unter Preußens Knechtschaft sich begeben, als daß sie einen europäisch-revolutionären Krieg wagen, als daß sie sich neuen Stürmen aussetzen, die ihre eigene Klassenherrschaft in Deutschland gefährden?

Wir glauben es. Die feige Bourgoisienatur ist zu mächtig. Wir haben zu der Frankfurter Versammlung nicht das Vertrauen, daß sie die schon in Polen preisgegebene Ehre Deutschlands in Schleswig-Holstein auslösen werde."

9. September. „Der dänische Krieg ist der erste Revolutionskrieg, den Deutschland führt. Und darum haben wir uns, ohne

dem meerumschlungenen bürgerlichen Schoppenenthusiasmus die geringste Stammverwandtschaft zu bezeigen, von Anfang an für energische Führung des dänischen Kriegs erklärt…"

„… Mit demselben Recht, mit dem die Franzosen Flandern, Lothringen und Elsaß genommen haben und Belgien früher oder später nehmen werden, mit demselben Recht nimmt Deutschland Schleswig: mit dem Recht der Zivilisation gegen die Barbarei, des Fortschritts gegen die Stabilität. Und selbst wenn die Verträge für Dänemark wären, was noch sehr zweifelhaft ist, dies Recht gilt mehr als alle Verträge, weil es das Recht der geschichtlichen Entwicklung ist."…

„… Der Krieg, der möglicherweise jetzt aus den Beschlüssen in Frankfurt entstehen kann, würde ein Krieg Deutschlands gegen Preußen, England und Rußland sein. Und gerade solch ein Krieg tut der einschlummernden deutschen Bewegung not; ein Krieg gegen die drei Großmächte der Kontrerevolution …, ein Krieg, der, ‚das Vaterland in Gefahr' bringt und gerade dadurch rettet, indem er den Sieg Deutschlands vom Sieg der Demokratie abhängig macht."

Und in der Neujahrsbetrachtung der „Neuen Rheinischen Zeitung" zum Jahr 1849 schildert und wünscht der Verfasser (wahrscheinlich Marx, vielleicht Engels), daß um des Siegs der Demokratie willen nicht bloß ein europäischer, sondern ein Weltkrieg kommen müsse. „Er wird geführt in Kanada wie in Italien, in Ostindien wie in Preußen, in Afrika wie an der Donau."

Immer sieht Marx die Revolution in der Gestalt eines Kriegs von Staaten gegen Staaten zum Zweck der Konsolidation einiger sozialdemokratischen Zentralstaaten. Daß das meistens nur komische Kannegießereien im wissenschaftlich unfehlbaren Leitartikeljargon sind, sei nur nebenbei erwähnt; die Entwicklungsgeschichte des Marxischen Entwicklungsstils kann ein andermal betrachtet werden. Absichtlich sind die Zitate aus der Zeit von 1848 gewählt, weil es sich hier um Karl Marx' Politik zu einem Zeitpunkt handelt, wo er an die nahe Erfüllung seiner Ziele glaubte. Sowie die Sozialdemokratie sich der Herrschaft wieder nahe glaubte, wäre ihre Staatspolitik wieder genau die nämliche. Wer einwenden wollte, nur der junge Marx sei ein Kriegspolitiker, der reife aber ein prinzipieller Gegner des Kriegs als solchen gewesen, den würden wir durch reichliche Zitate eines bessern belehren.

Deutschland, Frankreich und der Krieg

(1913)[15]

In der Flugschrift *„Die Abschaffung des Kriegs durch die Selbstbestimmung des Volks. Fragen an die deutschen Arbeiter"* heißt es an einer Stelle: „Du sprichst von internationalen Vereinbarungen, aber du scheinst keinen großen Wert darauf zu legen. Warum?

Antwort: Weil ich keine Großspurigkeit leiden kann. Das ist bequem, wenn ein paar Bürokraten in irgend welchen Parteiämtern unverbindliche Redensarten austauschen. Aber es hat kaum mehr Wert als das Geschwätz auf den internationalen Friedenskongressen und die Beschlüsse für den Frieden, die von den Regierungen im Haag gefaßt worden sind. Erst müssen die Arbeiter einer Nation, eines Volkes ihre Vereinbarungen, nach klarer, gründlicher, fester gegenseitiger Verständigung, treffen und halten. Kein Zweifel, und wir können es vor uns sehen, obwohl die Geschichte dafür kein Beispiel hat: zeigen die arbeitenden Massen in einem einzigen Volke mit Ernst und also überwältigend glaubhaft, daß sie die andern Völker, die verschrienen Feinde, achten, daß sie ihr Leben respektieren, daß sie Entscheidendes tun wollen, um das Ausbrechen eines Zustands des Mords und Brands noch rechtzeitig zu verhindern, zeigt die Arbeiterschaft eines einzigen Volkes nicht bloß durch Worte, Resolutionen, Artikel, sondern durch entscheidende Schritte auf dem Felde der Arbeit ihren unverbrüchlichen Willen, dann zündet diese Lebendigmachung des toten Buchstabens in allen andern Völkern."

Muß schon vor der Überschätzung internationaler Vereinbarungen gewarnt werden, weil doch nicht Stein und Bein darauf zu schwören ist, daß sie, wenn's Ernst wird, mehr sind als gute Vorsätze, die nicht gehalten werden, so könnten wir der schönrednerischen und geschwollenen Manifestationen, die bedenklich so aussehen, als ob man mit ihnen nur das Gesicht wahren wolle, nun endlich herzlich überdrüssig sein. Auguren, wie die Vorstände der sozialdemokratischen Parteien Deutschlands und Frankreichs und die dazugehörigen Parlamentsmitglieder haben allerdings einige Gründe,

[15] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 5. Jg., Nr. 4 vom 01.03.1913, S. 25-31.]

ihr Gesicht vor der Öffentlichkeit in ehrbare Falten zu legen; und sie haben darum jetzt ein gemeinsames Manifest losgelassen. Sie versprechen, die Militärvorlagen ihrer Regierungen abzulehnen; das tun sie im Bewußtsein und geradezu in der Hoffnung, daß sie in der Minderheit sind; sie geloben, für das Milizsystem einzutreten; sie wissen, daß das für lange hinaus keine praktische Bedeutung hat; sie verlangen, daß die Kosten der Mehraufwendungen von den Besitzenden getragen werden; wenn sie Sozialisten sind, wissen sie, daß auch Besitzsteuern nur von den Erträgnissen der Arbeit bezahlt werden können und daß die Privilegierten eine Menge Wege haben, ihren Schaden wieder durch erhöhte Ausbeutung gut zu machen. Wichtiger aber als diese windigen Redensarten ist, was sie nicht sagen: die Vertretung der deutschen und französischen Sozialdemokratie erwähnt mit keinem Wörtchen, daß Millionen von Arbeitern hinter ihnen stehen, die durch ihre vereinigte wirtschaftliche Macht imstande sind, entscheidenden Einfluß auf die Entschlüsse der Regierungen zu üben. Nichts als aufgeblähte parlamentarische Ohnmacht, die nach etwas aussehen soll; aber keine Spur von irgendeiner Wirklichkeit!

Liest man das Manifest genau und kennt man die Tatsachen, die es ohne Zweifel veranlaßt haben, so merkt man, daß es sich außer dem guten Eindruck vor den beiden Völkern noch um etwas handelt. Die beiden Parteien leisten sich eine gegenseitige Bürgschaft, daß sie in der bangen Zeit, die bevorsteht, einander nicht schikanieren und keine übertriebenen Anforderungen aneinander stellen werden. Sie haben alle beide das Eine gemeinsam, daß es sich bei jeder von ihnen vor allem um die eigenen Parteiinteressen handelt. Wenn erst die chauvinistische Woge sich noch höher türmt, wird es ja wohl in beiden Ländern nicht sehr gemütlich sein, sich als entschlossener, wirkungseifriger Feind des Krieges zu betätigen. Da wäre es sehr unbequem, wenn die eine Partei von der andern Tatsächliches, Durchgreifendes verlangen würde. Was liegt näher, wenn die deutsche Partei von der französischen und die französische ebenso von der deutschen geschont zu werden wünscht, als daß sie einen gegenseitigen Versicherungsvertrag abschließen. „Hau mich nicht – ich hau dich auch nicht" – diese unausgesprochenen Worte klingen in dem Augurenschriftstück mit, das viel mehr für die Parteien als für die Völker ein Friedensmanifest ist: die Guten

wollen einander in diesen kritischen Zeiten in Frieden lassen. Sie werden keine Heldentaten voneinander begehren.

Es kommt jetzt eine Zeit, wo zu erkennen sein wird, wer Staatspolitiker und wer Sozialist ist. Der Sozialist trägt in sich das Bild einer Gesellschaft, in der die Beziehungen der Menschen eines Volkes zueinander so geordnet sind, daß der Staat umgewandelt ist in eine Menge von Korporationen, Bünden, Vertragspartnern. Dem echten Sozialisten ist weder die Wirtschaft noch der Gemeingeist der Sprache und Sitte, welcher Nation heißt, mehr mit dem Staate verbunden: sein Gefühl hat seine Fäden um die neuen Bünde geschlungen, die zwischen den Menschen eines Volkes wie zwischen den Völkern erst werden sollen; sein Herz aber schlägt nicht höher, wenn der Name „seines" Staates genannt wird: er ist ein Sprachkritiker der Praxis geworden und weiß nicht mehr, was diese Sparren bedeuten sollen; er weiß, daß diese Gespenster tot sind.

Ganz anders der falsche Sozialist, der ein Politiker unter Politikern, ein Herrschaftslüstling unter Machtbeflissenen ist. Er steht in seinem Staat wie auf lebendem Boden; er vertritt die Interessen dieses Staates auch nach außen.

Auch dem echten Sozialisten werden die Beziehungen zu den Tatsachen nicht fehlen; auch bei ihm und seiner Stellungnahme wird es einen Unterschied machen, ob er ein Deutscher oder ein Franzose ist. Handelt es sich zum Beispiel um die leidige Frage von Elsaß-Lothringen, so werden beide wissen, daß es um Grenzländer mit gemischter Bevölkerung geht, um die zwei Staaten sich seit einem Jahrtausend mit immer wechselnder Gruppierung gestritten haben; da sie, die echten Sozialisten, nun gar nicht mehr recht verstehen können, was das eigentlich heißt, daß Menschen zu einem Lande, das heißt, zu einem Staate gehören, werden sie beide zur Großmut und also zu umgekehrten Entscheidungen geneigt sein: der französische Sozialist wird den „Besitz" der Länder den Deutschen gern gönnen, wenn es nur den Einwohnern gut geht und sie in Sprache und Sitte nicht gehindert werden; und der deutsche Sozialist wird keineswegs außer sich geraten, wenn Vorschläge erörtert werden, ob etwa in friedlicher Verständigung der Frankfurter Vertrag zu ändern wäre und Elsaß-Lothringen wieder einen „Teil" Frankreichs bilden könnte. Oder aber, nachdem sie sich etwa eine Zeitlang in Großmut überboten haben, vereinigen sie sich beide in der Erörterung

des Vorschlags, die Grenzländer zu neutralisieren und so etwa von Savoyen über die Schweiz weg bis zur Nordsee ein unabhängiges und neutrales Gebiet zu schaffen, wie eine solche Anregung in dem Aufsatz „Das glückhafte Schiff" vorgelegt worden ist.

Der falsche Sozialist aber ist gerade bei solchem Beispiel daran zu erkennen, daß der Deutsche den deutschen, der Franzose den französischen Standpunkt einnimmt. Man mißdeute nur nicht! Mit wahrem Deutschtum oder Franzosentum haben diese Macht- und Ehrfragen gar nicht das geringste zu tun. Schadet's dem Deutschtum, daß Gottfried Keller ein Schweizer und kein Reichsangehöriger war? Gewiß nicht; umgekehrt: Keller wäre nicht, was er ist, ein Stolz des Deutschtums, wenn er kein Schweizer wäre. Und ein Deutschelsässer ist immer ein Deutschelsässer, gleichviel, ob Straßburg freie Reichsstadt, französische Stadt, Hauptstadt des Reichslands oder eines deutschen Bundesstaats oder schweizer Stadt ist. Als Goethe und Herder im Elsaß waren und deutsche Volkslieder sammelten, war es unter französischer Herrschaft ein deutscheres Land als heute.

Nun wird sich bald entpuppen, wer ein echter und wer ein falscher Sozialist ist. Einer hat sich schon jetzt beeilt, sich zu entlarven: Gustave Hervé. Seit einigen Monaten schon war zu bemerken, daß dieser bei den revolutionären Syndikalisten beliebte Agitator nach neuen Wegen Ausschau hält, seine Popularität in Macht zu verwandeln, eine Bewegung, eine Partei hinter sich zu bekommen. Dieser Mann hat eine überaus feine Witterung. Schon vor Monaten hat er begonnen, seinen revolutionären Antimilitarismus, um dessentwillen er häufige und lange Gefängnisstrafen auf sich genommen hatte, umzukneten und mit neuen Ingredienzien zu würzen, bis nun der Kuchen gebacken ist. Vom Antimilitarismus ist nichts mehr übrig, es sei denn, daß man die Agitation für die allgemeine Volksmiliz, die gewiß auch nur ein Übergang ist, für den ärmlichen Rest hielte. Im übrigen zeigt sich jetzt, was dieser Mann gerochen hat und welche Gelegenheit er nicht verpassen will: er ist ausgesprochener Chauvinist geworden. Vielleicht gibt es kein schlimmeres Symptom für die europäische Weltlage als dieses: daß unter den revolutionärsyndikalistischen Proletariern Frankreichs der kriegerische Nationalismus unverkennbar ausgebrochen ist, und zwar zur nämlichen Zeit, wo der Antagonismus der Russen und Südslaven gegen

Österreich sich verbindet mit dem neu erwachten Kriegsgelüste der Lenker der französischen Republik.

„Unsere deutschen sozialistischen Genossen", ruft nun Hervé, der Spürhund des Chauvinismus, „sollen die Geistesverfassung des französischen Volkes kennen lernen." Das französische Volk also, sagt er, verlangt jetzt einen greifbaren Beweis, daß Deutschland es nicht angreifen will. Es gibt aber nur einen solchen Beweis: Elsaß muß die Autonomie bekommen, Lothringen muß Frankreich zurückgegeben werden; Frankreich wird dafür gern eine Kolonie in Afrika – aber beileibe nicht in Nordafrika – oder in Asien hergeben. Das alles wird in drohendem Tone vorgebracht; der nächste Kongreß der französischen sozialistischen Partei soll diese elsaß-lothringische Frage auf die Tagesordnung setzen, wird verlangt; und diese Erörterung steht in Zusammenhang mit einem weiteren Artikel Hervés in „La Guerre sociale", in dem es heißt: „Allezeit haben wir in Frankreich bei unserm Feldzug gegen den Krieg immer wieder gesagt, daß all unsre extremsten Pläne nur bedingungsweise Geltung haben. Und die Bedingung war die von der deutschen Sozialdemokratie übernommene Verpflichtung, ihrerseits das nämliche zu tun wie wir oder es wenigstens zu versuchen. Man merke es sich ein für allemal, daß wir weder die Dummen noch die Mitschuldigen einer deutschen Sozialdemokratie sein wollen, wenn sie den Internationalismus verleugnen sollte, um irgendeinem bismärckischen Imperialismus zu verfallen."

Man lasse sich nur durch die Läppchen Revolutionarismus, die noch von der früheren Zeit her anhaften, und durch die vorsichtige Sprache nicht täuschen: man weiß, wie in Frankreich die Sprache derer ist, die aus Revolutionären sich in Nationalisten fürs Proletariat verwandelt haben. Der Franzose, der mit solchen Worten und in solcher Haltung Lothringen für seinen Staat zurückverlangt, hetzt zum Kriege, das ist kein Zweifel, und kein Zweifel auch, daß der kluge Hervé weiß, was er tut und was er will. Er will nicht zu spät kommen, er will schon da sein, ehe der patriotische Taumel zur chauvinistischen Trunkenheit letzten Grades wird. Und seine Worte von der Bedingung, an die der französische Antimilitarismus immer geknüpft gewesen sei, heißen ungefähr: wir französischen „Sozialisten" wollen jetzt Lothringen zurückverlangen; unterstützen uns

dabei die deutschen Sozialdemokraten nicht, dann fort mit dem Antipatriotismus: es lebe Frankreich! es lebe der Krieg!

Der Stein ist im Rollen; wir müssen die Dinge sehen wie sie sind. Europa ist in äußerster Kriegsgefahr; und niemand weiß, was dieser Krieg an Entsetzlichem bedeutet.

Den Augenblick müssen wir nehmen, wie er ist, und nichts ist jetzt so wichtig und dringend als die Besinnung: wie ist diese Schmach und dieses Entsetzen zu verhindern?

Da muß das erste das sein, was am Eingang dieser Mitteilungen steht und was das völlige Gegenteil dessen ist, was der Kriegsagitator Hervé predigt: nichts haben wir uns darum zu kümmern, was andre in andern Ländern tun; nicht dürfen wir unsre Aufgabe an die Bedingung knüpfen, daß andre in andern Ländern unserm Beispiel folgen oder gar bindende Abmachungen mit uns schließen; wer das verlangt, ist ein Staatspolitiker und kein Sozialist. Um des Sozialismus willen, bedingungslos, haben wir zu tun, was unsre Idee, was unsre Seele, was unser Gewissen verlangt: unsre Pflicht an der Menschheit.

———

Paul Hyacinthe Loyson, Herausgeber des französischen Blattes „Les Droits de l'Homme (Die Menschenrechte)", schickt der Redaktion des „Sozialist" eine Nummer seines Blattes und macht sie auf einen Artikel aufmerksam, der die Überschrift führt: „Ihr habt das Wort! Appell an die Sozialisten in Deutschland und Frankreich." Darin liegt eine Frage, die nicht eigentlich an uns gestellt ist; denn der Inhalt des Appells erweist, daß Loyson, wie es so oft geschieht, das Wort „Sozialist" lediglich auf die Bekenner der sozialdemokratischen Parteigrundsätze bezieht. Wir wollen uns aber der Antwort nicht entziehen und bitten nur, genau das, was wir wollen, von dem, was wir beobachten und auf Grund dieser Beobachtungen urteilen, zu unterscheiden.

Paul Hyacinthe Loyson ist der Führer einer, vermutlich noch nicht allzu starken, Richtung im französischen Bürgertum, die darauf ausgeht, aus Frankreich eine wahrhafte Republik, ein Reich sozialer, politischer und internationaler Gerechtigkeit zu machen. Er

ist ein unabhängiger Radikaler, wie er ein unabhängiger Sozialist ist. Sein Wollen ist uns also in hohem Maße sympathisch.

Von dem Inhalt des Aufsatzes geben wir ein Bild, indem wir im folgenden die wichtigsten Stellen wörtlich, die andern im Auszug wiedergeben.

„Wir denken: ‚Nichts ist unfruchtbarer als der Haß. Es geht nicht, daß wir uns hypnotisieren und unverwandt den Blick auf Straßburg richten. Ein großes Land muß ein höheres Ideal haben als die internationale Blutrache'.["]

„Wir denken: ‚Deutschland hat uns geschlagen, wie wir es vorher geschlagen hatten, in einem ehrlichen Kampf, der für die Besiegten ehrenvoll war. Kennen wir keine andere Revanche, die fruchtbarer ist als die durch Waffengewalt? Pasteur ist der Napoleon unserer Generation; wir sehen, wie die Jugend der ganzen Welt wieder unsre Universitäten besucht; die Meisterschaft unsrer Künstler, die Triumphe unserer Flieger trösten uns über Sedan'."

Weiter heißt es nun: Bisher habe man bestimmt glauben können, Deutschland sei völlig friedlich gesinnt; der beste Beweis dafür seien die außerordentlichen Fortschritte des „Sozialismus" gewesen; denn, habe man gemeint, Sozialismus bedeute Antimilitarismus. In dieser letzten Meinung sei man aber jetzt schwankend geworden. Die „Leipziger Volkszeitung" habe Jaurès wegen seines Vorschlages der Einführung einer Milizarmee, die nur noch der Verteidigung, aber nicht dem Angriff dienen könne, verspottet; der „Sozialist" Karl Leuthner habe patriotisch kriegerische Wendungen gebraucht; der „Vorwärts" habe die Kongo-Kompensationen ungenügend gefunden; weiter werden Worte des „Sozialisten" Hildebrand über die Interessengemeinschaft der Arbeiterklasse mit dem Kapitalismus, der Kolonialpolitik und der Rüstungspolitik angeführt. Es wird gefragt, ob diese Herren, Leuthner zumal, im Namen der Partei sprächen? ob Herr Leuthner ein deutscher Jaurès oder aber Millerand sei? Dann heißt es weiter, der Urheber dieser Warnungen und Bedenken sei der Sozialist und Soziologieprofessor Andler von der Sorbonne, ein Mann also, der an die Möglichkeit internationaler Abrüstung glaube, der aber auch die deutschen Sozialdemokraten durch persönliche Gespräche, durch den Besuch des Reichstags und der Parteiversammlungen, durch die Lektüre ihrer Blätter kennen gelernt habe. Nunmehr aber habe Professor Andler an die Redak-

tion der „Droits des Hommes“ einen Brief geschrieben, in dem es heiße:

„Die deutschen Sozialisten verfallen mehr und mehr dem Militarismus. Außer einigen alten Idealisten, auf die man nicht mehr hört, wie Scheidemann, sind alle jungen Sozialisten Imperialisten und Deutschtümler. Selbst sehr alte Führer, wie Bebel und Kautsky, sind vom Nationalismus angesteckt. Ich bin enttäuscht wie Sie und darf sagen, das Herz blutet mir über das Ergebnis meiner Untersuchungen.“

Der Artikel schließt dann folgendermaßen: „Seit einigen Tagen sieht es plötzlich so aus, als könnten Frankreich und Deutschland in naher Zukunft in den gräßlichsten Krieg, den die Geschichte je gesehen, hineingerissen werden. Mit all unsern Kräften werden wir uns dieser Gefahr widersetzen. Unser Blatt hat sich schon zum Organ des Komitees gemacht, das unter der Devise ‚*Pour mieux se connaître* (Zum gegenseitigen besseren Kennenlernen)‘ an der geistigen Annäherung zwischen Frankreich und Deutschland arbeitet. Es gibt seine schwere Arbeit nicht auf …[“]

„Aber wenn wir es auf uns nehmen, unsern Nationalisten entgegenzutreten, wie wir es unter dem ‚großen nationalen Ministerium‘ unaufhörlich getan haben, das mit seinem Führer, dem ‚großen Friedensmanne‘, die Hauptschuld an der kriegerischen Krise trägt, die im Entstehen ist, so müssen wir zum mindesten Sicherheit über die Gesinnungen und die wirksame Mitarbeit der deutschen Sozialisten haben. Angesichts der Bajonette, die sich jetzt wieder drohend von Volk gegen Volk strecken, ist es die Aufgabe des deutschen und französischen Proletariats, sich mit Entschiedenheit die Hand zu reichen. Sind sie dazu beide bereit, um den ruchlosen Krieg zu verhindern? Mögen sie auf die Beschuldigungen des Herrn Andler antworten und einen ernsten Zweifel verscheuchen. Wir wünschen uns nichts besseres, als ihnen dabei zu helfen.“

———

Man sieht, eigentlich sind die deutschen Sozialdemokraten gefragt. Da aber die Frage uns vorgelegt ist, wollen wir antworten.

Da fällt zunächst die Mangelhaftigkeit des Materials und die naive Unkenntnis über die Tatsachen auf. Was sollen diese dürftigen

Zitate? Herr Leuthner ist ein österreichischer Revisionist und steht in dieser Gruppe ziemlich allein; eine repräsentative Bedeutung kommt ihm nicht zu. Herr Hildebrand ist eben wegen solcher Äußerungen, wie sie hier angeführt wurden, aus der Partei ausgeschlossen worden. Wenn der „Vorwärts" die Kongokompensationen ungenügend fand, so tat er es gewiß nicht aus Haß gegen Frankreich, sondern lediglich aus Oppositionsroutine, um sich an der heimischen Regierung zu reiben.

Richtig ist, daß es in der deutschen Sozialdemokratie starke Strömungen gibt, die, aus theoretischen und praktischen Gründen, sich nicht mehr bloß kritisch, negativ, die Revolution erwartend, verhalten, sondern die Staatspolitik positiv mitmachen wollen. Da gibt es einige, die mit Nationalismus und Imperialismus spielen, während andere für Schiedsgerichte und friedliche Verständigung eintreten. Die meisten großen und kleinen Führer aber sind auf ihre Art schon friedlich gesinnt, vor allem darum, weil es keinen tödlicheren Wurm gibt, der an ihrer Parteientwicklung frißt, als den Nationalismus. Gäbe es zum Beispiel wegen der Militärvorlage eine Auflösung des Reichstags, so dürften wir sicher sein, daß sie von 110 Abgeordneten auf kaum 50 zurückgingen. Da sie nun, ob sie wollen oder nicht, wegen der ganzen Geschichte und Stellung ihrer Partei, in jedem Fall gegen die Militärvorlage stimmen müssen, ist schon heute ihre größte Furcht, die Zentrumspartei, mit der zusammen sie die Mehrheit haben, könnte auch dagegen stimmen. Würde es sich da bloß um ein paar Stimmen handeln, so würden sie vielleicht gar durch Abkommandierung dafür sorgen, daß die Annahme erfolgt; denn eine Reichstagsauflösung wegen einer Militärvorlage, die gleichbedeutend ist mit einem Wahlkampf unter dem Zeichen des Patriotismus, fürchten sie über alles.

Daraus geht schon hervor, daß die Sozialdemokraten nicht im entferntesten die Macht und Bedeutung haben, wie der Franzose glaubt. Sie sind ihrer Massen nur sicher, wenn es sich um innere Angelegenheiten handelt, besonders um Unzufriedenheit mit Steuern und Zöllen und hohen Lebensmittelpreisen. Sowie es sich aber um das „Vaterland" und die „Verteidigung des heimischen Herds" handelt, behalten sie zwar ihre in der Partei organisierten Getreuen und viele Mitglieder der Gewerkschaften, aber die Mitläufer, die sonst aus innerpolitischer Unzufriedenheit für sie stimmen, gehen ihnen

verloren, und ebenso, was sehr wichtig ist, die Unterstützung der bürgerlich-liberalen Parteien bei den Stichwahlen.

Die Deutschen sind in ihrer großen Mehrheit politisch völlige Kinder; die Franzosen übrigens auch. Chauvinisten, die einen „frischen fröhlichen Krieg" wünschen, Malthusianer, die einen Aderlaß für nötig erklären, Oberlehrer, die den Krieg gegen den „Erbfeind" predigen, gibt es nicht ganz wenige, und sie haben auch einiges Gefolge, besonders unter den Studierten, Beamten, Handwerkern und Bauern. Die allermeisten aber sind für starke und immer vermehrte Rüstungen, bei uns wie in allen Ländern, aus ängstlicher Friedensliebe und dem Wunsche, daß Deutschland, dessen Industrie und Handel seit 1870 einen mächtigen Aufschwung genommen haben, so stark bleiben möge, wie es jetzt ist; Eroberungsgedanken liegen den meisten ganz fern; Elsaß und Lothringen wollen sie behalten, erstens weil sie von der Schule her gar nichts anderes wissen, als daß das alte deutsche Länder wären, die Frankreich in früheren Jahrhunderten geraubt hätte; zweitens, weil man ihnen gesagt hat, daß diese Länder um der militärischen Verteidigung willen durchaus deutsch bleiben müßten; und drittens, weil sie denken, es sei eine Schande, etwas wieder herzugeben, was man hat.

Wenn es nun in der nächsten Zeit auf Grund des Treibens der Regierungen zum Krieg kommen sollte, werden die deutschen Sozialdemokraten kaum eine größere Rolle spielen als 1870, trotz ihren vielen Wählern; darüber sollte sich niemand einem Zweifel hingeben. Das liebe deutsche Volk wird in seiner Gesamtheit tun, und zwar mit Begeisterung und Pflichttreue tun, was die Beamten befehlen. Daß das eine unumstößliche Tatsache ist, davon sollten alle, die sich keinen blauen Dunst vormachen wollen, überzeugt sein, diesseits und jenseits der Vogesen. Was aber nach dem grauenhaftesten aller Gemetzel, das die Geschichte je gesehen, kommen wird, das kann niemand voraussagen.

Es wäre zu wünschen, daß unter den Franzosen jemand mit derselben Aufrichtigkeit, wie es hier geschehen ist, die Tatsachen des Augenblicks schildern wollte.

Was aber der Artikelschreiber getan hat, ist, so gut sein Wille ist und so sympathisch seine Bestrebungen sind, das Verkehrteste, was einer tun kann. Denn im Grunde sagt er doch: auf die Haltung der deutschen Sozialdemokraten komme es an, wozu sich in nächster

Zukunft die französischen Friedensfreunde entschließen. Darauf dürfte aber gar nichts ankommen; denn die deutschen Sozialdemokraten sind Politiker, die gar kein anderes Ziel kennen als die Macht im Staate zu erlangen, abgesehen von einigen, die sich schon so sehr an ihre Negation und Ohnmacht gewöhnt haben, daß sie sich mit der Macht in ihrer Partei begnügen. Wer aber die Macht im Staate, das heißt im Staate Preußen, im Staate Deutsches Reich und so weiter erlangen will, kann nie im Ernste ein Freund des Friedens sein. Wahrhaft den Frieden will nur, wer den Staat nicht will; denn der Staat ist das Regiment der Gewalt, sowohl nach außen wie nach innen. Kriege gibt es nur, weil es Staaten gibt; und solange wird es Kriege geben, als es Staaten gibt. Die armen betörten Menschen glauben, es sei umgekehrt, und die Staaten mit ihrer Militärmacht seien nötig, weil sonst der Feind käme und das Volk unterjochte; jedes Volk hält sich für friedlich, weil es weiß, daß es friedlich ist; und hält den Nachbarn für kriegerisch, weil es die Regierung des Nachbarn für den Vertreter des Volksgeistes nimmt. Alle Regierungen sind am letzten Ende kriegerisch, weil ihre Aufgabe und ihr Beruf die Gewalt ist.

Wer also den Frieden wahrhaft will, muß wissen, daß er vorerst in jedem Lande nur der Sprecher einer ganz kleinen Minderheit ist, und darf seine Entschließungen nicht von irgendwelchen politischen Parteien im Auslande abhängig machen. Mag doch die törichte Welt sein wie sie will – wenn nur ich vor meinem Gewissen meine Pflicht tue. Wer den Frieden wahrhaft will, muß ohne jede Phrase und Selbstbelügung die Tatsachen erkennen, muß sehen, daß die Welt in Waffen starrt, nicht weil die Völker erobern wollen, sondern weil die Völker Kinder sind, die ihre Regierungen gewähren lassen.

Das sind die besseren Völker. Schlimm aber sind die, die selber als Volk politisch geworden sind, bei denen gar kein großer Unterschied mehr zwischen dem Volk und der Regierung ist. Am schlimmsten sind die Staaten, wo das ganze Volk leidenschaftlich staatspatriotisch ist; wo das Volk bis zu hohem Grade politische Selbstbestimmung hat, diese Selbstbestimmung aber nach außen im Sinn der Staatspolitik anwendet. Die schlimmsten Kriegsfreunde sind die Engländer, weil sie fast allesamt regierende, also gewalttätige Engländer sind und sich mit dem autoritär politischen

Gemeinwesen Großbritanniens identifizieren. Schlimmes in dieser Hinsicht hat man jetzt bei den Italienern sehen können; und auch den Franzosen ist, wenn's drauf ankommt, wie sich jetzt schon sehr deutlich zeigt, nicht viel Gutes zuzutrauen. In dieser Hinsicht gehören, glaube ich, die Deutschen zu den besten, gerade weil eine so tiefe Kluft zwischen der Regierung und dem Volk besteht, weil im Innern so große Unfreiheit herrscht. Daß man die Deutschen früher das Volk der Dichter und Denker genannt hat, hieß eigentlich, daß sie an die Dinge der Politik nicht vom Standpunkt des Staats, sondern nach höheren, wenn auch unklaren, gefühlsmäßigen und naturrechtlichen Gesichtspunkten herangetreten sind. Davon ist noch viel übriggeblieben, und damit hängt es zusammen, daß die Sozialdemokratie als Erbin der 48er bürgerlichen Demokratie einen Stamm von aufrichtigen und entschlossenen Friedensfreunden immer noch hat. Je machtloser das Volk ist, um so idealer ist es. Nichts schlimmeres für ein Volk, als wenn es nicht wahre Freiheit hat, was eine Organisation für Wirtschaft und Kultur ohne Staat bedeuten würde, sondern Freiheiten im Staat. Darum sind die demokratisch gefärbten Staaten eine viel größere Gefahr für den Frieden als die dem Despotismus noch näheren. Sie übertragen die Begeisterungsfähigkeit und wuchtige Geschlossenheit der Freiheit und Selbstbestimmung in dem Augenblick, wo der Taumel über sie kommt, auf die kriegerische Staatspolitik. Sind sie besiegt, so kommt der Rückschlag und die innere Revolution bei ihnen freilich schneller als bei den andern; aber zunächst stürzen sie sich wild und blind in den Krieg. Geht es mit der Verhetzung so weiter, so dürfen wir überzeugt sein, daß ein rasender Taumel der Kriegsbegeisterung über die Franzosen kommt; die wenigen Friedensfreunde werden dann völlig ohnmächtig sein und werden wahrscheinlich für diese ihre Bedeutungslosigkeit *„aux socialistes allemands"*[16] die Schuld geben. Was aber dann in Frankreich während oder nach diesem über alle Beschreibung gräßlichen Krieg kommen würde, das möchte man beinahe voraussagen können: ist der Krieg siegreich, dann der Cæsarismus; endet er mit einer auch nur teilweisen Niederlage, dann kommt das Chaos einer wüsten, weil ziellosen und von Parteidemagogen aller Schattierungen beherrschten Revolution.

[16] [den deutschen Sozialisten]

Mit solchen friedlich-chauvinistischen, naiven und kraftlosen Redensarten, wie: Frankreich sei die führende Kulturnation, Pasteur sei der neue Napoleon, und so treffliche Universitäten wie die französischen gäbe es in der Welt nicht mehr, wird dem Frieden, der nur da gedeiht, wo schonungslose Wahrheit herrscht, kein Dienst erwiesen. Es gibt in Rußland, Österreich, Deutschland, der Schweiz, England genau so tüchtige und verdiente „Napoleone" unter den Gelehrten wie in Frankreich, und wären wir nicht ebenso große Kindsköpfe wie der Franzose, wenn wir nach seinem Muster ausrufen wollten: unsere Zeppeline trösten uns über den dreißigjährigen Krieg? oder die Italiener, wenn sie – es wäre ihnen zuzutrauen – sich mit Dante über die Schlacht trösten wollten, die Varus im Teutoburger Wald dem Kaiser Augustus verloren hat?

Es tut not einzusehen, daß der Kampf gegen den Krieg noch in seinem allerersten Anfang steht; daß eine ernsthafte Hilfe von keiner politischen Partei irgendeines Landes zu erwarten ist; daß man überhaupt nicht auf andere warten und sein Verhalten nicht von ihnen abhängig machen darf; daß der Kampf gegen den Krieg verwandelt werden muß in einen Kampf für eine neue Organisation der Völker. Friede ist nicht Krieglosigkeit; Friede ist nicht eine bloße Negation; Friede ist die positive Organisation der Freiheit und Gerechtigkeit. Friede ist Aufbau des Sozialismus; billiger ist er nicht zu haben. Und unter Sozialismus wird hier ganz etwas anderes verstanden, als die Staatler und Regierer darunter verstehen: der Sozialismus wird eine neue Ordnung der Menschen sein; wird die Ordnung sein, die heute fehlt und statt deren wir die barbarische Unordnung der autoritären Gewalt mit den periodischen Ausbrüchen der Kriegsentzündung haben.

Kriegsanstifter

(1913)[17]

Wer den Blick aufs allgemeine richtet, kommt leicht und immer wieder in Gefahr, über den großen Zusammenhängen wichtige und oft entscheidende Einzelerscheinungen zu übersehen. Man kann sich zum Beispiel eine Geschichte der französischen Revolution denken, in der weder vom Bestechungsgelde Englands noch von den Umtrieben des Herzogs von Orleans, sondern nur von großen treibenden Kräften, von abstrakten Prinzipien und allgemeinen Tendenzen die Rede ist. Oder man kann die Entstehung der Cholera, die Ausbreitung der Lungentuberkulose auf hygienische Mängel, auf Elend und Schmutz, auf Unterernährung und Luftmangel, auf Schwächungen des Einzelorganismus, die sich aus sozialen Gründen ergeben, zurückführen, ohne zu bedenken, daß damit nur erklärt ist, wieso die Bedingungen zu einer Krankheit, das heißt zur Verminderung des Widerstands gegen äußere Schädlinge gegeben sind, daß aber die besonderen Krankheiten durch besondere schmarotzende und Gift erzeugende Lebewesen entstehen.

So mag es auch uns leicht geschehen, daß wir die Gründe, den Untergrund, aus dem der Krieg erwächst, richtig im Staat und weiter zurück in den sozialen Ungleichheiten und Ungerechtigkeiten, den wirtschaftlichen Privilegien und Monopolen, der Zusammenhanglosigkeit jedes Volks und erst recht der Menschheit, der Geistlosigkeit und der ihn ersetzenden brutalen Gewalt erkennen, daß wir aber übersehen, daß es den Krieg nicht gibt, sondern nur bestimmte Kriege und den Krieg vorbereitende Zustände, und daß es also auch mit dem Krieg so ist wie mit allem in der Welt: außer den Bedingungen jeglichen Kriegs muß es auch noch die besonderen Ursachen für jede seiner Erscheinungsformen geben. (Weiß einer für diesen wichtigen Zusammenhang eine bessere Terminologie, so soll er es sagen; ich klammere mich nicht an meine, will übrigens die Sache einmal ausführlicher in ihrem gebotenen Zusammenhang behandeln.) Es gilt für die gesamte Natur- und Menschenwelt, daß, wo etwas sein kann, es auch hin kommt; die kleinen Hügelchen bei Rüdersdorf in der Mark Brandenburg haben auf ihrem Kalkgestein

[17] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 5. Jg., Nr. 8 vom 01.05.1913, S. 57-58.]

eine Juraflora; Schimmel wird sich unfehlbar ansetzen, wo die Bedingungen dafür gegeben sind, und ebenso umgekehrt: kein Mensch stirbt an elenden Bedingungen, es muß noch eine besondere Ursache dazu kommen, die aus den Bedingungen notwendig erwächst. Nicht einmal verwesen können wir ohne die Hilfe der Würmer.

So also nisten sich in jeden Staat, da es einen gesunden nicht geben kann, sondern jedweder der Staat Dänemark ist, in dem etwas faul ist, schmarotzende Schädlinge und Gift erzeugendes Kleingewürm ein. Auf die schlimmsten parasitischen Wesen, die zwischen den Staaten international hausen und den Krieg produzieren, und auf ihr ekles Handwerk wieder einmal durch schlagende Beweisstücke hingewiesen zu haben, ist das Verdienst des Reichstagsabgeordneten Karl Liebknecht. Er hat gezeigt, wie es die großmächtige Waffenindustrie ist, die mit Hilfe einer weitverzweigten Geheimorganisation die Völker gegeneinander aufhetzt, Konflikte künstlich erregt und schürt und immer neue Bewaffnungen und Heeresverstärkungen durch ihr Geld und dessen Einwirkung auf Presse, Agitatoren und Beamte herbeiführt. Er hat weiter Beispiele für die unbedenklichsten Konkurrenzmanöver, selbst gegen Regierungen und staatliche Werkstätten, mitgeteilt.

Die Untersuchung vonseiten des Gerichts und der außerordentlichen Kommission, die eingesetzt werden soll, wird vermutlich keine großen Ergebnisse zeitigen. Kein nordamerikanischer Trust ist so meisterlich im Vertuschen, Abwälzen, Beeinflussen und Fälschen geübt wie der mächtige Klüngel, der sich hinter Agenten und mehr oder weniger untergeordneten Beamten verkriecht und von einer Untersuchung durch mehr oder weniger verschwägerte Regierungsbürokraten und Parlamentsindustrielle so wenig hervorgelockt werden kann wie eine Wanze durch Flötentöne.

Immerhin ist jede noch so kleine Indiskretion, die geeignet ist, ein Beispiel für das schnöde und gemeingefährliche Treiben derer zu liefern, die um ihres Gewinns willen zum Krieg und zu Heeresverstärkungen und unaufhörlichen Neubewaffnungen treiben, dankbar zu begrüßen. Hier sei aber auf ein seltsames Buch hingewiesen, das seit einigen Jahren vorliegt und das, wenn ich nicht sehr irre, von der Presse totgeschwiegen wird. Sein Verfasser hat offenbar einen außerordentlich tiefen Einblick in das hier behandelte

Gebiet genommen und ist für die Technik sowohl wie die geschäftliche Praktik der internationalen Waffenindustrie ein Fachmann ersten Ranges. Da geht es nicht um etliche kleine Indiskretionen, sondern um eine einzige große Enthüllung, die trotz der unleugbaren Schwächen des Buches wuchtig und elementar zu wirken berufen ist.

Das Werk heißt: „K r i e g s g e i s t. Ein Beitrag zur Geschichte der Menschheitsprüfungen", und sein Verfasser heißt Ludwig Pfeiffer. Es ist in den Jahren 1909/10 in E. Piersons Verlag erschienen und umfaßt vier Teile mit zusammen achthundert Seiten. Ludwig Pfeiffer ist einmal ein Rädchen im Mechanismus der Gußstahl- und Panzerplattenindustrie gewesen und sollte in komplizierten Zusammenhängen, die nicht hierher gehören, darin zermalmt werden. In dem Buche aber bewährt er sich als einen anständigen, tief und vornehm denkenden Mann mit reiner Gesinnung und edlen Zielen; dagegen leider ganz und gar nicht als Schriftsteller. Zwar schreibt er als einer, der selber gesehen und gedacht hat, ein eigenwüchsiges, gerades und oft kräftiges Deutsch, aber er kann gar nicht aufbauen und bringt alles in der Kraut und Rübenweise vor. Vor allem geht die Schilderung der Tatsachen immer gleich wieder unleidlich in Theorien und Zukunftsvorschlägen unter; und dazu kommt, daß das Hauptthema, das er behandelt, so kitzlich und gefahrvoll ist, daß er gern schnell zu allgemeinen Betrachtungen abbiegt, von denen er sich dann doch wieder zu seiner eigentlichen Sache zurückschlängelt. Diese seine Sache ist die aus intimer Kenntnis stammende Enthüllung über den Zusammenhang zwischen Waffenindustrie, Großfinanz, militärischen Abnahmekommissionen, chauvinistischer Propaganda und Kriegsrüstungen. Da hat er nicht bloß Einblicke getan und ist imstande, ein Verräter schnöden und verräterischen Treibens zu sein, sondern er hat eine ungewöhnlich tiefe Einsicht in den Zusammenhang der Dinge; er ist weit über Klatsch und Tratsch erhoben und ist nicht abhängig von Indiskretionen Subalterner und auf den Redaktionstisch geflogenen Urkunden, sondern beherrscht in voller Überlegenheit und detaillierter Bekanntschaft mit den schwierigen Gegenständen das gesamte Gebiet. So ist sein Werk trotz allen Schwächen und stilistischen Unarten weitaus bedeutungsvoller als all die kleinen Mitteilungen der Parlamentarier, die das Gebiet nicht kennen und nur verwerten, was

man ihnen zusteckt. Sie stechen mit kleinen Nadeln in die Blase, die sich sofort wieder an den getroffenen Stellen zusammenzieht, während er mit kräftiger Keule darauf haut und sie gehörig verbeult. Noch Stärkeres freilich wird nötig sein, um sie zum Platzen zu bringen, und es wäre zu wünschen, Pfeiffer möchte sein verdienstliches Werk dergestalt fortsetzen, daß er all seine radikale Kritik und löblichen Besserungsvorschläge vorerst zurückstellt und sich lediglich auf systematische und eingehende Beschreibung verlegt. Wir haben viel zu viel Saucefabrikanten und viel zu wenig Tatsachenlieferanten auf allen Gebieten; die Sauce können wir schon schließlich selber machen, aber wir lechzen nach Wirklichkeiten![18]

[18] Ludwig Pfeiffer ist noch vor Ausbruch des Krieges gestorben.

Vor fünfundzwanzig Jahren

(Zum Regierungsjubiläum Wilhelms II.)
(1913)[19]

Daemon: Erbt denn der Geist nicht fort ?
Schlafender König: Das möcht ich von
allen Erbfolgen am ersten bezweifeln.
BETTINE VON ARNIM

Was für ein Tag in der Woche der fünfzehnte Juni vor fünfundzwanzig Jahren war, weiß ich nicht mehr; die Zeitungen, deren Gedächtnis besser ist, weil sie es nicht im Kopf, sondern in Makulatur haben, werden wohl auch das in den Gedenkartikeln dieser Tage feststellen. Aber daß er nicht, wie in diesem Jahr, ein Sonntag war, weiß ich; denn ich saß auf der Schulbank der Prima, kurze Zeit vor dem Abiturium, als zwischen 11 und 12 Uhr mit einemmal alle Glocken der Stadt zu läuten anfingen. Ich verstand gleich, was das bedeutete, und sah den Professor auffordernd an; er aber in philologischem Eifer verstand nicht oder wollte nicht verstehen und nörgelte weiter an Sophokles oder Plato herum, bis der Schuldiener die Tür aufriß und uns in die Aula rief, wo dann der Direktor den Schülern aller Klassen mit den unerläßlichen patriotischen Wendungen mitteilte, Kaiser Friedrich sei gestorben.

Wenige Monate vorher übrigens war ich auf dem Podium dieser nämlichen Aula gestanden und hatte, als Siebzehnjähriger, selber Patriotismus getobt. Die Großherzogin Luise nämlich hatte für unser Gymnasium schon Jahre vorher eine Stiftung gemacht: Schüler der Prima, soweit ihre vorher einzureichenden Manuskripte genehmigt wurden, durften alljährlich über ein vaterländisches Thema eine Rede halten und bekamen dann eine silberne Denkmünze mit dem Bildnis Fichtes; wer aber preisgekrönt wurde, erhielt die Münze in Gold und dazu noch Fichtes Reden an die deutsche Nation, welche die Großherzogin und ihre Ratgeber gewiß nie gelesen oder verstanden hatten. Diese Veranstaltung wurde Fichte-Akt genannt; und im Zeichen Fichtes hielt ich denn eine Rede über Friedrich Barbarossa, in der ich im schwarzrotgoldenen Geiste und unter

[19] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 5. Jg., Nr. 12 vom 15.06.1913, S. 89-91.]

feierlicher Anrufung des bei allen Schulmännern verpöntesten aller Dichter, Heinrich Heines nämlich, Vaterland, Einheit des Reiches und Revolution in eine überaus pathetische Gemeinschaft mit dem alten Staufenkaiser brachte. Ich bekam denn auch im schnödesten Tone vor versammeltem Publikum eine scharfe Zurechtweisung vonseiten des Direktors, einen mitleidigen Händedruck des guten Mathematikprofessors und unter allerlei Vorbehalten die silberne Denkmünze; meine Mutter bewahrt sie noch auf; ich habe den von der Großherzogin geprägten Kopf Fichtes zu keiner Zeit bei mir haben wollen.

Noch etwas vorher hatte ich eine persönliche Begegnung mit eben dieser Landesmutter gehabt, und da das das einzige Mal in meinem Leben gewesen ist, daß ich mit einem gekrönten Kopf persönlich zu tun hatte, sei heute bei Gelegenheit des Jubiläums des Neffen von meinem Erlebnis mit der Tante erzählt. Unser Gymnasium feierte damals auch ein Jubiläum, nämlich sein dreihundertjähriges Bestehen, und wir Primaner führten den P h i l o k t e t des Sophokles in deutscher Sprache auf. Ich war erst ein paar Wochen vorher aus dem Realgymnasium in diese Anstalt übergetreten und hatte, ganz abgesehen von den Qualen der Langenweile, die mir die Schule bereitete, schon aus diesem äußeren Grunde keinen Anlaß, mitzujubeln, da ich kaum Lehrer und Mitschüler kannte und durch nichts mit der Schule verwachsen war; aber ich wirkte doch bei der Aufführung als einer der Chorführer mit. Nachher wurden wir dem Großherzogspaar vorgestellt; die Oberprimaner ihm, wir Unterprimaner ihr. Die Art, wie Monarchen solche huldvolle Ansprachen rundum erledigen, kennt man heute aus dem „Feldherrnhügel"; ich habe sie im siebzehnten Lebensjahr kennen gelernt. Die Großherzogin, deren preußischer Akzent mir auffiel, fragte sehr schnell jeden etwas und wandte sich, während einer seine Antwort vorbrachte, an den nächsten. So hatte sie meinen Vordermann nach Professor B. gefragt, der vor kurzem mit Tod abgegangen war, und wandte sich nun zu mir: „Und Sie haben auch den Unterricht des Professor B. genossen?" Ehe ich noch erklären konnte, warum das nicht möglich war, da ich ja bisher einer andern Schule angehört hatte, nahm mir der Direktor diese Verneinung ab: „Nein, das ist noch ein ganz junger Schüler." Worauf die Königliche Hoheit staunend an mir hinaufsah und die geflügelten Worte sprach: „Ach, und schon so groß!"

Ich verbeugte mich, um das Lachen zu verbeißen, was indessen nicht nötig war, da sie schon mit dem nächsten sprach.

Solche Erlebnisse und alles, was mit der Schule zusammenhing, waren in meinem wachsenden Erleben nur Episoden. Die Schule nahm mir zwar mit den Hausarbeiten täglich sieben bis acht Stunden weg, aber sie bedeutete mir, Ausnahmen abgerechnet, nur eine Abwechslung von nervöser Gespanntheit und Erschlaffung und einen ungeheuerlichen Diebstahl an meiner Zeit, meiner Freiheit, meinen Träumen und meinem auf eigenes Erforschen und Versuchen gerichteten Tatendrang. Da ich auch sonst vereinsamt genug war, kamen mir Buben meine eigentlichen Erlebnisse alle vom Theater, der Musik und vor allem den Büchern. Um diese Zeit herum war es durch die billigen Reclambücher Henrik Ibsen, der einen ungeheuren Eindruck auf mich machte und mich und all die romantische Sehnsucht meines Herzens der gegenwärtigen Wirklichkeit zuwandte. Lechzendes, Reinheit, Schönheit und Erfüllung Begehrendes war in mir gewesen und hatte in Richard Wagner Nahrung gefunden, dessen Musikdramen ich, so oft es nur ging, von meinem fünfzehnten Jahre an auf dem Juchhe, wie bei uns der vierte Rang oder Olymp hieß, in Mottls prachtvoller Wiedergabe mit Wonne einschlürfte. Je mehr dieser Zaubertrank aber wirkte, um so mehr zog ich mich scheu geradezu schon vom Anblick der schnöden Wirklichkeit zurück. Ibsen war es, der in dem Knaben, der ich war, aus dem Traum von der Schönheit die Lust zur Verwirklichung machte, der mich mit faszinierender Gewalt zwang, die reale Grundlage, die Gesellschaft und ihre Häßlichkeit nicht zu ignorieren, sondern zu gewahren und zu kritisieren und ihr den Aufruhr und Kampf des Einzelnen entgegenzustellen. Vom Sozialismus verstand ich damals noch nichts und hatte keine Ahnung von nationalökonomischen Problemen; was mich in Gegensatz zu der umgebenden Gesellschaft und in Traum und Empörung brachte, war keine Klassenzugehörigkeit und kein soziales Mitgefühl, sondern das unausgesetzte Anstoßen romantischer Sehnsucht an engen Philisterschranken. So kam es, daß ich, ohne es so zu benennen, ein Anarchist war, ehe ich ein Sozialist wurde, und daß ich einer der wenigen bin, die nicht den Weg über die Sozialdemokratie genommen haben. Ibsen bekam zudem sehr bald Gesellschaft an Friedrich Nietzsche, vor allem durch den Zarathustra. Manches darin berührte mich

wohl hauptsächlich so innig und stark durch die Erschütterung des Dichters über sein geistiges Erleben; ich lebte schon lange in den Philosophen und hatte schon als Gymnasiast Schopenhauer und Spinoza gelesen; nun begegnete mir einer, in dem nicht das Denken sich rein und klar über gärend dumpfes Fühlen erhoben hatte, sondern Denken und Gefühl so miteinander verbunden waren, daß alle Liebessehnsucht und Inbrunst wie einer Geliebten der Idee gewidmet schienen. Da war Lyrik, farbiger Reichtum der Sprache, üppige Bildkraft der Rede, Marschrhythmus und Tanz, Hingegebenheit und Überschwang, Wonne und Qual, – und all dieses tierhaft schöne und brünstige Werben ging um die Idee. Dazu aber doch wieder, wie bei Ibsen die Wendung zur Wirklichkeit hin: es lag Aktivität in diesem geistigen Ringen, und es sollte geschaffen und gestaltet und vernichtet und umgeworfen werden.

Aus dieser Geschichte meiner Jugend, von der ich hier auf den grundlegenden Teil, mein eigenes Wesen auf Grund von Erbe, Konstitution und persönlichem Erleben im Haus und mit Freunden nicht eingehe, sondern nur einige entscheidende Einflüsse von außen erwähne, erklärt es sich, daß mein Verhältnis zu den fünfundzwanzig Jahren Zeitgeschichte, die jetzt abgelaufen sind, so seltsam aus Unbeteiligung und Dabeisein gemischt ist. Ich bin allzufrüh mit Ekel gegen das Ganze gefüttert worden, als daß ich Entrüstung oder Haß gegen das Einzelne aufbringen könnte. Unter einem Künstler versteht man in dieser unsrer Zeit einen Menschen, der Gesichte hat, in dem Bilder und Rhythmen eigener Weltordnung leben, der diese innere Welt aus sich heraus zu Gestalten formt und aus Phantasie und Schöpferkraft eine neue vorbildliche, seine eigene Welt schafft; einen Menschen, der dann diese Gebilde, die so seinem Innern entstiegen sind, wie Pallas Athene aus Jupiters Haupt, gleich einem italienischen Gipsfigurenhändler in einen Korb packt, mit ihnen resolut in die andere Welt, die gemeine Wirklichkeit zurückkehrt, und die Gestalten des Traums und heiliger Sehnsucht feilschend, hausierend und erpressend, Reklame machend und jede Gelegenheit schlau abpassend und berechnend an eben die nämlichen Menschen verkauft, die in seinem schaffenden Dasein höchstens als Kobolde und Karikaturen vorkommen. Meine Mischung aus Unbeteiligung und Dabeisein ist eine andere als die des Künstlers unserer Zeit: ich möchte zu meinem Teil dazu helfen, aus dem Stoff der Wirklichkeit

selbst ein Gebilde zu schaffen; eine Gesellschaft und ein Volk herzustellen, wo die Kunst mehr der Ausdruck der Gemeinschaft und die Verklärung und phantastische Umformung der Wirklichkeit wäre als die Sehnsucht der Verlassenen.

Obwohl es zum Memoirenschreiben noch etwas zu früh ist, da es mir zwar nicht an Erlebnissen, wohl aber noch an der rückschauenden Haltung fehlt, habe ich mir erlaubt, aus Anlaß des Regierungsjubiläums Wilhelms II. von mir selber zu reden und mir einen bescheidenen Fackelzug darzubringen. Wilhelm II. nämlich geht mich nichts an, und wenn ich versuche, ihn in diese letzten fünfundzwanzig Jahre deutschen Volkes hineinzustellen, so gewahre ich kaum etwas anderes, als daß er der Vater der Simplicissimus-Stimmung des deutschen Volkes ist. Das ist ein Geist der über ihren eigenen tatlosen Ärger vergnüglichen Resignation; der Geist der in der Tasche geballten Faust; der Geist, der aus dem deutschen Volk neugierig lungerndes Theaterpublikum gemacht hat, das dem Schauspiel „Deutsches Reich" machtlos zusieht. Ein Geist, der wenig zu tun hat mit dem prachtvollen Simplicissimus-Motto Grimmelshausens: „Es hat mir so wollen behagen, lachend die Wahrheit zu sagen", weil dem Lachen unsrer Zeit jede Produktivität und jede Reinheit abgeht. Darum war der Höhepunkt dieser fünfundzwanzig Jahre Regierung der November 1908, wo zwei Tage lang im Reichstag die Abgeordneten aller Parteien gegen Wilhelm II. Gericht geübt haben, wo alle Parteien einmütig darin waren, daß der Kaiser Deutschland ernsthaft geschädigt habe und wo von den Vertretern einer Mehrheit Worte äußerster Bitterkeit, des Spottes, der kaum verhüllten Anspielungen gesprochen wurden und durch gewisse Betonungen stürmische Heiterkeit des ganzen Hauses erregt wurde, bis dann der Kanzler nach Potsdam fuhr und eine Art Versprechen mitbrachte. Das war ein Anlauf, war eine Kleinigkeit, war aber etwas. Wir wären etwas weniger Publikum und Gefolge und etwas mehr Volk, wenn in diesen Tagen die Einzelnen sich darauf besännen, daß es für jeden nur einen einzigen Monarchen geben kann: der eigene Mensch in seinem Innern, der ihn zu seiner Bestimmung ruft und der noch viel herrischer das Regiment an sich reißen muß, wenn es mit uns besser werden soll.

Der Kanzler des deutschen Volkes

(1913)[20]

Es wird nicht gehen, das Deutsche Reich mit einer chinesischen Mauer zu umgeben. Es wird auch nicht durchzuführen sein, die Sitzungen des Reichstags für geheim zu erklären und jede Veröffentlichung als Bloßstellung des deutschen Volkes zu bestrafen. So wird es also dabei bleiben, daß Deutschland einige Ruhemonate im Jahr hat, während deren es mit einigem Erfolg versucht, die Achtung der übrigen Menschheit durch die Leistungen seiner Denker, Dichter, Künstler, auch seiner Technik zu erlangen, daß aber in dem Augenblick, wo das Parlament sich wieder auftut und die Regierung zu reden anhebt, die ganze Welt über uns lacht und über uns erbittert ist.

Es ist aber zu hoffen, daß über kurz oder lang die Völker draußen samt ihren Regierungen sich noch schärfer gegen uns stellen werden. Die Stimmen, vor allem in England, mehren sich und sprechen immer deutlicher, daß die Welt die Kriegsrüstungen als einen unerträglichen Druck zu betrachten anfängt, den das Deutsche Reich allen andern Völkern auferlegt. Es kann bald die Zeit kommen, wo die Völker Europas, Amerikas und Asiens sich gegen Rußland, Deutschland, vielleicht auch noch Japan zu einem wirksamen Boykott verbünden. Die meisten Völker der Erde, die wenigstens schon zum demokratischen Staat vorgeschritten sind, brauchen für ihre wirtschaftspolitischen Zwecke den Krieg und das Militärwesen nicht mehr und betrachten die Methoden, zu denen vor allem Deutschland die Welt zwingt, als veraltet, ruinös und also ruchlos. Diese Völker haben als Erbe von ihren Revolutionen her wenigstens das parlamentarische Régime, das heißt aber in Wahrheit die Möglichkeit (wenn sie auch noch so erschwert ist), daß das Volk selbst, wenn die Zeit reif ist, seine Zustände schnell und ohne viel Durcheinander ändert. Deutschland aber ist noch völlig im Militär- und Feudalstaat stecken geblieben. Die Völker draußen betrachten uns mit Fug als ein Volk, das nicht in voller internationaler Öffentlichkeit selbst über seine Geschicke bestimmt, das vielmehr staatsrechtlich und tatsächlich unmündig ist, das in jedem Augenblick drei

[20] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 5. Jg., Nr. 22 vom 15.12.1913, S. 169-171.]

Millionen Bewaffnete gegen Europa zu werfen imstande ist, wenn ein Einzelner in seinem Privathirn eine minimale Änderung erlebt. Wir müssen der Welt draußen als unberechenbar gelten, weil wir, das Volk, selbst nicht wissen, was wir wollen, weil wir in Disziplin immer das wollen, was unsre Herrscher bestimmen. Nicht von der zufälligen Unberechenbarkeit eines einzelnen, des gegenwärtigen Kaisers, kommt die Gefahr, die wir den andern Völkern drohen, sondern von der ein für allemal mit jedem knechtischen Volk verbundenen Unberechenbarkeit: ein Volk, das keine Selbstbestimmung übt, das Winken in jeder Richtung gehorcht, ist eine Geißel aller andern, aller freien Völker und muß früher oder später von ihnen erobert und zerstückelt werden.

Weil es aber so ist, haben die andern Völker völlig recht, wenn sie nicht bloß feindselige Gedanken oder Stimmungen gegen unsre Regierenden hegen, sondern wenn sie uns, die Angehörigen des deutschen Volkes allesamt, mit Haß und Geringschätzung betrachten. Wenn wir einem Franzosen oder Engländer oder Amerikaner oder Schweden oder Norweger oder Schweizer oder sonst einem Kulturmenschen auf seine Vorhaltungen erwidern: ‚Das sind ja nicht wir, die all diese Roheiten und Dummheiten begehen, das sind ja unsre Staatsmänner', so wird uns mit vollem Recht die Antwort zuteil: ‚Noch schlimmer! Wäret ihr's wenigstens! Warum erlaubt ihr's ihnen denn? Eure Unterlassungen sollen wir draußen mit Milliarden Geldes und mit Blut und mit seelischen und geistigen Hemmungen aller Art bezahlen, und sollen am Ende gar noch Erbarmen mit euch haben? Würden wir in unsern eigenen Einrichtungen uns denn von den paar armseligen Staatsleuten, die ihr habt, beeinflussen lassen? Nur weil wir wissen, daß ihr alle, deutsches Volk, im Ernstfall schießen und hauen werdet, nur darum müssen wir im Kriegszustand leben, ihr feigen Rowdies!' So erscheinen wir dem Ausland: als brutale, händelsuchende, mit dem Säbel rasselnde Kriegsknechte, die aber all das nur sind, weil wir ängstliche, feige, friedliebende, hilflose Herrenknechte sind.

Und nun ist's so weit gekommen: wie wir sind, so ist unser oberster Staatsmann. Das Klägliche an dem Schauspiel, das sich Zabern[21] nennt, sind nicht die beschämenden Vorgänge in den

[21] [Vgl. zur sog. *Zabern-Affäre*: https://de.wikipedia.org/wiki/Zabern-Affäre .]

Kasernen, die empörend lächerlichen Szenen auf der Straße, das Klägliche wären auch nicht die Reden, die der Kanzler im Parlament geführt hat, wenn sie seine wahre Meinung ausdrückten. Daß dieser Mann feige ist, daß man jedem Wort anmerkt, daß es gedrückt und unwahr ist, daß jeder Blick auf die wahren Vorgänge zugleich rückwärts nach dem Kaiser und seinem Militärkabinett schielt, und daß diese sich erbärmlich duckende Haltung durchaus der Haltung des deutschen Volkes entspricht, das ist der Jammer. Das deutsche Volk in den Zeitungen schreit und läßt sich alles gefallen; der Kanzler sagt nicht die volle Wahrheit und ist innerlich vergrämt: was für einen Grund, was für ein Recht hast du, deutsches Volk, mit diesem deinem Kanzler unzufrieden zu sein? Bethmann Hollweg meint, sich und die Situation zu retten, wenn er erklärt, er sei nicht der Kanzler des Volks, sondern der vom Kaiser eingesetzte höchste Beamte. Er ahnt so wenig wie das deutsche Volk, daß das Gegenteil wahr und das Schlimmste ist: er repräsentiert durchaus all unsre Sünden, all unsre geschniegelte Ducksamkeit, all unsre Unterlassung und Duldung; er ist der rechte Kanzler des deutschen Volkes!

Des deutschen Volkes, das sich auch dadurch von den andern Völkern unterscheidet, daß es für den Fremdkörper, dem es seine Geschicke anvertraut hat, ein Fremdwort als Bezeichnung hat. Man unterschätze die Bedeutung des Sprachlichen nicht; es ist ein kennzeichnendes Symptom, daß das deutsche Volk eine Regierung, ein Regiment über sich hat, während die englisch Sprechenden zum Beispiel ein *government* eingesetzt haben. Die Tatsache, daß es *to govern*, lenken, leiten, verwaltend ordnen, nicht nur im Staat, sondern auch im Privat-, Familien-, Gesellschaftsleben gibt, zeigt schon, daß es für die englisch sprechenden Völker die Trennung zwischen dem Staat und den Grundtrieben des Lebens nicht so gibt wie für uns.

Ich werde nicht in den Verdacht geraten, mich für irgendeinen Mann des Government übertrieben zu erwärmen; aber ich muß doch sagen: wenn Churchill oder Lloyd George den Mund aufmachen, höre ich in ihren Worten das achtbare englische Volk, das für seine eigene Politik verantwortlich ist (für schlimme Dinge darunter!), so wie ich in Bethmann Hollwegs gepreßten Ausreden das armselige deutsche Volk höre, das immer erst abwartet, was ihm befohlen wird.

Wie sehr wir aber in der Zivilisation zurück sind, wie argen Grund wir haben, uns zu schämen, das lehrt zur Zeit am besten eine Vergleichung unsres führenden Mannes mit dem führenden Mann in den Vereinigten Staaten. Bethmann Hollweg und Woodrow Wilson! Der Kanzler mit der ledernen Stirne wird von manchen, die nicht wissen, was sie sagen, ein Philosoph genannt; er benutzt in der Tat doktrinäre Redensarten von vollendeter Ödigkeit, um seine Blöße zu decken, er faselt mit Floskeln, um das einzige zu verhüllen, worin er Meister ist: das Nichtstun und die Ideenlosigkeit. Wenn es je einen Mann ohne Absichten, ohne Plan, wenn es je einen zwecklosen Menschen, einen Mann des Wurstelns gegeben hat, so ist es dieser deutsche Reichskanzler. Derweile droht das englische Government unter Führung Lloyd Georges, unmittelbar nachdem endlich Irland weitgehende Autonomie verliehen wurde, den Großgrundbesitzern mit der Expropriation und schneidet damit die für Englands Kultur wie für den Sozialismus der Menschheit entscheidendste Frage an. Und derweile kündet Woodrow Wilson, der neue amerikanische Präsident, den Monopolisten und Trusts den Krieg auf Tod und Leben an. Wie viel oder wenig sie erreichen werden, steht dahin. Tatsache ist aber, daß von solchen, denen das Volk für eine Weile die Gewalt anvertraut hat, in jenen Ländern die Parolen der Kultur, wenn schon nicht ausgegeben, so doch nachdrücklich nachgesprochen werden, während wir den Bethmann haben und von diesem unerträglichen Schwätzer repräsentiert werden.

Die Taten Lloyd Georges wie Woodrow Wilsons werden wahrscheinlich enttäuschen, weil auch die demokratische Regierung noch nicht der rechte Weg ist, den Völkern Gerechtigkeit und Freiheit zu schaffen. Hier ist aber davon gar nicht die Rede, sondern von der Erscheinung, daß in jenen Ländern Männer der Erneuerung, Männer des Angriffs und des Aufbaus die amtlichen Fürsprecher des Volkes werden. Von ihrem Willen und Wesen ist die Rede, und da sei noch einmal gesagt: das deutsche Volk soll sich schämen!

Die Erschießung des österreichischen Thronfolgers

Eine Betrachtung aus der Vogelperspektive

(1914)[22]

Das Bedeutendste an Bismarcks Reichsgründung: daß er die übrigen deutschen Stämme, (abgesehen von dem Erbe der polnischen Teilung) von der Schuld an den slavischen Völkern und den Ungarn und Italienern freizumachen versuchte. Das Schwächste an seiner Tat: daß er dieses Reich, anstatt es mit Frankreich und England zu verbünden, dann doch wieder mit Österreich verkuppeln mußte, so daß die Lage entstehen mußte, die wir jetzt haben: Deutschland eng an den habsburgischen Schandpfahl geheftet (sogenannte Nibelungentreue); England, Frankreich, Rußland, Italien und die Südslaven als Feinde ringsum; Tschechen, Slavonier, Serben dazu noch als Feinde im Innern und selbst die Polen in Preußen und Österreich, überdies die Elsaß-Lothringer und die Ungarn zweifelhafte Kantonisten.

Wäre nicht die französische Republik voller Korruption und revolutionärer Gärung und wären nicht die Interessen der Lenker dieser Republik mit der Börse und also mit dem Frieden verbunden; wäre Frankreich von irgendeinem Bonaparte geleitet und wäre Rußland noch ein Zarenreich wie früher, anstatt daß es jetzt unterwühlt ist und nur eine unfertige Militärorganisation hat, so stünde das siamesische Zwillingspaar Deutsches Reich-Österreich in einem verzweifelten europäischen Kriege; daß die Italiener im letzten Augenblick zu den Feinden dieses Zweikaiserreichs übergingen, wäre gar kein Zweifel.

Aus dieser Lage erklärt es sich, daß die italienischen Nationalisten, die ihre Blicke nach Istrien, nach Dalmatien und Albanien, nach dem Trient gerichtet haben, gewisse, dem Sozialismus entstammenden antimonarchischen und antimilitärischen Bewegungen in den Adriaprovinzen als österreicherfreundlichen Hochverrat empfinden, und daß in der Tat jede Schwächung der italienischen Kriegsbereitschaft und Hurrastimmung für Deutsches Reich-Österreich eine gewonnene Schlacht bedeutet. So erklärt es sich hinwiederum,

[22] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 6. Jg., Nr. 11 vom 01.07.1914, S. 81-82.]

daß die Erschießung des österreichischen Thronfolgers in der Hauptstadt Bosniens durch einen serbischen Studenten österreichischer Staatsangehörigkeit allüberall in Europa als ein heftiger Schlag gegen die deutsch-österreichischen Feinde empfunden wird. Und die italienischen Nationalisten brauchen nur den Namen des Erschossenen zu hören – Erzherzog von Österreich-Este, Sohn des Herzogs von Modena –, damit sich mit ihrem modernen Expansionsdrang die revolutionäre Rachestimmung der Vergangenheit mischen wird und sie von Gefühlen der Trauer weit entfernt sein werden. Die Situation ist so, daß dieser Mensch, der jetzt tot ist, obwohl er innerpolitisch vielleicht mehr ein klerikaler Tscheche als ein Deutscher gewesen ist, doch als Repräsentant der deutsch-österreichischen Kriegspartei in Europa umgebracht worden ist.

Hier haben wir also ein Attentat, das gar nichts mit Sozialismus und Anarchismus, gar nichts mit der Wut und dem Freiheitskampf des Proletariats zu tun hat. Es entstammt dem nationalen Freiheits- und dem staatlichen Expansionskampf der Serben. Die Herrschaft der habsburgischen Monarchie über die Serben in Bosnien und der Herzegowina, noch dazu in Verbindung mit der Zurückdrängung des serbischen Staats vom adriatischen Meer, ist genau so eine Fremdherrschaft, wie die französische über Teile Deutschlands, gegen die sich der revolutionäre Freiheitskrieg von 1813 richtete; und wenn wir Deutsche den Hochverräter Schill ehren und lieben, wenn wir Heinrich von Kleists „Katechismus der Deutschen“, der in gewaltiger Sprache zum Hochverrat gegen die mit Frankreich verbündeten Landesfürsten und zum Meuchelmord gegen jeden an der Fremdherrschaft Beteiligten aufruft, als ein klassisches Denkmal unsrer patriotischen Literatur betrachten, so wäre es schicklich, daß wir auch die Tat des serbischen Studenten, der den Namen Princip trägt, in ihren Zusammenhang mit dem revolutionären Nationalkrieg stellen.

Wir andern aber, die wir Sozialisten und Anarchisten sind, sind allein im Besitz des Rätselworts, das einst all diese Wunden schließen und die Pforte zum wahrhaften Frieden eröffnen wird. Der wahrhafte Friede ist nicht ein Friede zwischen den Staaten; zwischen den Staaten kann es keinen Frieden geben, und das nicht erkannt zu haben, war der Fehler der jetzt verstorbenen wohlmeinenden und stark begabten Berta von Suttner und ist der Fehler all

der Friedensbewegungen, die nicht mit Tolstoi den Kampf gegen den Krieg als einen Kampf gegen den Staat führen; wer sich nur im geringsten, sei es auch vom Standpunkt der Revolution aus, auf Staatspolitik einläßt, muß bei einer Kriegspartei stehen. So gibt es parlamentarische Sozialisten, die um der von ihnen vertretenen Arbeiterschaft willen zum Kriege des Deutschen Reiches stehen; gibt es revolutionäre Sozialisten, die, gleichviel, was ihre Nation ist, um der Föderation der Nationen willen vor allem im Lager der Feinde Österreichs stehen, weil ihrer Auffassung nach nichts so not tut wie die Zertrümmerung der habsburgischen Monarchie; gibt es wiederum revolutionäre Sozialisten, die den Krieg überhaupt herbeiwünschen, weil dieser Krieg für mehrere Länder Revolutionen im Schoß tragen muß. Wir aber wissen, daß der Sozialismus nur zu gründen ist auf die völlige Trennung der Völker und Länder vom Staate. Mag sich des Staates als eines freiwilligen Zweckverbandes bedienen, wer diese Organisationsform der freiwillig ertragenen Zwangsherrschaft für zweckmäßig hält; der Staat ist keine Gefahr mehr für den Frieden der unstaatlich Geeinten, sowie das Recht, ihm nicht anzugehören, gewährleistet ist, weil dann die bald der Lächerlichkeit verfallenen Staatsgebilde sehr kleine Vereine, die Menschheitsbünde der sozialistischen Gemeinden, Landschaften und Gewerken aber mächtige Bürgschaften der neuen Kultur und des neuen, bisher noch nie gewesenen Friedens sein werden.

Wer aber will davon heute etwas hören? Wer versteht auch nur, was Sozialismus bedeutet? was Sozialismus voraussetzt? wie weithin umgestaltend und neu formend der Sozialismus geht? – Noch lange, fürchten wir, wird es weitergehen wie bisher; noch lange wird die unehrliche Verwirrung in den Köpfen nicht weichen, die sich darin zeigt, daß dieselben Menschen, die, teils aus Menschlichkeit, teils aus Politik, Schmerz und Empörung an den Tag legen, wenn, wie jetzt, wo der serbische Princip den habsburgischen Principe umgebracht hat, im Kampf der Staatsnationen ein einzelnes Haupt fällt, daß diese selben Menschen im Kampf der Staatsnationen, wenn er Krieg heißt, unbedenklich Hunderttausende in den Tod schicken.

1. Juli 1914.

Italien

(1914)[23]

Wenn wir die äußerlichen, vielfach zurechtgestutzten Nachrichten, die bisher über die nunmehr zum Stillstand gekommenen Aufruhrbewegungen in Italien, vor allem in Ancona, den Marken, Emilia und der Romagna vorliegen, recht deuten, so ist das besondere Kennzeichen dieser Insurrektion, daß sie als ein geplanter und vorbereiteter Angriff der revolutionären Syndikalisten und Anarchisten begann, welcher Angriff sich gegen den italienischen Nationalismus und militaristischen Imperialismus richtete, der seit dem Tripolis-Feldzug als rechter Schwindelgeist über beträchtliche, immer noch größer werdende Teile dieses Volkes gekommen ist. Der 7. Juni ist in Italien das Nationalfest zur Feier der Verfassung; das Bürgertum und auch gar nicht kleine Teile der Arbeiterschaft in Stadt und Land sind aber so heruntergekommen, daß sie diesen Gedenktag an ihre groß-revolutionär begonnene und kleindiplomatisch zu Ende gekommene nationale Bewegung lediglich durch Teilnahme an militärischen Paraden begehen. Hiergegen richtete sich die Demonstration in Ancona, die überdies einen besonderen Fall aufs Korn nahm, bei dem sich der Militarismus, wie man rief, in seiner besonderen Brutalität, wie man aber wohl im stillen dachte, in auffallender Schwäche gezeigt hatte. Ein junger Revolutionär, der Soldat Masetti, hatte, ausdrücklich zum Protest gegen den Tripolisfeldzug, auf dem Kasernenhof einen Obersten erschossen, war aber nicht standrechtlich erschossen, sondern als geisteskrank ins Irrenhaus gesteckt worden. Schon war es einer zähen Agitation gelungen, ihn aus dem Irrenhaus in ein Krankenhaus zu bringen; und nun sollte weiter für ihn und zugleich gegen andere Übergriffe des Militarismus protestiert werden. Bei dieser Demonstration in Ancona kam es zu ernsten Zusammenstößen mit der Polizei und den Carabinieri, die in die dichtgedrängten Massen hineinschossen; auf seiten der Demonstranten gab es viele Verwundete und drei Tote. Am Tag darauf eine neue Demonstration: ein großer Zug bewegte sich durch die Straßen, um auf dem Rathaus zum Zeichen der Trauer die Fahne auf Halbmast zu setzen. Diesmal gab es Zusammenstöße mit dem

[23] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 6. Jg., Nr. 11 vom 01.07.1914, S. 87-88.]

Militär, und ein Bersaglierimajor und zwei andre Offiziere scheinen dabei nicht gut weggekommen zu sein.

Mittlerweile war die Nachricht von der Polizeischlacht in ganz Italien mit großer Erregung vernommen worden, und es kam die Parole des Generalstreiks. Auch die Gewerkschafter der sanfteren Richtung und die Sozialdemokraten schlossen sich an und der Streik nahm ein paar Tage lang große Dimensionen an. Bei dem Bestreben aber, die Dinge weiter zu treiben und dem Aufruhr zwar immer noch kein klar umrissenes Ziel, aber doch eine gewisse revolutionäre Richtung zu geben, wurden die Empörer der Romagna und der Nachbarprovinzen allein gelassen. In diesen Gegenden aber kam es zu einem richtigen Kriegszustand: Barrikaden wurden gebaut, in den Straßen wurde gekämpft und in manchen Gemeinden wurde die Republik proklamiert. Keineswegs aber war es so, daß die Initiative einiger weniger auf das ganze Volk oder breite Volksschichten übersprang; vielmehr war es das Aufzucken eines richtigen Bürgerkriegs: auf der einen Seite stand die tapfere und entschlossene Minderheit der revolutionären Sozialisten, auf der andern Seite nicht bloß die Regierung und ihr Militär und die feige Bourgeoisie, sondern, aus Bürgern, Bauern und Arbeitern gemischt, durchaus wilde, leidenschaftliche, ebenfalls angriffslustige Elemente des Imperialismus.

Die Bewegung, die sich nicht länger als ein paar Tage halten konnte, war Aufruhr und Empörung, aber keine Revolution: sie hatte eine Richtung nach einem Allgemeinen und Unbestimmten, das in die Gefühle verrann, aber kein klares, festes, durch Anspannung aller Kräfte oder Überrumpelung zu erreichendes Ziel; und überdies war und ist der Volksgeist in Italien jetzt weniger als je fähig, sich vom republikanisch-anarchistischen Sozialismus fortreißen zu lassen; die Bewegung war in der Tat mindestens ebenso sehr gegen den nationalistischen Volksgeist wie gegen Regierung und Militär gerichtet. Ob sie in dieser Richtung der Erschütterung des Nationalismus wirksam sein wird, muß die Zukunft lehren.

Die letzte Nachricht, die uns vorliegt, lautet, daß nach der Erschöpfung der Bewegung – denn eine Erschöpfung war es mehr als eine Niederwerfung; Regierung und Militär hielten sich mit großer Vorsicht zurück – Errico Malatesta zur Haft gebracht werden sollte, daß man ihn im Freistaat San Marino glaubte, wo ihn die italienische

Regierung nicht geduldet hätte, daß er aber schon glücklich in London angekommen sei.

Diese Nachricht ist eingewickelt in etwas Unglaubliches. Deutsche Blätter verbreiten, noch mehr dumm als schamlos, die von der italienischen Regierung ausgehende Verleumdung, Malatesta sei ein politischer Agent der Österreicher und habe als solcher den Aufstand angezettelt! Sehen wir noch einen Augenblick von der schmutzigen Niedertracht dieser schimpflichen Lüge ab, so ist die Behauptung in anderer Hinsicht interessant genug. Zeigt sie doch wie in einem zum Symbol zusammengedrängten Bilde, wie es um den Dreibund beschaffen ist und welch unbeschreiblichen Haß die italienischen Imperialisten, die jetzt die tatsächlichen Lenker der Politik wie des Volksgeistes sind, gegen die Österreicher, ihre Verbündeten, hegen, denen sie jede Feindseligkeit, selbst die Anstiftung zu einem Volksaufstand zutrauen! Eine Art Krieg zwischen Österreich und Italien wird ja tatsächlich auf albanischem Boden bereits geführt. Nicht übersehen darf man aber, daß dieser Imperialismus, so geistlos und allen Menschheitszielen entgegengesetzt er ist, sich doch gerade in dieser Kriegswut, die mit dem Haß gegen die Österreicher verwachsen ist, auf immer noch lebendige Reste echter revolutionärer Instinkte stützt; daß ferner diese Feindschaft der Italiener gegen die habsburgische Monarchie im Bunde steht mit den Kämpfen slavischer Völker außerhalb und auch innerhalb der Monarchie um Zertrümmerung dieser klerikal-kapitalistisch-dynastischen Hausmacht und daß auch diesen Freiheitskämpfen revolutionäre Erinnerungen und freiheitlich-föderalistische Ziele nicht fehlen. Es steht also so, daß die nationalistisch-militaristischen Imperialisten samt ihren slavischen Freunden einerseits und die revolutionären Syndikalisten, Anarchisten und Sozialisten andrerseits trotz ihrer bis zu Taten gediehenen Todfeindschaft in diesem einen geeint sind: daß in allen beiden mehr die Vergangenheit wütet und kocht, als daß sie ein reines und klares, durch bestimmtes Tun vorbereitetes und durch die Tat unmittelbar zu erreichendes, auf dem Weg der Menschheit liegendes Ziel vor sich hätten; daß schließlich aber Ansätze zu revolutionärer Destruktion und Neuformation wiederum nicht nur im antipatriotischen Sozialismus, sondern auch im Nationalismus der Italiener und Südslaven liegen. Geben wir uns keinem Zweifel hin: es steht heutigentages in allen Ländern so, daß die

revolutionären Erregungen schließlich, wenn's zu den Ergebnissen kommt, nur der national-kapitalistischen Machterweiterung gedient haben, die Imperialismus heißt; daß die revolutionären Erregungen, auch wenn sie ursprünglich sozialistisch gefärbt waren, doch mit Leichtigkeit von irgendeinem Napoleon, Cavour oder Bismarck in den Strom der Politik geleitet werden, weil all diese Insurrektionen tatsächlich nur Mittel politischer Revolution oder nationalen Krieges, aber gar nicht Mittel des sozialistischen Umschwungs sein können, weil die Sozialisten sich in Wahrheit als Romantiker der Mittel ihrer Feinde bedienen und Mittel zur Verwirklichung des neuen Volkes und der neuen Menschheit nicht üben und nicht kennen. So erleben sie es immer wieder, daß sie einer großen Volksbewegung die Stoßkraft geben, daß sie wie im roten Rausch sich halb von der Woge tragen lassen, halb die Woge lenken, – und daß, wenn es zum Ergebnis kommt, der graue Katzenjammer da ist: nationalistischer Kapitalismus ist mächtiger geworden oder hat sein Gebiet erweitert; vom Sozialismus ist weit und breit keine Spur zu sehen. Wie lange noch werden die sozialistischen Revolutionäre das Kanonenfutter des kapitalistischen Imperialismus sein? Vielleicht muß der revolutionäre Sozialismus, wie es in der Tat, nicht nur in Italien, begonnen hat, erst noch weiter dem Volksgeist widerstreben und in einen sektiererischen Winkel gedrängt werden, vielleicht muß der wilde und wüste Imperialismus, der denn doch allen gemeinen Trieben der Menge weit besser entspricht als irgendeine materialistische und politische Sozialdemokratie, noch reißender um sich greifen, ehe die Sozialisten ihre echten Wege finden und jenseits von Staatspolitik und Nationalkrieg ihre Gemeinden und Föderationen aufbauen.

Errico Malatesta unser Bruder, der jetzt wieder das gehetzte Wild ist, sollte besser entscheiden können als wir, die wir Italien nur von außen betrachten, was in Zukunft für Sozialismus und Freiheit in Italien die rechten Wege und Mittel sein werden. Wer ist Malatesta? Ob die Aussage, er habe an diesem Aufruhr führenden Anteil gehabt, zutrifft, wissen wir nicht. Seit über einem Jahr konnte er, der unermüdliche Revolutionär und Landflüchtige, sich wieder in Italien aufhalten und gab in Ancona eine anarchistische Zeitung heraus, die gut war und die Verwirklichung auf ihre Fahne geschrieben hatte. Soviel jedenfalls wissen wir, daß Malatesta sich Zeit seines

langen Lebens niemals einer Volkserhebung entzogen hat und sich, solange er Kraft hat, nie einer entziehen wird. Er, der 1876 mit Carlo Cafiero zusammen die erste Manifestation des kommunistischen Anarchismus erließ, der 1877 aus einer kleinen bürgerlichen Revolte gegen Steuerbeamte in Benevent einen sozialistischen Aufstand machen half, der von damals an die „Propaganda durch die Insurrektionstat vertrat und mehr als einmal geübt hat, der die italienischen Gefängnisse so wenig scheute wie die waghalsige Flucht, der seit vier Jahrzehnten sein ganzes Leben der Idee und dem Kampf widmet und sich immer wieder im Exil kümmerlich durchs Leben schlägt, sei's als Schlosser, sei's als Limonadenverkäufer, sei's irgendwie durch der Hände Arbeit, er, der dazwischen in Wort und Schrift in zündender, klarer, volksverständlicher Art für Freiheit und Gerechtigkeit eintritt, – er ist weder zu alt noch zu müde, um, wenn das Volk losgeht, dabei zu sein. Und wir hoffen, er ist auch elastisch genug, um die neuen, Positives aufbauenden Verfahren des Sozialismus mitzumachen und weiterzuführen. Nun also wieder im Exil, – zum wievielten Mal? Nun also wieder in den schmierigen Mäulern der Verleumder, unter denen die liberalen Zeitungen Deutschlands natürlich nicht fehlen dürfen! Kein rechter Journalist fühlt sich verpflichtet, ja, keiner fühlt sich berechtigt, vom Anarchismus etwas Sicheres zu wissen; die Wahrheit zu kennen könnte seinem Beruf nur hinderlich sein. Sinnlos und verwegen gelogen wird über alles, was sich dem öffentlichen Leben zuwendet und dabei ablehnt, in einer politisch-parlamentarischen Partei Platz zu nehmen; wie sollte nicht über die Anarchisten gelogen werden, die ihr Bestes tun, die Erbärmlichkeit und Lächerlichkeit sämtlicher Parteien zu entlarven?

Ein Protest in Volksliedern

(1914)[24]

Markos Abschied vom Bundesbruder

Ein serbisches Volksgedicht[25]

Ritten aus zu Roß zwei Bundesbrüder,[26]
Konstantin der Bey und Marko Kralj'witsch.
Und es spricht der Bey zum Königssohne:
„Bundesbruder Kraljewitsche Marko,
Wenn du mich im Herbst besuchen wolltest,
Mich im Herbste am Demetertage,

[24] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 6. Jg., Nr. 12 vom 15.07.1914, S. 89-92.]

[25] Marko Kraljewitsch, das heißt Marko Königssohn, der am Ende des vierzehnten Jahrhunderts, kurz vor der Vernichtung des großen serbischen Reiches ein geschichtlich zweideutiges Kriegerleben führte, ist der große Held der serbischen Sage geworden und lebt in einer sehr großen Zahl Liedern und Sagen fort.

[26] Bundesbrüder, serbisch *pobratim*, nicht, wie *brat* der angeborene, sondern der erwählte, verbündete Bruder. Solche Verbrüderungen werden in Serbien, sofern die alte Sitte heute noch lebt, heiliger gehalten als Blutsverwandtschaft. Fortis sagt darüber in seiner Dalmatischen Reisebeschreibung 1770 (aus der der junge Goethe eines der schönsten serbischen Volksgedichte, den Klaggesang der Frau des Hasan Aga übersetzte): „Sie [die Morlachen, das heißt die serbischen Küstenbewohner Dalmatiens] haben gleichsam einen Punkt der Religion aus der Freundschaft gemacht; dies heilige Band wird von ihnen am Fuße des Altars geknüpft. In Gegenwart des ganzen Volkes wird alsdann auf die feierlichste Weise ein besonderer Segen über die beiden Freunde oder Freundinnen ausgesprochen. Ich war bei der Verbindung zweier Mädchen gegenwärtig, die sich in der Kirche zu Perusich zu *posestrime* [Bundesschwestern] einweihten. Man sah, nachdem sie das heilige Bündnis geschlossen hatten, die Freude aus ihren Augen glänzen: ein Beweis, welcher Zartheit der Empfindungen diese Menschen fähig sind. Die Freundschaft zwischen Männern und Frauen wird heutigentags nicht mit so großer Feierlichkeit geschlossen; allein man hat Ursache zu glauben, daß ältere und unschuldigere Zeiten eben diese Gewohnheiten gehabt haben. Die Pflichten der morlachischen Freundschaft erfordern, einander in jedem Bedürfnisse, in jeder Gefahr beizustehen, das seinem Freunde geschehene Unrecht zu rächen und so weiter. Sie treiben den Enthusiasmus bis zur willigen Entschlossenheit, ihr Leben füreinander hinzugeben oder zu wagen." So der Abbate Fortis vor hundertfünfzig Jahren. Unsre Zeitungsschreiber würden solche Bundesbrüder, wenn sie nach kühner Tat nicht sofort Reue zeigten, wenn gar ihr Auge strahlte, zynische Wichte nennen.

Den als meinen Taufpatron ich feire,
Daß dir würde Gastmahl und Bewirtung;
Wartet dein die schönste Aufnahm', Bruder,
Und 'ne Reih' der köstlichsten Gerichte."

Ihm erwiederte darauf Herr Marko:
„Mit der Aufnahm' wolle, Bey, nicht prahlen!
Als ich meinen Bruder Andres suchte,
War ich schon einmal in deinem Hause:
's war im Herbste am Demetertage,
Den als deinen Taufpatron du feierst,
Habe deine Aufnahm' da gesehen,
Aber auch drei Unbarmherzigkeiten.

Fragte drauf Bey Konstantin den Marko:
„Bundesbruder, Kraljewitsche Marko!
Sage, was für Unbarmherzigkeiten?"

Ihm versetzt der Kraljewitsche Marko:
„Dies die erst' der Unbarmherzigkeiten:
Zu dir kamen zwei verwaiste Kinder,
Um mit weißem Brote sich zu laben
Und mit rotem Wein sich zu erquicken;
Doch du sprachest zu den armen Waislein:
„Geht von dannen! Fort, ihr Menschenauswurf!
Macht den Herren nicht den Wein zum Ekel!" –
Dieses, Bey, tat meinem Herzen wehe
Und es jammerten mich tief die Waislein.
Und ich nahm die beiden armen Waislein,
Nahm sie nach dem Markte und den Läden,
Labte dorten sie mit weißem Brote
Und erquickte sie mit rotem Weine,
Ließ sie dann in reinen Scharlach kleiden,
Reinen Scharlach und in grüne Seide;
Dann erst schickt' ich sie nach deinem Hause,
Da sah ich's mit an, Bey, von der Seite,
Wie du jetzt die Waislein aufgenommen,
Beide nahmest du, die beiden Waislein,
Nahmest auf den rechten Arm das eine,

Nahmest auf den linken Arm das andre,
Trugest in das Haus sie an die Tafel:
‚Eßt und trinkt, ihr herrschaftlichen Söhne!'

„Noch 'ne Unbarmherzigkeit begingst du,
Als du alte Herren, einst in Ansehn,
Aber jetzt gefallen und verarmet
Und in alten Scharlach nur gekleidet,
Untenan an deine Tafel setztest.
Aber neue Herrn, Emporkömmlinge,
Die seit kurzem erst zu Ansehn kamen
Und sich stolz in neuem Scharlach trugen,
Diese setztest obenan am Tische,
Trugest selber Wein vor sie und Branntwein
Und die Reih' der köstlichen Gerichte."

„Doch die dritte Unbarmherzigkeit:
Vater hast du, Bey, und Mutter, beide;
Aber keines saß an deinem Tische,
Wohl im Herbste am Demetertage,
Den als deinen Taufpatron du feierst,
Vater nicht und Mutter bei den Gästen,
Für ihr Wohl das erste Glas zu leeren."

Ich komme mit zwei Protesten.

1. Jetzt kann es vielen, besonders aber den echten An-Archisten, angesichts des entsetzlichen, unentwirrbaren Nationalitätenhaders auf dem Balkan und seinen blutigen Folgen klar werden, daß Freiheit und Friede den Völkern nur kommen, wenn sie, wie Jesus und seine Nachfolger, in unsrer Zeit vor allen Tolstoi es raten, völlige Enthaltung von jeglicher Gewalt erwählen. Gewalt führt nur immer zu Gewalt. Wer aber jegliche Gewalt verwirft, wie wir es tun sollen, der wendet sich von denen ab, die wohl die Gewalttaten ihrer eigenen Nation und ihres Staates verherrlichen, die der Unterdrückten und der wilden Freiheitskämpfer feindlicher Nationen aber beschimpfen. Wir wollen uns vielmehr nach der Regel des großen Spinoza richten, daß wir nicht trauern und nicht lachen und nicht verab-

scheuen, sondern verstehen sollen, und darum werden wir nicht, wie jetzt alle Zeitungen, die beiden jungen Serben Cabrinovic und Princip Mordbuben, Elende, Ruchlose und dergleichen nennen, sondern werden uns erinnern, wie anders eine solche Tat von jeher beurteilt worden ist, wenn der Patriotismus des eigenen Volkes sie unter seine Fittiche genommen hat. Tell, der den habsburgischen Landvogt nicht auf offener Straße mitten unter Feinden, sondern in der hohlen Gasse meuchlings aus dem Hinterhalt erschoß, wird nicht einmal nur von den Schweizern als Nationalheld gefeiert; und in der Schule haben uns griechisch (aber nur altgriechisch) patriotische Schulmeister das berühmte Volkslied der alten Griechen rezitiert:

Freiheitslied

Myrtenzweige sollen mein Schwert umhüllen,
Wie's Harmodios und Aristogeiton
Trugen, als sie die Tyrannei erlegten
Und die Freiheit Athenen wiederschenkten.

Bist, Harmodios, Liebster, nicht gestorben.
Auf der Seligen Inseln wohnst du, Dichter
Preisen dich und singen, daß Held Achilleus
Und Diomed der Tydide bei dir wohnen.

Myrtenzweige sollen mein Schwert umhüllen,
Wie's Harmodios und Aristogeiton
Trugen, als sie an Athenens Feste
Den Tyrannen Hipparchos niederwarfen.

Euch, ihr Liebsten, ewiger Ruhm wird bleiben,
Dir, Harmodios und Aristogeiton,
Daß ihr einst den Tyrannen niederwarfet,
Und die Freiheit dem Vaterlande schenktet.

Die Menschheit verlumpt, wenn nicht über denen, deren Urteile von ihrer Partei bedingt sind, über denen, die Tell und Harmodios und

Aristogeiton preisen, Cabrinovic und Princip, die serbischen Bundesbrüder, aber verfluchen, wenn nicht über all diesem verruchten und mörderischen Subjektivismus solche stehen, die all die Standpunkte der Streitenden und Mordenden ernst oder gar lächelnd überschauen und der Objektivität fähig sind. Objektivität, die anderes als Fischblut ist, Objektivität im Moment des Erlebnisses, – wenn wir die nicht aus der Geschichte lernen, dann hat es keinen Wert, daß die Menschheit Geschichte und Gedächtnis hat.

2. Unmittelbar nach dem Attentat auf den Erzherzog, dem auch, höchst wahrscheinlich gegen den Willen des Täters, die Frau des Erzherzogs zum Opfer fiel, drehte sich das Rad und nun wurden unschuldige Serben zu Tausenden das Opfer und wurden mißhandelt, auch ermordet, ihrer Habe beraubt und beschimpft. Eine besondere Richtung Kroaten, nächste Verwandte der Serben, die selbst schwer unter dem Verfassungsbruch gelitten und es an Attentaten gegen hohe Beamte selbst nicht hatten fehlen lassen, mohammedanische Bosniaken, die ihrer Herkunft nach selber nichts weiter als Serben sind, und Deutsche taten sich zusammen, um in Sarajewo und andern Städten Bosniens keinen Serben unbeschimpft und unverletzt zu lassen; dieser Pogrom hat schon heute mehr als zwei unschuldigen Serben das Leben gekostet. Mehr als zwei: denn es muß gesagt sein, daß das Leben eines serbischen Kaufmanns oder Handwerkers in Sarajewo nicht ein Titelchen weniger wert ist als das Leben des Erzherzogs oder seiner Frau. Ich habe aber nirgends gelesen, daß die Zeitungen auch nur ein Quentchen Entrüstung gegen diese Verfolgungen aufgebracht haben. Da gilt es zu betonen, daß die Serben eine alte, edle Nation mit großer und ehrwürdiger Geschichte sind, daß wir in inniger Liebe des serbischen Volkes gedenken vor allem darum, weil in diesem Volke seit vielen Jahrhunderten das Lied in einer Schönheit und einem Reichtum fast ohnegleichen lebt. „Wo man singt, da laß dich ruhig nieder – Böse Menschen haben keine Lieder –“ säuseln die Deutschen; ja freilich! wenn nur sie selber sich nicht, als Nachfolger der Türken, dergestalt unter den singenden Völkern niedergelassen hätten, daß denen der Gesang verging und allerdings allerlei Bösartigkeit erwachte! Aber was je war, ist ewig: die Serben, die heute gepeinigt und unterdrückt werden, sind die Serben, die ihre süßen Volkslieder gesungen

haben: an dem Erwachen der Menschheit zu neuer Schönheit und Gerechtigkeit liegt es, daß sie wieder werden, was sie sind.

Zum Protest gegen ihre Marterung und zum Dank für ihr wahres Volkswesen wünsche ich den Serben als kleines Beispiel ihrer seelenschönen Fülle an dieser Stelle zwei ihrer eigenen kleinen Lieder zu widmen, wie sie unter Goethes Augen dem deutschen Volke von der Dichterin Talvj übertragen wurden.

Allen dienen, Einen lieben

Schön ist's, in der Nacht dorthin zu schauen,
Dorten am Gestad' der stillen Donau,
Wo die Helden ihr Gezelt aufschlugen,
Drinnen sich am goldnen Wein erlaben.
Ihnen dienet eine schöne Jungfrau,
Und wie jedem sie den Becher reichet,
Will im Rausch ein jeder sie umarmen;
Doch es wehrt und spricht die schöne Jungfrau:
„O ihr Helden, und ihr edeln Herren,
Dienerin zwar bin ich euer aller;
Liebchen aber kann ich deß nur werden,
Nur des einz'gen, den mein Herz erwählet."

Sarajewo

Sarajewo, bist so finster worden!
Sage, hat dich Feuersglut verwüstet?
Überschwemmten dich des Stromes Wogen?
Oder hat die Pest dich hingemordet? –

„Hätte Feuersglut mich so verwüstet,
Weiße Höfe wären neu erbauet;
Hätte Wasserflut mich überschwemmet,
Meine Märkte wären rein gewaschen;
Aber mich hat Pest dahingemordet!
Jung und alt hat sie dahingemordet!
Lieb und Teure auseinander rissen!"

Lebt das alte Lied noch im serbischen Volke, dieses düstere Pestliedchen, das ein paar hundert Jahre alt ist, könnte verändert und fortgesetzt werden; denn inzwischen haben die Serben eine schlimmere Pest kennen gelernt, deren Wüten sie jetzt wieder in dieser ihrer altehrwürdigen Stadt Sarajewo verspürt haben.

Veitstag

(1914)[27]

Hätten die Ratgeber der österreichischen Krone das Bewußtsein ihrer eigenen Schuld gehabt, hätten sie bedacht, daß die Serben eine unterdrückte Nation sind, eine solche also, die mindestens ebenso stark in den großen Überlieferungen der Vergangenheit lebt wie in der von den Philistern für die alleinige Wirklichkeit ausgegebenen Gegenwart, sie hätten vielleicht doch dafür gesorgt, daß der Erzherzog Franz Ferdinand nicht gerade am Tag des heiligen Veit nach Sarajewo kam. Der heilige Veit soll einmal im Mittelalter in seiner Straßburger Kapelle christliche Derwische, Gottestrunkene, die von mystischer Ekstase in unendlichen Tanz getrieben waren, von ihrer heiligen Raserei geheilt haben; bei den Serben aber verhielt er sich genau zur selben Zeit und verhält er sich jetzt wieder anders: da war er nun schon zum zweitenmal der Patron der heiligen Raserei des Nationalismus.

Erschossen wurde der Erzherzog am Sonntag, den 28. Juni; für die griechisch-katholischen Serben aber, die noch den Kalender alten Stiles haben, ist das der 15. Juni, eben der Tag des heiligen Vitus oder Veit. Diesen Tag nennen die Serben Widow-Dan, das heißt Vitustag, und in übertragener Bedeutung wird überdies jeder große Entscheidungstag in Serbien von altersher ein Widow-Dan genannt. Diesmal aber war es auf den Tag der richtige Widow-Dan, der

[27] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 6. Jg., Nr. 12 vom 15.07.1914, S. 95-96.]

fünfhundertfünfundzwanzigste Jahrestag nämlich der Schlacht auf dem Amselfeld oder Kossowo.[28]

Die große Schlacht auf dem Kossowo, die zwischen Türken und Serben am 15. Juni 1389 geschlagen wurde und seitdem im Liede gefeiert wird, brachte den Serben keinen Sieg; eher könnte man sie als den Anfang des Untergangs ihres großen Reiches bezeichnen: Lasar, der in der Schlacht fiel, war der letzte selbständige Zar des großen Reiches. Der große Held dieses Tages aber ist nicht Lasar, sondern Milosch Obilitsch, sein Eidam, und die Tat, um die er gefeiert wird, „soweit die serbische Zunge klingt und Gott im Himmel Lieder singt", war keine gewöhnliche Kriegstat im Schlachtgetümmel, sondern die Mordtat eines einzelnen Attentäters.

Seltsam, daß sich unsere Tragödiendichter des Stoffes noch nicht angenommen haben. Milosch Obilitsch stand noch am Tag der Schlacht selbst im Verdacht, Verrat im Schilde zu führen. Fast war es mehr als Verdacht, es schien ganz festzustehen. Denn sein eigener Schwager, der andre Schwiegersohn des Zaren, Wuk Brankowitsch hatte das schmähliche Gerücht aufgebracht, um den Verdacht von sich abzulenken: er selbst mit seinen Truppen ging dann zu den Türken über und entschied den unheilvollen Ausgang. Da galt es nun zweierlei für Milosch, das sich zu einem verband: seine Ehre strahlen zu lassen und gerade dazu das entehrende Gerücht klug zu benutzen. So mag in ihm der Plan entstanden sein, in der Tat während der Schlacht seine eigenen Wege zu gehen, aber zum Heile des Vaterlandes.

Groß schildert das Lied die Szene am Tag vor der Schlacht, beim Mahle auf Kruschewaz, zwischen dem Zaren, der seinen größten Helden als Verräter an seinem Tische zu wissen glaubt, und diesem Milosch, der zum Äußersten entschlossen ist:

Nimmt der Zar den weingefüllten Becher
Und spricht also zu den hohen Gästen:

[28] Übrigens mag der heilige Veit in der vierten Dimension, in der er sich aufhält, seinen 15. Juni alten wie neuen Kalenders als ein und denselben Tag erleben; einen entscheidenden Schicksalstag wenigstens nach westeuropäischem Stil hat er vor sechsundzwanzig Jahren auch den Deutschen beschert, so daß nach der Rechnung des heiligen Veit die Thronbesteigung Kaiser Wilhelms II. und der gewaltsame Tod des Erzherzogs Franz Ferdinand beide auf den Veitstag fallen.

„Wem wohl trink ich zu den vollen Becher?
Wenn die Jahre hier entscheiden sollen,
Muß ich ihn dem alten Bogdan reichen;
Soll es nach dem höhern Range gehen,
Trink ich zu ihn dem Wuk Brankowitschu;
– – – –
Aber soll mich Heldenmut bestimmen,
Trink ich zu ihn dem Woiwoden Milosch.
Keinem andern sei er zugetrunken!
Auf das Wohl des Milosch Obilitscha!
Sei gesund, o Milosch, treu und untreu!
Treu zuerst mir und zuletzt mir untreu;
Morgen wirst mich in der Schlacht verraten,
Übergehen zu dem Heer des Murat;
Sei gesund und trink den Becher aus;
Trink und nimm den Becher zum Geschenke!“
Sprang der Milosch auf die leichten Füße,
Neigte tief sich bis zur schwarzen Erde:
„Danke dir, du löblicher Knes Lasar!
Danke für den Zutrunk dir von Herzen,
Für den Zutrunk wie für dein Geschenk dir;
Aber keinen Dank für solche Rede.
Denn – mich soll die Treue sonst vernichten! –
Untreu bin ich niemals noch gewesen,
Nie gewesen, werd’ es auch nie werden,
Sondern denke morgen auf dem Schlachtfeld
Für den Christenglauben mich zu opfern;
Untreu aber sitzt an deinem Knie,
Trinket Wein jetzt unter seidner Hülle.
Er ist’s, der verdammte Brankowitschu!
Morgen an dem heilgen Widow-Tage
Werden wir im Amselfelde sehen,
Welcher treu sich zeiget oder untreu.
Doch beim großen Gotte sei’s gelobet:
Nach dem Amselfelde geh ich morgen,
Morde dort den Türkensultan Murat,
Tret’ ihn auf die Gurgel mit dem Fuße!
– – – –

Und so tat er. Mit zwei Bundesbrüdern, Milan Topliza und Iwan Kossantschitsch entfernte er sich vor dem Grauen des Morgens vom Heere und begab sich ins türkische Lager. Sein Verlangen, sofort zum Sultan geführt zu werden, wurde freudig erfüllt, da das Gerücht ihm vorausgeeilt war und man den berühmten Helden für einen Überläufer hielt. Er trat ins Zelt des Sultans, kniete vor ihm nieder, beugte sich auf seine Hand und stach ihm den Dolch ins Herz. Die Türken im Zelt hieben ihn nieder; doch starb er nicht gleich und konnte noch sterbend seinem sterbenden Zaren Lasar sich auf Knien als getreu bis in den Tod erweisen. Das Lied aber singt:

Segn' ihn Gott dafür und all die Seinen!
Leben wird er in der Serben Herzen,
Leben stets in Sage und Erzählung,
Bis die Welt und Amselfeld vernichtet!

Diese Bedeutung des Veitstages für die serbische Nation muß man kennen, um zu verstehen, mit welchen Erinnerungen ihnen die Tat der verschworenen Carbonari nun verschmelzen mußte, die gerade am Widow-Dan des Jahres 1914 in der seit 1908 von Österreich annektierten alten Serbenstadt Sarajewo den Repräsentanten und nächsten Erben der habsburgischen Monarchie umgebracht haben. Das Merkwürdige an dieser Wiederholung der Geschichte ist die Mischung aus Zufall und Wille: denn es ist anzunehmen, daß die Höflinge sich nichts dabei gedacht und keine Herausforderung beabsichtigt haben, als sie den Thronfolger an einem gewöhnlichen 28. Juni unseres Kalenders in Sarajewo sein ließen[29], daß aber die serbischen Verschwörer sich viel dabei dachten, als sie am denkwürdigen 15. Juni ihres Kalenders dem Veitstag, ihrem Nationalfest, eine neue Bedeutung schufen, die für ihr Empfinden der alten Bedeutung dieses Tages entsprach. Konnten nicht auch sie, die nun von ihrer Nation abgeschnürt waren und höchsten fürstlichen Besuch in Bosniens Hauptstadt empfingen, wie Verräter dastehen? Mit welchen Gefühlen, so mochten sie denken, sollten die Serben des Königreichs

[29] Nachträgliche Anmerkung: Darüber und über einige zugehörige Dinge denke ich nicht mehr so gutmütig und naiv; noch im Juli 1914 sind mir darüber andere Gedanken gekommen, die sich seitdem verstärkt haben.

und des Fürstentums Montenegro auf sie sehen, wenn der Habsburger unter Jubelrufen durch Sarajewos Straßen zog? Am Tag von Kossowo, am Widow-Dan? Und so mag der Plan gereift sein, durch eine Milosch-Tat zu zeigen, daß sie treu zu ihrem Volke standen. Wie Veitstanz kam die heilige Raserei des Patriotismus über sie, und blutig wiederholte sich der Veitstag vom Amselfeld. Solange es Amseln gibt, werden sie Lieder singen und Nester bauen; aber nicht solange es Menschen gibt, nur solange es Staaten gibt, werden die Lieder der Menschenvölker Mordtaten preisen, die im Gedenken an die Nation und die ihr geschuldete Treue begangen wurden; werden die Lieder der Menschen alten Mord künden und neuen Mord aus dem Zwang ihrer Rhythmen und ihrer beschwörenden Erinnerungen loslassen. Amselfeld, Amselfeld! Ein Wort süßen Friedens ist zur Parole des Krieges geworden, wie die Menschenvölker durch die Staaten zu Räubern und Mördern geworden sind.[30]

Der europäische Krieg

(1914)[31]

Der Krieg ist da, der europäische Krieg, der Krieg Europas gegen Deutsches Reich-Österreich. Niemand, der unser Blatt, auch nur in der letzten Zeit, gelesen hat, kann sagen, wir hätten nicht vorausgesehen, was gekommen ist und was kommen wird.

Italiens endgültige Stellung wird von einer vielleicht entscheidenden Bedeutung sein, – und was diese Regierung und mit ihr ihre Armee und ihr Volk tun wird, braucht sich nicht gleich im Anfang zu zeigen.

---

[30] Nachträgliche Anmerkung: Was bis hierher mitgeteilt wird, war unter der Herrschaft der Gesetze gedruckt worden. Was noch folgt, wurde veröffentlicht unter der Gewalt der Militärdiktatur.

[31] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 6. Jg., Nr. 13 vom 10.08.1914, S. 97-98.]

Die Welt hat schon mehr europäische Kriege gesehen – den siebenjährigen, den dreißigjährigen; wie lange dieser dauern wird, weiß niemand.

Was für eine Art Krieg es sein wird, lehrt keine Geschichte des Krieges von 1870/71 und keine der verbreiteten Phantasiedarstellungen, – lehren auch nicht recht die letzten Kriege auf dem Balkan, wo besondere Verhältnisse gewaltet haben; lehrt vielmehr nur der russisch-japanische Krieg: Riesenschlachten, die nach Raum und Zeit kein Ende nehmen wollen und die schließlich trotz allen weittragenden Waffen in Nahkämpfen mit dem Kolben, dem Revolver, der Handbombe, dem Säbel und den natürlichen Werkzeugen unsres Tierleibes schließen. Nicht leicht wird sich eine von zwei Parteien für besiegt halten; der Kelch wird bis zur Neige geleert werden.

Die Menschheit darf nicht, wie die übliche billige Redensart lautet, ihr Haupt verhüllen; sie muß die harten Tatsachen sehen, wie sie sind; sie muß sich sehen lassen und muß im Kleinen und Großen helfen, wo sie kann.

Unsern Freunden und denen, die nicht unsre Freunde sein wollen, sagen wir, daß wir keinen Haß, gegen keinen, im Herzen tragen. Es gilt für die einzelnen, gleichviel welche Stellung sie bekleiden, wie für die Nationen: keiner ist schuldig, alle sind schuldig. Alle, – auch wir sind schuldig. Noch mehr und das Höchste gesagt: selbst Buddha, selbst Jesus von Nazareth, der Friedens- und Gleichheitskünder, sind von der Mitschuld an dem Furchtbaren, das die Menschheit sich selber antut, nicht freizusprechen. Zu billig, zu billig, von den andern, von den Völkern zu sagen: sie haben Ohren und hören nicht; tiefer als es je geschehen ist, muß die Menschheit erschüttert werden. Nicht sagen: sie wollen nicht hören; nur sagen: wir haben allesamt noch nicht recht gesprochen; wir haben noch nicht recht getan. Wir alle nicht, von jeher.

Wir hier sind kleine Leute; aber unser Amt ist, das Große dadurch vorzubereiten, daß wir das unsre tun, rein, treu, ohne Markten, ohne pharisäische Überhebung und in Güte gegen alle.

Was hier jüngst bei einer andern Gelegenheit gesagt wurde, gilt jetzt vor allem: es kommt darauf an, bei allem subjektiven Nationalismus des gebotenen Handelns, das objektive Denken nicht zu vergessen. Nie vergessen, daß, was die einen tun, auch die andern nicht lassen: in Ausübung der Pflicht fest, hart, unerbittlich sein; es wird

Momente geben, wo man keineswegs menschlich sein kann; aber man kann in unmenschlich hartem Todverfolgen die Achtung bewahren. Nie Mob werden, nie lynchen; in diesen Zeiten zeigt es sich, wie das Schlimmste des Schlimmen die tierische Wut ist, und was für Träger der Kultur doch wahrhaft die Richter und selbst die Scharfrichter sind. Handelt, ihr Menschen allesamt, wie ihr handeln müßt; aber denkt und fühlt, wie ihr sollt. Euer Gewissen, das sich äußert in eurer Haltung, ist eure Freiheit.

Helft, wo ihr könnt; helft vor allem in euren Gemeinden. Wir tragen andre Gemeinden, als jetzt sind, im Sinne; aber jetzt ist der Kreis unsres Wirkens außer dem, was kommen soll, auch das, was ist. Wirkt darauf hin, daß die Gemeinden offene Tafel einrichten. Nur für zweierlei tut jetzt not, daß die Gemeinde, oder, wo sie versagt, die private Initiative sorge: daß jeder Mann, der zurückgeblieben ist, jede Frau und jedes Kind nicht hungere und nicht friere. Ob die Kleidung mehr oder weniger dürftig oder gar zerfetzt ist, darauf kommt wenig an; der Arme darf seine Lumpen ohne Scham zeigen; wohnen wird man fast alle überall lassen; die Miete wird, wo es not tut, gestundet oder erlassen werden. Die Gemeinden oder frei sich bildende Gemeinschaften sollen offene Tafel halten, wo es Kost gibt nach dem Muster der Volksküchen für jeden, der kommt; keiner soll sich scheuen; denn auch in den sogenannten besseren Klassen kann es bald vielen an Nahrung fehlen. Im Freien können die Tische aufgeschlagen sein, wo die dampfenden Kessel stehen; später, wenn der Herbst kommt, in geschlossenen warmen Hallen.

Keiner darf hungern; keiner darf frieren! Keiner darf erst fragen und betteln müssen, wo er Nahrung und Wärme finde!

Eine große, prachtvolle Aufgabe haben die Konsumgenossenschaften: für die Vorräte und für normale Preise zu sorgen. Jeder wirke dahin, daß da das Rechte großen Zuges geschehe und vorbereitet werde, ehe es zu spät ist. Gut und aller Ehren wert der Kampf der militärischen Generalkommandos gegen den Wucher; gut die Festsetzung von Maximalpreisen und die schnelle Justiz gegen die Spekulanten und Preistreiber; aber Unterdrückung allein genügt nicht; es gilt zu bauen.

Jeder fange an und fahre fort, aufs einfachste zu leben.

Von unten nach oben wie von oben nach unten sollen sich die Menschen verbrüdern.

Zeiten der Not sind Zeiten der Größe, trotz alledem; in Zeiten der großen Not und des Aufschwungs rücken die Menschen einander näher. Unausbleiblich [ist] und jetzt schon zu spüren, daß durch diese Annäherung, durch dieses Bangen und Verlangen, durch diese Düsterkeit und geschlossene Strenge auch ein erotischer Strom zieht. Möge es der Eros des Platon sein, der die Menschen zum Göttlichen eint; möge es auch die Liebe sein, die Mann und Weib in die Umarmung schlingt. Widerwärtig und ein Greuel war es uns von jeher, das Natürliche, das Menschliche, das Göttliche in den Kampf der Klassen hineinzuziehen und etwa Gebärstreik zu predigen; am ekelhaftesten wäre es jetzt, etwa zu lehren, da die Menschheit sich ausrotte, solle man dem Moloch keine Kinder mehr gebären. Nein doch, ihr Frauen und Mädchen, bleibt der Natur treu und dem besonderen Zug, der jetzt geheimnisvoll in der Luft und in euren Nerven weht. Es gilt große Erneuerung und großen Ersatz: gebt euch willig dem Drang der Menschheit hin, der euch zur Schwangerschaft ruft!

Wir, die wir von unsern Gefühlen und Wünschen her vereinsamt und abgesondert sind, beneiden alle, die in Aufschwung und echter Begeisterung geeint sind. Wir verachten nur die, die bloß leben wollen, um zu leben; wir achten alle, die ihr Leben an ein Ziel setzen. Es ist ein andres Ziel, als wir es der Menschheit wünschen; halten wir uns so, daß auch die uns achten, die unser Ziel nicht verstehen.

Wer weiß, welchen unbekannten Keim die schwere Wirklichkeit geheimnisvoll im Schoße birgt, die jetzt über die Menschheit hereingebrochen ist? Wer weiß, ob nicht wir Vereinsamten und Verhöhnten, wenn die Stunde kommt, wo die uralte Liebe über all den Haß hervorbricht, ob wir nicht die Bewahrer des Keims gewesen sind? Am Glauben liegt alles; wer jetzt nicht treu ist, verrät nicht nur sich allein.

10. August 1914.

Zum Gedächtnis

(1914)[32]

Tröstlich ist es, in diesen Zeiten zu sehen, wie die Menschen sich nach plötzlicher tiefer Erschütterung, nach blitzartiger Erleuchtung, nach völliger Umkrempelung all ihres Wesens wenigstens sehnen, – wenn es auch nicht so ganz sicher ist, ob sie alle, die es sich jetzt einbilden, wirklich durchschüttert sind und eine Umwandlung von Grund auf wahrhaft erlebt haben. Das alte, beißende Bibelwort, daß der Prophet im Vaterland nichts gilt, könnte mit erneuertem Sinn zu neuer Geltung kommen, wenn die Wechsel auf die nächste Zukunft, die jetzt so verschwenderisch ausgestellt werden, zur Einlösung vorgezeigt werden; wer weiß, ob da nicht mancher Prophet zu Protest geht. Aber immerhin, vorläufig melden sich schon in allen Tageszeitungen die Philosophen, die funkelnagelneu die Entdeckung gemacht haben, daß es eine erhabene und große Sache sei, für eine Gemeinschaft das Leben zu lassen. Der alte Horaz hat es auch schon verkündet, und noch früher hat man's ebenso gut gewußt und besser bewährt; denn es hat nicht gerade den Anfang der glorreichsten Zeit römischen Wesens bedeutet, als der Hofdichter den Tod fürs Vaterland just in dem Zeitpunkt besang, wo die alten Deutschen in der Hermannschlacht das kaiserliche Rom besiegten. Aber es war, sagt man uns, in Vergessenheit geraten, und der Schwung, der jetzt durchs deutsche Volk geht, hat es unsern Denkern und Dichtern wieder beigebracht, daß es eine Sache gibt, für die es sich lohnt, mit Todesverachtung zu leben. Nicht wahr, so meinen sie's doch, die Philosophen, Dichter, Forscher, Professoren und Zeitungsschreiber: eine Sache wollen sie auch fernerhin haben, für die sie bereit sind, mit Todesverachtung Tag um Tag zu arbeiten? Nicht wahr, so meinen sie's doch, unsre Ästheten, deren frechster Führer noch vor ein paar Jahren die frechste Losung ausgegeben hatte: Lieber Sklav als tot! – so meinen sie's doch jetzt: daß Todbereitschaft für eine Sache, nicht bloß im Augenblick, wo sie ihr bedrohtes Vaterland verteidigen, sondern auch nachher, wenn es geschützt und gerettet, und der vorübergehende Notstand herum ist, daß diese Hingebung das

[32] [Erstveröffentlichung | Der Sozialist, 6. Jg., Nr. 17 vom 20.10.1914, S. 129-133.]

Zeichen ist, an dem ein Volk sowohl wie der rechte Adelsmensch erkannt wird?

So meinen sie's doch? Nun, dann sei ihnen etwas verraten, auch etwas Altes, das sie bloß nicht wußten, nicht wissen wollten und mit Vergessen überpolstert hatten: sie selber, diese Philosophen und Dichter, haben längst und schon immer eine solche Sache, und hatten nur bisher beschlossen, keine zu haben. Allerdings ist's nicht eine, die gleich massenhaft daherkommt; und auch dafür, daß sie behördlich konzessioniert sei, kann völlige Bürgschaft nicht für alle Zeiten übernommen werden. Es wäre ihnen zu empfehlen, dieser ihrer eigenen Sache treu und mit Todbereitschaft fürderhin zu dienen, und unter dem starken Motto: *Qui potest mori, non potest cogi* – Was schiert mich Zwang, der ich sterben kann – ihrer eigenen Sache die Wendung ins Leben, ins öffentliche Leben zu geben, die sie ohne Zweifel in sich birgt. Haben sie sich doch alle jetzt, die Denker und Dichter, dem öffentlichen Leben zugewandt, wo mit bezwingender Gewalt, nicht aus ihrem ahnungslosen Innern, sondern von außen, eine Sache zu ihnen kam. Mögen sie, wenn sie sich ihrer eigenen Sache dann wieder zuwenden, nie vergessen, daß kein Dichter und kein Denker eine Sache hat, die nicht das Volk und seine Einrichtungen, die nicht das öffentliche Leben anginge. Mögen sie, soweit sie bisher zur Kritik und Negation neigten, überdies sich für alle Zukunft merken, daß jetzt einmal von außen die Lust am Positiven und an der Stärke über sie gekommen war, und mögen sie sich fragen, ob nicht die Negation, wenn sie stark ist, immerdar aus dem Positiven heraufsteigt, in der Art wie's Bakunin endgültig formuliert hat: Die Lust der Zerstörung ist eine schaffende Lust! Mögen sie sich besinnen, ob diese Losung alles Diabolisch-Göttlichen nicht für die Führung des Geistes noch zwingender sein muß als für die unbekümmerte Führung der Kriege, und mögen sie unbesorgte Kraft in der neuen Zeit, die sie nun anbrechen sehen, nicht bloß bewundern, sondern haben und üben!

Eines freilich macht bedenklich, ob ihnen den künftigen Krieg für die Idee auch nur zu verkünden und zu verherrlichen so leicht fallen wird wie den jetzigen Krieg zur Verteidigung ihres vaterländischen Staatswesens. Auch im Krieg nämlich fürs Vaterland haben diese Philosophen, Forscher, Dichter, Zeitungsschreiber und Professoren sich denn doch nicht eigentlich als Helden und ganz gewiß

nicht als Rebellen gezeigt. Sie waren nicht gerade die Stein und Scharnhorst und Schill und Kleist und Görres und Arndt und Fichte, welche den Befreiungskrieg gemacht hatten, weil er ihre Sache oder doch ein Stück Wegs zu ihrer Sache war; über unsre neuen Propheten kam die Begeisterung und Entschlossenheit vielmehr, wenn schon nicht *post festum*[33], so doch erst *post manifestum*[34], nach der Kriegserklärung der Regierungen nämlich; nicht eine Nacht des 4. August, sondern der Nachmittag des 4. August 1914 ist es, was ihren Zunder zum Glühen gebracht hat. Ist es so ganz sicher, daß diese hinkenden Führer des Geistes, die mehr den Eindruck von Marodeuren als von Pionieren machen, nicht dann, wenn erst die Regierungen Frieden schließen, aufs Haar und auf die Glatze die nämlichen sein werden, die sie waren, ehe die Regierungen bekannt gaben, daß nun der Krieg über die Völker und über die Stimmung dieser Geistigen kommen solle; die nämlichen, die sie waren, ehe diese Geisteshelden selbst, durch Bewunderung der andern und Staunen über die noch prachtvoll vorhandene Gesundheit der Völker Europas, zum Pathos und zu der Einsicht kamen, daß sie selbst bisher leere Fässer gewesen waren? Man bedenke nur, daß – abgesehen von den ersten Spuren der holden Gründerzeit und der Periode der Muschelaufsätze – der deutsche Geist 1872 nicht eigentlich besser aussah als 1869; und daß 1824, als Fichtes Reden an die deutsche Nation, ein Jahrzehnt nach den Freiheitskriegen, in zweiter Auflage erschienen, es um die Macht der Idee in Deutschland nicht besser, sondern schlimmer bestellt war als 1808, ein halbes Jahrzehnt vor der Befreiung, wo sie erstmals herausgegeben wurden. Es wäre gut, wenn sich die deutschen Denker und Dichter, die sich jetzt, und dazu noch mit etlichem Recht, am liebsten schämen möchten, daß sie nichts anderes sind, keinen Illusionen darüber hingäben: daß es ihnen nur während des Kriegs erlaubt ist, ihre leeren Fässer mit dem Aufschwung des Volks zu füllen und in ihre leeren Adern das in den Schlachtfeldern vergossene Blut zu pumpen, daß sie nach dem Krieg aber entweder Führende mit eigenem starkem Inhalt und selbstge-

[33] [im Nachhinein]

[34] [nach offenkundigem Eintreten]

wachsener Todbereitschaft oder bankerott sein werden wie Ulrik Brendel[35]!

Zum Gedächtnis sind diese Worte gesagt: zur Stärkung des Gedächtnisses zunächst für alle, die jetzt am liebsten nicht nur die Vergangenheit, sondern sich selber vergessen und verleugnen möchten. Sie sollen nur an sich denken und sich zu sich bekennen und dürfen sicher sein: haben sie sich erst gefunden und glauben an sich, so wollen wir auch mit Freuden und Gründen Vertrauen zu ihnen fassen; wenn sie tapfer zu dem stehen, was sie sind, ja, wenn sie auch nur ein Millionstel der Begeisterung und Entschlossenheit für die Wahrheit aufbringen wie fürs Vaterland, dann soll all der Aufwand, den sie jetzt mit roter Tinte treiben, ihnen verziehen sein. Nicht freilich ist hier von den Wahrheiten die Rede, die man in Büchern begräbt; um die Wahrheit im öffentlichen Leben geht es, von der Schule angefangen; und nicht um die eingesehene und lau mit Worten umspülte Wahrheit, sondern um den Krieg endlich für die Verwirklichung. Daß der Krieg der Vater aller Dinge sei, hat ein alter Weiser gesagt; ihr wißt es gut, da ihr jetzt alle brauchbaren Zitate der Philosophen mit der Wurzel ausrauft, um sie auf die Massengräber unsrer Krieger zu pflanzen; bedenkt das Wort nur auch, wenn es bald gilt, es in seinem echten Sinne auf den Kampf des Geistes anzuwenden und eure Sehne zu spannen, ihr Bogenschützen der Möglichkeit und A-B-C-Schützen der Verwirklichung! Am Ende könnten die Philosophen von Herakleitos bis Nietzsche euch ein anderes Streiten und andern Angriff mit klingendem Spiel zugemutet haben, als ihr jetzt meint; vielleicht ist auch eure Kriegsbegeisterung nur die verkappteste Form eurer verruchten Bequemlichkeit, ihr Literaten; und vielleicht hat auch Jesus Christus, als er sprach, er sei nicht gekommen den Frieden zu bringen, sondern das Schwert, eher den Krieg gegen euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, im Sinne gehabt, als den gegen die Franzosen. Es könnte doch sein –

Zum Gedächtnis sind diese Worte gesagt: zum Gedächtnis an all die Tapfern des Geistes, die nicht gewartet haben, bis ihnen von außen und von Massen der Anreiz kam, die Macht ihres Lebens über die Grenze des Todes hinauszutreiben. Allzeit, solange es Völker auf

[35] [Figur aus Ibsens Drama „Romersholm", 1886]

Erden gegeben hat, sind sie daher Völker gewesen, daß einzelne unter ihnen erstanden waren, die nicht auf den Aufschwung und die Geschlossenheit der Massen warteten, um dann hinterher, in einem Tageblatt etwa, über die Todbereitschaft ihr Windei zu legen und zu begackern, sondern die, als ringsum alles in trägem Tode lag, sieghaft ihr Leben in die bleierne Masse spritzten. Das ist die echte Todbereitschaft des Geistes, und das ist die wahrhaft nationale Größe in Geistigen: die nicht den fertigen Nationen ängstlich, den Anschluß zu versäumen, hinterher läuft, sondern die durch die Kraft ihres Wesens und die Stärke ihrer Liebe zur schöpferischen Idee sich zu der Achse schmiedet, um die sich im Schwunge ein neues Volk anschließt. Todbereitschaft des Geistes ist Ketzerei: mögen die heutigen Schreiber an diesem ewig gültigen Merkmal prüfen, was es mit ihrem Leben und ihrem Tode und ihrem Pathos auf sich hat, und wie anders es ist, Quell zu sein, der sich auf dem Weg über den Himmel aus dem Meere speist, dem er ursprünglich und gewachsen sein Neues bringt, als ein polizierter Kanal zwischen den regulierten Flüssen. Verdächtig, ihr heutigen Geistigen, ist euer Eifer, euch nicht mehr zu unterscheiden; leicht könnte es sein, daß ihr demnächst von nichts so gut als von diesem Kriege gelernt hättet, in Zukunft Frieden zu halten und die bestehenden Mächte, die ihren Wert ja erwiesen haben, in Ruhe zu lassen.

Zum Gedächtnis sind diese Worte gesagt: zum Ehrengedächtnis zweier Menschen, eines Mannes und einer Frau, die sich als Führer ins Reich des Geistes bewährt haben, da sie ohne Massensuggestion und als in der Wüste verlassene Ketzer, ohne Milieu und nicht als Nachläufer, sondern als Vorläufer ihrer Erkenntnis, ihrem Glauben und ihrem Willen bis in den Tod getreu geblieben sind. Zum Gedächtnis unsrer Völker und zumal unsres deutschen Volkes seien diese Worte gesagt, damit wir inmitten all der teuren Toten, die jetzt in Massen gefallen sind und noch fallen werden, der einzelnen nicht vergessen, die von den Massen und ihrer Trägheit für die Massen und ihre Erweckung geopfert worden sind. Zum Gedächtnis an Francisco Ferrer, den Spanier, und an Voltairine de Cleyre, die Amerikanerin, sind diese Worte gesagt, – und unbeschreiblich ist die Qual über unser nur durch Schuld der Geistigen, die keine Führer, sondern Troßknechte sind, geschändetes Geschlecht, mit der wir allerbitterst den Spaß hinzufügen, daß wir hier in Deutschland ihrer

ja gedenken dürfen, da sie keinem feindlichen, sondern neutralen Ländern angehören!

Am 13. Oktober waren fünf Jahre vergangen, seit Francisco Ferrer im Graben der Folterfestung Montjuich standrechtlich erschossen worden ist. In Brüssel haben ihm Freimaurer und andere freie Denker auf öffentlichem Platze ein edles Denkmal errichtet; in England hat ein führender Schriftsteller, William Archer, seinem Leben und Werk ein umfangreiches Buch gewidmet; in Deutschland gehört er zu denen, an welche von all den Geistigen, die nicht über die Grenze der Gesellschaftsfähigkeit hinaus der Freiheit und Verwirklichung dienen wollen, nur einzelne unwillig und pflichtschuldig erinnern. Zum Gedächtnis sind diese Worte gesagt, – zum Gedächtnis auch, daß der deutsche Geist mit Hilfe seiner Schreiber recht bald von seiner Überhebung zurückkehren möge! Möge das Deutsche Reich sich gegen seine Widersacher behaupten, aber unter anderm auch so, wie Rom über Griechenland, wie der jüdische Hohepriester über Jesus von Nazareth gesiegt hat! Möge alles, was romanische und britische Völker in Wahrheit an Freiheit und Frische des öffentlichen Lebens vor uns voraus haben, bei uns aus deutschem Geiste heraus nunmehr endlich nachgeboren werden; mögen unsre Talente tapfere Publizisten werden, die vorausgehn und aufwühlen und säen und pflügen, so wie sie jetzt kaum ein andres Ziel haben, als sich ernten und einheimsen zu lassen; mögen in Bälde Publizisten wie Maximilian Harden bei uns unmöglich sein, dem es an diesem Tag des Gedächtnisses nicht vergessen sein soll, daß er, ohne andre Not als die der diplomatischen Hintertreppenpolitik, in klerikalen Kloaken nach schändlichen Lügen gefischt hat, um das Andenken Ferrers, der rein gelebt hat und tapfer gestorben ist, zu beschmutzen, und daß er, als diese Lügen eingehend und aktenmäßig widerlegt worden waren, nichts getan hat, um sein Unrecht wieder gut zu machen.[36]

Voltairine de Cleyre (ihren seltsamen Vornamen erhielt sie in der Taufe, aus Laune ihres damals freigeistigen Vaters, der später bigott katholisch wurde und das Kind in ein Kloster steckte), ist im Sommer

[36] Das ist geschrieben und soll stehen bleiben. Nachträglich (1918) aber sage ich: Harden hat inzwischen in diesen Kriegsjahren Entscheidendes tapfer bereut und wieder gut gemacht; trotz allem und allem tut der Publizist und Pamphletist Harden unserm geistigen Leben not.

1912 im Alter von sechsundvierzig Jahren friedlich in einem bescheidenen Stübchen im Bette gestorben. Zum Gedächtnis sind diese Worte gesagt: denken wir daran, daß Helden der Idee und Opfer der Zeit nicht bloß die sind, die einen knallenden und pathetischen Tod finden, sondern vor allem auch solche, die sich mit allem Reichtum ihres Geistes und allem Glanz ihrer sprühenden Gaben freiwillig der Armut widmen. Der Armut gewidmet, in mehr als einem Sinn, hat sich diese groß-pathetische Natur; sie hat der Idee gelebt und ist ihr gestorben; ihrer war die wahre, ganze Todbereitschaft des Geistes, wennschon sie weder von der Kirche verbrannt noch vom Staate auf den elektrischen Stuhl geschnallt wurde, sondern nur ganz schlicht und unauffällig verhungert, an chronischer Unterernährung zu früh gestorben ist. Ganz gelten von dieser reinen, glühenden, schwungvollen und geistesstarken Frauennatur die Worte, die ihr Lieblingsdichter Freiligrath gerufen hat:

Jedem Ehre, jedem Preis!
Ehre jeder Hand voll Schwielen!
Ehre jedem Tropfen Schweiß,
Der in Hütten fällt und Mühlen!
Ehre jeder nassen Stirn
Hinterm Pfluge! – doch auch dessen,
Der mit Schädel und mit Hirn
Hungernd pflügt, sei nicht vergessen!

Mit all ihren reichen Gaben hat sie nur immer das geschrieben und gesprochen, was den herrschenden Kasten, in Amerika wie anderswo, unangenehm zu hören ist und folglich gar nicht oder schlecht bezahlt wird, und hat ihr Leben aufs notdürftigste durch Sprachunterricht gefristet, den sie den europäischen Proletariern, vor allem Juden, die nach den Vereinigten Staaten auswanderten, für billigsten Lohn erteilte; so wurde sie früh anfällig und schließlich hinfällig und verzehrte sich in äußerer Not und innerem Feuer. Jetzt haben ihre Freunde eine Auswahl ihrer Schriften und Vorträge herausgegeben und es ist zu sagen, daß sie mit ihrer Prosa zu den Klassikern der amerikanischen Literatur gehört. Eine solche Vereinigung von Leidenschaftsgewalt und Klarheit, von Reinheit des Herzens und gerader Kühnheit des Denkens, und eine solche Wucht und

lineare Sicherheit der Sprache, wie sie in manchen dieser Aufsätze leben, sind selten in allen Literaturen; und wir wollen hoffen, daß uns von diesem edeln Gute, dessen noch mancherlei in Zeitschriften schlummert, noch mehr gegeben werde. Jedem Ehre, jedem Preis! Vergessen wir nur in diesen Tagen, wo Mannschaften und im Verhältnis noch viel mehr Offiziere[37] ihr Blut für das hingeben, was in allgemeiner Geltung steht, nicht die wenigen, die in Verlassenheit sich dem Unsichtbaren opfern, das erst später heilig gesprochen werden wird! Gedenket, ihr Männer des Geistes, in Deutschland zumal, als eurer Vorbilder derer, die euch vorangegangen sind in solchen Taten, die ohne jeden Zweifel auch in euch schlummernd lebendig sind und die ihr jetzt gleich rufen und ans Werk lassen müßt, wenn euch und uns allen aus der Todbereitschaft, die euch jetzt erst ergreift, das rechte Leben endlich erwachen soll!

Denket, gedenket der Toten! Wisset und fühlet, die ihr Führer zum Reich des Geistes zu sein noch mehr den Beruf habt als Gefolge des Deutschen Reiches, wisset und fühlet am Totensonntag und an Allerseelen und an jeglichem Tag dieses Jahres 1914, das Bußtage des Geistes hat, so viel an Tagen noch übrig sind, daß die wahren Schlachten der Völker im Unsichtbaren geschlagen werden und daß nicht Haß und Gewalt sie schlagen, sondern Liebe und Arbeit; daß nicht Menschen gegen Menschen sie kämpfen, sondern Menschen gegen Gespenster; daß in ihnen nicht Massen gegen Massen fallen, sondern Einzelne gegen die Massen und für die Menschheit.

20. Oktober 1914.

[37] Auch das mag stehen bleiben. Ich habe es damals, in der allerersten Zeit des Krieges, um der Gerechtigkeit willen gesagt. Daß es je wahr gewesen sei, glaube ich nicht mehr. Daß bald das Gegenteil wahr wurde, und der größte Teil der Offiziere sich schändlich hintenherum drückte, weiß jeder Soldat. (1918.)

Aus unstillbarem Verlangen

(1915)[38]

Aus unstillbarem Verlangen nach der Stunde, wo dieser Riese, der Krieg der andern, rasselnd zu Boden bricht und, nach einem Augenblick zauberhafter Verwandlung und Erneuerung, aufsteht als mein Krieg um die Durchsetzung und den Umschwung, kann ich es nicht lassen, so knapp und zu einem geballt es nur geht, mit meinen Worten niederzuschreiben, was, so oder anders geformt, von jeher alle wissen und alle nicht wissen. Es gibt etwas, was jeder Wissende weiß und kein Täter tut. Jetzt kommt die Zeit, wo die Wissenden Täter werden sollen, auf daß sie denen, die ohne Gewissen oder gegen ihr allzu tief hinuntergerutschtes Wissen tun, das Handwerk abnehmen, um das Werk zu beginnen. Viele und mancherlei Reiche gibt es. Das Reich lebt nur im Wissen derer, die der ewigen Stimme nicht taub sein wollen. Jetzt kommt die Zeit, wo konkret, politisch, ökonomisch gemacht und gebaut werden soll, was von je die Dichter zu Bildern gewirbelt, die Propheten begehrt und zur Schau gestellt haben. Jetzt ist die Zeit, wo das Wirkliche sich als unmöglich herausstellt und wo das Unmögliche Wirklichkeit werden will. Ihr sagt und sagt nicht, ihr gesteht und gesteht nicht, aber wahrlich, ihr wisset alle: Diesem Krieg der Kriege fehlt die Idee? Er hat eine Idee und er spricht sie aus mit alledem, was er ist: Ich bin der Krieg der Kriege! Mein Name ist: Letzter Krieg! Er ist der letzte Krieg, wenn die heimlich Wissenden öffentlich Sprechende und offen Bekennende und freiweg Beginnende werden. In vielerlei Formen soll jetzt Gestalt gewinnen, was der Sinn des einzigen Augenblicks sein wird, in dem der Krieg sich todmatt hinlegt, um als Neues zu erstehen und Chaos zu Kosmos zu machen; mich will es dünken, es solle zu allererst nüchtern gesagt werden. Will das wortlos Gewußte allendlich zur Tat werden, so darf es den harten Dingen der Welt wirklicher Beziehungen nicht länger mehr ausweichen; so muß es lernen, zugleich unbeugsam zu sein und allen Biegungen des geschichtlich Gewordenen sich umgestaltend anzupassen; so muß es in aller

[38] Dieser Aufsatz war im *„Zeit-Echo"* [Zeitecho. Ein Kriegs-Tagebuch der Künstler (München), 2. Jg., Nr. 13/1915, S. 188-191] von der Zensur verstümmelt. Ich gebe ihn hier nach dem Privatdruck wieder, der den vollständigen Text brachte.

hohen Würde der Idee sich bescheiden, ein Dasein zu führen. Der geistloseste aller Kriege, die je waren, wird darum mit der größten Begeisterung, die je war, geführt, weil der Geist es nicht mehr aushält, vom Leben getrennt zu sein. Jetzt kommt die Zeit, wenn dieser Krieg zu Ende gegangen ist, wo der Geist ins Dasein treten will. So ist es, wenn die geborenen Führer der Völker wollen, daß es so sei, und groß und nüchtern ans Werk gehen.

———

Wenn die Menschheit sich nicht durch ihre Unterjochung unter die Staatsidee zugrunde richten soll, wird sie bald daran gehen müssen, für die wirklichen Angelegenheiten der Völker eine Ordnung zu suchen, die nicht überliefertem Aberglauben und Götzendienst, sondern der Einsicht und den Tatsachen entspricht.

Staat, Etat, Stand, Zustand ist nicht eine Örtlichkeit oder ein Landgebiet, sondern eine Art und Weise. Die Interessen, die der Staat den Menschen befriedigen soll, sind weder an Landesfürstentum (bei dem ursprünglich der Fürst Landesherr im wörtlichen Sinn, Eigentümer des gesamten Bodens ist) noch an Länderbeherrschung gebunden, sind überhaupt nicht lokal, sondern modal. Es ist die große Entdeckung oder Erfindung, die der Menschengeist der Natur hinzugefügt hat, daß es über den Räumen und Zeiten, über dem Wo und Wann noch die Modalität oder das Wie gibt. Dem Wo entspricht hier das Bodenmonopol; dem Wann die geschichtlich gewordene autoritäre Gewalt; dem Wie entspricht der Sinn, der Zweck und die Beziehung. Der Staat soll nicht mit Ländern und ihrer Beherrschung und Eroberung, sondern, da es sich schon längst nicht mehr um der Kultur gewonnenes, urbares Land inmitten der Wildnis, sondern um zivilisierte und in Sicherheit wohnende Menschen handelt, mit deren Verhältnissen und Zwecken zu tun haben.

Alles, was heute im sogenannten Staat eingeschlossen ist, soll befreit und neu gestaltet werden; was im Landesstaat vom überlieferten und nicht weiter untersuchten Schlendrian der Geschichte zu einer falschen Einheit zusammengeflochten worden ist, soll losgelöst werden zu Zweckvereinen.

Die scheußliche Verwirrung, die in den Ländern mit gemischter Bevölkerung oder einem solchen Erdstrich wie dem Balkan von der

Verkoppelung zwischen Nation und Staat hervorgebracht wurde, hört sofort auf, hört aber auch erst dann auf, wenn die öffentlichen Angelegenheiten jeder Nation nicht einem Staat abgetreten, sondern von der Nation selbst als Nation erledigt werden. Jede Nation kann dann so viele Schulen, Universitäten, Akademien, Theater und sonstige echt nationale Einrichtungen gründen, als sie durch ihren Zusammenschluß und ihre Beharrungs- und Expansionskraft eigens und lediglich für die Zwecke dieses Geist- und Sprachverbandes Mittel aufbringt. Und hinsichtlich des Geistes, der in den Schulen herrscht, der Methoden, nach denen unterrichtet wird, wird es innerhalb der Nation die größte Mannigfaltigkeit je nach Gemeinden, Gegenden und besonderen Schulgenossenschaften geben. So sehr der Nationalverein nach außen in Sachen seiner Zwecke wie eine einheitliche, uneinnehmbare Festung wirken wird, so sehr wird er im Innern Selbständigkeit und mannigfaltige Gliederung aufweisen; und der Fall könnte sogar mehr als einmal vorkommen, daß einem Vater die Sprache nicht so wichtig ist wie der Geist, der sich in ihr ausdrückt, und daß zum Beispiel ein Tscheche sein Kind in eine deutsche Schule schickt oder umgekehrt. Für all solche Anschlüsse und Ausscheidungen wird im Zweckverband der Nation Freiheit herrschen, und zwischen Gemeinden, Genossenschaften und Nationalzentrale wird über das Verhältnis von Zentralisation und Dezentralisation der Mittel eine freie Verständigung erfolgen müssen. Aber jedenfalls hat die Nation nichts mit Herrschaft, nichts mit Unterdrückung, nichts auch mit parlamentarischer Majorisierung und Intrigue und gar nichts mit Staat und Wirtschaft zu tun.

Auch die Wirtschaft soll vom Staat abgezweigt werden und soll sich um nichts kümmern als um die Wirtschaft, das heißt um die zweckmäßige und also auch lustvolle Herstellung und den zweckmäßigen freien Tausch der menschlichen Bedürfnisse. Es wird sich dann bald genug zeigen, daß die Wirtschaftsgebiete auf Grund geographischer, geologischer, klimatischer, gewiß auch historisch erwachsener, völkerphysiologischer und psychologischer Bedingungen abgeteilt werden müssen; daß aber die politisch-fiktiven Grenzen der Länder und die wirklichen Grenzen der Nationen nicht identisch sind mit den zweckmäßigen Grenzen bestimmter Wirtschaftseinheiten; und daß für die Herstellung wirtschaftlicher Ausgleichungen die militärische Gewalt das verkehrteste aller Mittel ist.

Viele Betätigungen des Wirtschaftslebens, soweit sie nicht besser interkommunalen und internationalen Körperschaften anvertraut sind, und die Reste, die sonst noch von der Hinterlassenschaft des Staates fortzuführen sind, werden sich aufbauen auf dem Organismus der Gemeinde. Die Gemeinden werden alle Angelegenheiten, die nur sie selbst angehen und mit denen sie andern nicht im Wege sind, selbständig gemäß ihren Bräuchen und Einsichten verwalten. Für Gemeinsames und für die gegenseitige Anpassung werden sich über den Gemeinden weitere Verbände, Bezirke, Kreise, Provinzen usw. erheben. Wo man sich des Vertretungs- und Beamtensystems bedienen muß, wird es sich immer um Delegationen handeln, die ununterbrochen mit ihren organisch verbundenen und wachenden Auftraggebern in Verbindung sind und stets abberufen und ersetzt werden können. So sehr die Menschheit ein Ganzes ist, so sehr erfordert es die Freiheit und Mannigfaltigkeit, daß die großen Verbände nicht oben herrschen und lasten, sondern von unten wachsen und von unten ernährt werden. Die Menschheit muß im einzelnen Individuum, im Paar, im Haus, im Dorf, im Sprengel, in der Gemeinde, im Amt Keim und Wurzeln haben, um zur Gesamtheit des Volks und der Völkerbünde erblühen zu können.

Für sehr viele Methoden des bisherigen Staats im Innern und nach außen ist kein Platz mehr in einer Menschengesellschaft, die anfängt, die überlieferten Einrichtungen nach den Prinzipien von Sinn und Zweck umzugestalten. Aus der blinden und modrigen Höhle des Woher heraus haben wir lange genug gelebt; licht und sehend wollen wir jetzt endlich nach dem Wohin reisen: einem selbstbestimmten Ziele zu. Was daraus wird, wenn man die sinnlos gewordenen Reste der Vergangenheit als Mächte des Verhängnisses walten und toben läßt, erleben wir schaudernd. Versuchen wir einmal, alles, was von hinten treibt, erst durch unsern Geist zu filtrieren, ehe wir es nach vorne weiter wirken lassen.

Man hat gesagt und wir haben es erprobt, daß Kanonen und Flinten dazu da sind, um gebraucht zu werden.

Nun denn: auch die Vernunft ist dazu da, um gebraucht zu werden. Laßt sie ans Werk! Und wartet lieber nicht zu lange damit; jedes Werkzeug, das nicht gebraucht wird, rostet; und die Vernunft hat es an sich, wenn man sie nicht übt, zu Dummheit und Wahnsinn zu werden.

Feine, tiefe, religiöse Menschen haben Angst vor der Vernunft und meinen, das sei ein Werkzeug der Analyse, der Zersetzung, der Negation; wir aber brauchten die Unterordnung unter ein großes Ganzes, die Synthese, das Opfer, die Hingebung, das Aufgehen des Individuums in der Gemeinschaft.

Ja, das brauchen wir; aber fürchtet euch nicht! Die Vernunft zersetzt nur das Sterbende, das dem Verfall geweiht ist; sie organisiert das Lebende, das wächst. Wachstum in den Beziehungen zwischen den Menschen, Wachstum der Verhältnisse gibt es nur durch die Vermittlung des in den Individuen wachsenden und fortschreitenden, mit Gefühl und Aktivität, mit Natur und Trieb, mit Liebe und Gemeinschaft unlöslich verbundenen Geistes.

Weil die Menschen Sehnsucht nach dem verbindenden Geiste, der verloren gegangen ist, nach dem Ersatz für die in ihren Formen gestorbenen alten Religionen haben, darum opfern sie sich in Myriaden von Hekatomben dem Staat, der nur darum sein böses Scheinleben führt, weil die dem Geist erwachsenen Gemeinschaften dahingesunken sind.

Als diese Religionen ihr Leben hatten, waren sie als Krönung und Verklärung über dem sinnvollen Zusammenleben von Völkern gewachsen.

Sorge dir erst für ein sinnvolles Zusammenleben, du Menschheit; Völker der Erde, bauet erst euer Haus und sorget für den rechten Austausch all eurer Güter; laßt erst die Güter in eurem Herzen und die Einsicht in eurem Kopfe wachsen; übt erst die angeborene und ewig gleiche Religion der Liebe im Kleinen und der Gerechtigkeit im Großen, – dann wird es nicht fehlen, daß die besondere Form der Menschheitsreligion aus eurem Leben erwächst. Aus dem Leben muß sie wachsen; aus geschichtlichem Wissen, Kenntnissen von längst dahingegangenen Ekstasen der Völker und erlesenen Geister, aus Philologie und Verliebtheit in alte Formen der Mythologie kommt denen, die nicht verdauend mit überlegenem, vorwärts gerichtetem Leben die ernährende Erinnerung der Geschichte aufnehmen, nur Bildungskram, der bereit ist, jede Missetat und jeden Irrwahn mit weich verworrenen Reminiszenzen zu bemänteln. Daß wissenschaftliche Bildung, archäologische Poesie und alexandrinisch-täuschende Mimikry der Mystik vor Aberglauben, Roheit und Dummheit nicht schützt, – haben wir das noch nicht genug erlebt?

Brief an Wilson

(Weihnachten 1916)

Alle Aufsätze, die sonst in dem Buche stehen, waren veröffentlicht worden. Das folgende Stück ist ein Privatbrief, der auf geheimen Wegen befördert wurde. Ob er den Adressaten erreichte, ist zur Zeit noch nicht bekannt. – Es war, als der Brief geschrieben und abgesandt wurde, noch Friede mit Amerika, und erst einige Wochen darauf veröffentlichte Wilson sein Friedensmanifest.

FRIEDENSVERTRAG UND FRIEDENSEINRICHTUNG

Der Friedensvertrag bildet die Grenze zwischen der Gewalttätigkeit, welche Krieg heißt, und dem friedlichen Neben- und Miteinanderleben der Völker: er gehört ebenso noch dem Krieg wie schon dem Frieden an.

Es ist darum unmöglich, daß der Friedensvertrag je etwas Vollkommenes, je ganz und gar Sicherung des Friedens werde: er enthält immer die Elemente der gewaltsamen Auferlegung oder Erpressung und der Not, der man sich knirschend und mit bösen Vorsätzen für die Zukunft fügt; er gibt den Frieden nur als infiziertes Erbe des Krieges.

Der Versuch, ein wirkliches Gleichgewicht zwischen den Staaten Europas herzustellen, ist auch 1648 im Westfälischen Frieden gemacht worden; Ideen des Völkerrechts haben ihren Einfluß auf die Diplomaten der kriegführenden Mächte ausgeübt. Beim Wiener Kongreß ist der Versuch wiederholt worden, und die Ideen nicht nur des Völkerrechts, auch des Konstitutionalismus, ja sogar der Brüderlichkeit und christlichen Liebe als eines Elements auch des öffentlichen Lebens und der Völkerbeziehungen haben ihre Wirkung versucht: ein gewisser Einfluß blieb nicht aus, aber doch war von irgendeinem entscheidenden, durchgreifenden Ergebnis nicht die Rede.

Kein Zweifel, daß es auch diesmal wieder so ähnlich kommen wird: die Notwendigkeit, dem Kriege ein Ende zu machen, wird auf

allen Seiten so drängend empfunden werden, und anderseits werden die streitenden Interessen so auseinandergehen, daß wiederum kein andrer Rat sein wird, als dem Haus der Menschheit ein kümmerliches und geflicktes Notdach aufzusetzen. Eine Möglichkeit, feste Sicherheit gegen die Wiederholung eines so furchtbaren und wahnsinnigen Krieges *durch den Friedensvertrag* zu schaffen, wird nicht bestehen. Man wird allerseits glücklich sein, wenn der Krieg aufhört, und gerade die Freunde und Vorkämpfer des dauernden Friedens werden innerlich nicht imstande sein, um der Durchsetzung der Bürgschaften willen den Krieg unabsehbar zu verlängern.

Ein Weg bleibt übrig: im Friedensvertrag wenigstens dafür zu sorgen, daß in der Zeit des sogenannten Friedens, die dann folgen soll, die Arbeit für den wirklichen Frieden *obligatorisch* weitergeht. Diese Bestimmung des Friedensvertrags, von der nun im folgenden die Rede sein soll, wäre überdies geeignet, den Abschluß des Friedensvertrags nicht zu verzögern, sondern sogar zu beschleunigen: ist der Friede an die Bedingung einer solchen permanenten Friedenseinrichtung geknüpft, so wird irgendeine Änderung der Karte Europas, in die sich der eine oder andere Staat vielleicht wird finden müssen, leichter zu ertragen sein, weil von nun an alle Staaten die Gemeinbürgschaft für die Freiheit und Selbstbestimmung aller Völker übernehmen sollen, an der sie alle als Gemeinschaft interessiert sind. –

Der Europäische Krieg hat sich vorbereitet und ist 1914 ausgebrochen, weil Europa sich von 1870/71 an das ruchlose System des bewaffneten Friedens, der steigenden Kriegsrüstungen, des jahrelangen Aufenthaltes fast der gesamten männlichen Bevölkerung im Bau einer festgegliederten Körperschaft, die das Zerstörungswerk als Beruf und Technik betrieb, das System dieser sowohl stehenden als flüssigen Millionenheere in einer vorher nie gekannten Art hat auferlegen lassen. Deutschland hat seine Einheit nicht wie die andern Völker auf dem Wege der inneren Befreiung und Erneuerung, sondern durch den Krieg gegen ein Nachbarvolk zustande gebracht; seine Leiter haben nachher – mit Recht oder Unrecht, gleichviel – geglaubt, die Stellung des Deutschen Reiches im Konzert der Mächte auch fernerhin nur der gewalttätigen Drohung verdanken zu können, und die andern Staaten haben sich Jahre und Jahrzehnte hindurch einschüchtern lassen, sind dem Beispiel gefolgt und haben

unsäglich viele Mittel materieller Art und schöpferische Produktivkräfte des Geistes und der Seele für dieses System der Drohung verschwenden müssen.

Die Hager Konferenzen waren ein viel zu schüchterner Versuch, diesem System der permanenten Kriegsdrohung ein Ende zu machen. Nicht die verantwortlichen und wirklich leitenden Staatsmänner waren zu einem Staatenkongreß zusammengetreten, sondern einer Art von politischen Akademikern räumte man einen Nebenschauplatz ein, auf dem sie teils unwesentliche, teils nicht bindende Beschlüsse fassen durften. So war eine konstituierende Versammlung, die ursprünglich berufen war, an die Stelle der rohen Gewalt die Erklärung der Völkerrechte, die dringend gebotene internationale Ergänzung der Erklärung der Menschenrechte, zu setzen, auf ein totes Geleis geschoben. Wie außerordentlich schwer die Schuld des Deutschen Reiches an diesem Verlauf war, weiß jeder, der die Tatsachen kennt; aber die andern Staaten haben sich wiederum öffentlich diese Einschüchterung gefallen lassen und haben dann nur im geheimen ihre Maßregeln getroffen und sich im Lauf der kommenden Jahre zueinander gefunden, so daß das Ergebnis nicht eine prinzipielle und einheitliche Änderung des Zustandes in Europa, sondern eine immer feindseliger ausartende Stellung zweier Mächtegruppen gegeneinander war.

Es hat also in diesen Jahrzehnten keine wirkliche Friedenspolitik gegeben; jede friedliche Verständigung irgendwo in der weiten Welt zwischen Staaten, die der außerdeutschen Mächtegruppe angehören, hatte entweder in Wirklichkeit hauptsächlich oder nebenbei eine Spitze gegen Deutschland oder wurde wenigstens von Deutschland so aufgenommen. Nie hat man in dieser Zeit den Versuch gemacht oder nie wenigstens ist es gelungen, durch friedliche Energie nachzuholen und gutzumachen, was 1871 von den Friedenschließenden nicht nur, sondern vor allem auch von den damals Neutralen versäumt und schlecht gemacht wurde.

Jetzt sollten die Regierungen aller am Krieg beteiligten, d. h. der kriegführenden und nicht minder der neutralen Staaten im Einverständnis mit ihren Volksvertretungen darauf bestehen, daß im Friedensvertrag bedungen wird, es müsse unverzüglich, innerhalb einer bestimmten Frist, ein internationaler Staatenkongreß einberufen werden, dessen Beschlüsse bindende Kraft haben sollen und der,

ganz unabhängig von dem provisorischen Friedensvertrag, zwei Gebiete, die man bisher verhängnisvollerweise als innere Angelegenheiten der einzelnen Staaten behandelt hat, *als gemeinsame Sache aller Völker* dauernd unter seine Jurisdiktion bringen soll:

1. Das Rüstungswesen

und

2. die Überwachung des Verfassungsrechts der einzelnen Staaten in der Hinsicht, daß die Verantwortung des gesamten Volkskörpers für die Politik und Regierung seines Reiches durch gesicherte Einrichtungen gewährleistet sein muß.

Zu 1.: Art und Stärke der Rüstungen eines Staates sind keineswegs, wie die gewalttätige Einschüchterung und Verwegenheit in mehr als vierzig Jahren sogenannten Friedens behaupten durfte, lediglich seine eigene innere Angelegenheit; alle Staaten sind an dem Heereswesen, d. h. an den Drohungen jedes einzelnen wesentlich interessiert; und der Zustand, daß man aus Furcht vor dem Krieg schweigt und gerade dadurch den Krieg notwendig macht und sich vorbereiten läßt, der beschämende, gefährliche und die besten Kräfte erschöpfende Zustand, daß man, um den Frieden zu erhalten, den Krieg vorbereitet, was nichts anderes heißt, als daß man gar keinen Frieden hat, sondern nur die Kriegsrüstung, die das erste Stadium des Krieges ist, dem der völlige Ausbruch folgen muß, dieser Zustand darf nun nicht wieder begonnen werden. Ihm kann aber das Ende gemacht werden nicht durch Verhandlungen von Regierung zu Regierung, und noch viel weniger dadurch, daß man die Regelung den einzelnen Staaten überläßt, sondern nur durch die öffentlich-rechtliche Institution eines internationalen Kongresses, dessen Beschlüsse obligatorisch sind und erzwungen werden können. Es ist zu erwarten, daß sie in allem Wesentlichen durch moralische Mittel und in jedem Lande durch die Energie des eignen Volkes erzwungen werden, wenn die Verhandlungen des Kongresses sofort nach der Heimkehr der Armeen beginnen, wenn diese Verhandlungen öffentlich sind und wenn auch das zu 2. genannte Gebiet unter die Entscheidungshoheit des Kongresses fällt.

Zu 2.: Die Frage nämlich, ob in einem Staat politische Privilegien bestimmter Schichten, Einschränkung und Unterdrückung andrer Volksteile bestehen, ist ebenfalls nicht bloß innere Angelegenheit dieses einzelnen Staates: alle Völker sind wesentlich daran interes-

siert, daß für die Schritte, die ein Staat nach außen unternimmt und für alle vorbereitenden Handlungen und Einrichtungen das gesamte Volk die tatsächliche und verfassungsmäßig verbürgte Verantwortung übernimmt. Was für eine internationale Gefahr Geheimregierungen, Nebenregierungen, unverantwortliche Militär-Kabinette, der ganze unkontrollierte politische Einfluß des Berufssoldatentums bedeutet, das hat sich vor und in diesem Kriege, hat sich durch die Tatsache dieses Krieges gezeigt. Furchtbar hat es sich an allen Völkern gerächt, daß die Staaten bis jetzt nur zweierlei kennen: Furchtsamkeit voreinander, Nichteinmischung im sogenannten Frieden; dann aber auf einmal alle Grenzen überschreitende, frech zudringliche und vor keinem Eingriff zurückschreckende Gewaltsamkeit durch den Krieg. Es muß ein Neues als Institution aufgebaut werden: Interessegemeinschaft im Frieden. Diese Gemeinschaft darf um des Interesses aller willen einzelne Verfassungen mit politischen Privilegien von Volksteilen, Geschlechtern (Dynastien) und Einzelnen fernerhin nicht mehr dulden.

———

Im sogenannten Frieden hat zwischen den Staaten Vorsicht, Rücksichtnahme, Zaghaftigkeit, ja sogar Verstellung und Unwahrheit geherrscht.

Im Kriege ist dann ein gerades Heraussagen der Meinung so leidenschaftlicher Art gekommen, daß diese plötzlich hervorstürzende Wahrheit sich in brutale Beschimpfung, leichtgläubige Verleumdung und also wiederum Unwahrheit verwandelt hat. Jetzt soll in wahrhaftem Frieden Wahrheit, Offenheit und Öffentlichkeit, Gegenseitigkeit geschaffen werden; dazu tut die Einsetzung der Institution des Kongresses not. All die Eigenschaften, die in längst überlebten Formen im Kriege wieder gespensterhaft auferstehen: Tapferkeit, Ritterlichkeit, Heldentum, Ausdauer, Kameradschaft, Treue und Aufopferung brauchen wir in lebendiger, stiller, sanfter, diskreter Gestalt, in einer Gestalt, die nicht von der Reminiszenz der Vergangenheit, sondern vom Rufe der Zukunft geschaffen wird, für den Verkehr der Völker untereinander in der Zeit wahren Friedens, für die wir von jetzt an arbeiten sollen.

Diese kurze Betrachtung lege ich Herrn Woodrow Wilson, dem Präsidenten der Vereinigten Staaten von Amerika, mit der Bitte vor, sie zu erwägen und dabei im Sinne zu behalten, daß dieser Plan von einem Deutschen herrührt, der innig überzeugt ist, daß das deutsche Volk seine Schuld an die Menschheit leisten und die Gelübde einlösen wird, die die großen Repräsentanten deutschen Geistes in ihren Schöpfungen abgelegt haben, wenn man Vertrauen zu ihm hat und ihm in der Solidarität Beistand leistet, die aus den Stämmen und Völkern der Erde die werdende Menschheit macht.

Ich erlaube Herrn Wilson von dieser Arbeit jeden Gebrauch zu machen, den er für zweckmäßig hält.

Hermsdorf bei Berlin, Weihnachten 1916.

Gustav Landauer

[Illustrationsseite]

„Man kann nämlich von dem Ursprunge dieser Revolution nicht sprechen, ohne von diesem Krieg … zu sprechen“

Aus Krieg und Revolution
1914 – 1919

„… die Worte aus Schillers Revolutionsgedicht, das Beethoven zugrunde legte, wollen wir nicht vergessen: Alle Menschen werden Brüder, wo dein sanfter Odem weilt. Es ist ja nicht wahr, was man uns in dieser schlappen und aus Schwäche unsentimentalen Zeit, die sich aus Hinfälligkeit der Liebe und der Hingebung schämt, einreden möchte, daß die Brüderlichkeit uns ein phrasenhaftes Wort geworden sei. Recht laut und rückhaltslos sollten wir Menschen wieder lernen es der Revolution nachzusprechen, und der Revolution vorzusprechen: daß die Menschen Brüder sind. Es gibt Worte, die man nur in die Sphäre sich heben muß, aus der sie stammen, um sie von dem Staub und Spott der Frivolität und Enge sofort zu reinigen. Von der französischen Revolution haben wir dieses Wort Brüderlichkeit: und daher kam zumal die Freude aus dieser Revolution: daß die Menschen fühlten, daß sie Brüder hätten und, nicht zu vergessen, Schwestern.“

Gustav Landauer (1907)[1]

[1] Gustav LANDAUER: *Die Revolution.* Frankfurt am Main: Rütten & Loening 1907, S. 112.

Brief an Fritz Mauthner

(2.11.1914)[2]

Hermsdorf b. Berlin, 2.11.14.

Lieber Freund,

Das Verzeichnis, das Du hier findest, lege ich bei, weil ich diese vortreffliche Sammlung, die noch viel zu wenig bekannt ist, für sehr geeignet zur Besorgung von Lesestoff für die Lazarette halte.

Ich habe lange nichts hören lassen; werde auch jetzt nicht viel zu sagen wissen, und wohl auch fernerhin, solange dieser Krieg dauert, mich ziemlich schweigsam verhalten. Alle Achtung vor den Epigonen von Clausewitz; bin ich auch – rein sprachkritisch bemerkt – durchaus nicht Deiner Meinung über die Bedeutung des Wortes „Helden", so ist doch meine Achtung vor den europäischen Soldaten und ihren militärischen Führern groß. Aber gar keine Achtung vor den Epigonen Spinozas und Goethes und Fichtes; nichts (nicht einmal die Feldpost) hat in diesem Krieg so kläglich versagt wie der deutsche Geist. Ich habe im Anfang, auch an Personen, die ich zu meinem Kreis zählte, Enttäuschungen erlebt, die schmerzlich waren. Jetzt kann ich's schon allgemein und also beherrscht nehmen und sehe nur meine Aufgabe gewachsen wie meine Einsamkeit.

Was nun Dich angeht, so ist das eine etwas seltsame Sache. Ich habe gar nichts anderes erwartet, habe das, was Du in dieser Zeit äußern wirst, vielmehr gerade so erwartet, wie Du es alle paar Wochen, Deinen journalistischen Verpflichtungen entsprechend, tust. Ich verstehe auch gar nicht recht, wieso ich über dieses Erwartete nun trotzdem wie enttäuscht und manchmal sogar ein wenig gereizt bin, und wieso mir angesichts eines Gegenstandes, dem Du nicht im entferntesten gewachsen bist, Erinnerungen an Deine großen und starken Leistungen, Sprachkritik, Buddha und dergleichen kommen. Ich gebe ohne weiteres zu, daß da, gewiß im Zusammenhang mit der großen allgemeinen Trauer und Empörung, die in mir lebt, etwas von Intoleranz und idealer Forderung in mir ist. Ich habe, in Deinem Angriff nicht einmal so sehr wie in Deiner klaren und vor

[2] Textquelle | Gustav LANDAUER: *Brief an Fritz Mauthner vom 2. November 1914*. In: Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. Gustav Landauer Papers, Nr. 95, S. 105-106.

keinem Aussprechen zurückschreckenden Resignation etwas rührend und innig ergreifend Heldenhaftes gefunden, – und bin nun betrübt, wenn ich diese wackligen Seichtigkeiten lese, wo Du keiner Sache, und am wenigsten Dir selbst auf den Grund gehst. Aber genug davon, ich will Dich wahrhaftig nicht kränken, will nur erklären, warum mir das Reden schwer wird und warum ich dabei trotzdem manchmal ausschlage und auch öffentlich Dinge sage, die Dich irgendwie mitbetreffen.

Lassen wir diese Zeit vorübergehen und halten wir uns inzwischen in Verbindung, da wir mit Sicherheit hoffen dürfen, daß wir uns nachher wieder ganz gut verstehen werden. Ich bezweifle gar nicht, daß Du mich auch jetzt verstehst und nicht bloß verstehst; und wenn ich sagen würde, daß ich Dich zur Zeit nicht so recht verstehe, wäre das doch bloß der Eigensinn eines Liebenden, der mehr verlangt als recht ist; ich verstehe Dich schließlich ganz gut und will Dich so lieb haben wie Du jederzeit und in allen Stücken bist. Nur weißt Du, daß das allzeit das Schwerste ist: das Bild nicht zu verlieren und die Wirklichkeit dabei mit Haut und Haar zu akzeptieren; und daß das für mich eine sehr schwere Zeit ist.

Sie wird mir durch zweierlei leichter: erstens durch meine Frau, mit der ich auch jetzt kaum zu sprechen brauche, da wir so eins sind wie es Menschen sein können; und zweitens durch die Sicherheit, daß sich mir im Kriege bewährt hat, was ich vorher gewesen bin. Habe ich schon keinen Boden, auf dem ich stehe, und ist das gleich schmerzlich, so stehe ich doch nicht in der Luft; ich stehe auf mir. Daß ich, was die Nationen angeht, nicht die leiseste Ungerechtigkeit in mir spüre; daß ich in Trauer weiß, wie dieser Wahnsinn entstanden ist; daß ich mich ganz Deutscher weiß und doch nicht die Spur eines Mitgehens mit der Politik und Aktion des Deutschen Reiches in mir finde, und daß ich die innige und erhabene Begleitmusik, die die echten Völker allesamt zum Tanz der Staaten machen, bei den Fremden so gut mitempfinde wie bei den Deutschen; daß ich das Menschengeschlecht in mir lebendig weiß, und nichts aufzugeben brauchte, sondern nur in meinem Wesen weiter wachse, das läßt mich wünschen, weiter zu leben.

Soviel von unserm Befinden. Auch die Kinder sind wohl. Ich würde mich freuen, von Euch Gutes zu hören und bitte um Nachsicht.

Herzlich wie immer drücke ich Dir die Hand und grüße Deine liebe verehrte Frau. Dein

Gustav Landauer

Brief an Hugo Warnstedt

(4.11.1914)[3]

Hermsdorf b. Berlin, 4.11.14.

Lieber Freund Warnstedt,

Deinen Brief vom 30ten Oktober habe ich mit großer Schnelligkeit heute erhalten. Bitte, teile mir gleich mit, ob Du meinen Brief (mit Einlage) und die Zigarrensendung heil erhalten hast.

Ja, sie sind fast alle umgefallen, die Dichter und Denker! [Richard] Dehmel fast am schlimmsten von allen; er dichtet voller Ungerechtigkeit gegen die fremden Nationen und voller Überhebung; und was das Schlimmste ist: selbst wenn man sich auf seinen verrohten Standpunkt stellt, ist das Zeug schlechte, gequälte Dichterei. Er ist übrigens, obwohl über fünfzig Jahre und obwohl er nie gedient hat, als Freiwilliger mitgegangen, war schon beim Abmarsch Unteroffizier und liegt im Schützengraben.

Auf mich darfst Du Dich verlassen; ich bin in meinem Wesen und meinem Denken nur stärker geworden als vorher, aber der selbe, der ich war. Wir schreiben auch in unserm Blatt so frei von der Leber weg, wie es geht; es wäre ja eine Kleinigkeit, sich verbieten zu lassen; aber das will [Max] Müller nicht, und er hat Recht: man muss am Leben bleiben, um auch in diesen Zeiten nach Möglichkeit zum Guten zu wirken. Ich hätte recht von Herzen den Wunsch, mit Dir zu reden; denn Du darfst glauben, dass Du mir große Freude machst. Aber wir müssen Geduld haben. Und dann, wenn es endlich so weit ist: an unsre Aufgabe mit vereinten Kräften.

Über Kropotkins Stellungnahme bist Du nicht ganz richtig

[3] Textquelle (Typoskript) | Gustav LANDAUER: *Brief an Hugo Warnstedt vom 4. November 1914.* – Kopie des Originalbriefs im Privatarchiv Christoph Knüppel (Herford).

informiert. Sein Standpunkt ist nicht der russische, sondern der französische. Er hat diesen Standpunkt schon vor Jahren vertreten: wer Frankreich helfe, helfe der weitergehenden und ins Stocken gekommenen Revolution. Aber er hat total Unrecht. Es war immer das Schlimmste, was der Revolution geschehen konnte, wenn sie zum Kriege und damit zum Caesarismus wurde; aber das Umgekehrte, dass der Krieg, der siegreiche Krieg zu Freiheit führte, hat es gar nie gegeben. Er zeigt sich, so traurig das auszusprechen ist, in dieser Sache als falsch denkender Revolutionär und als gar kein Anarchist.

Schick mir nur immer: interessante Drucksachen; die weiteren Nummern des „Landsturm" und was Dir sonst in die Hände kommt. Ich unterlasse weitere Sendungen – hatte Dir einen Band Taine angeboten –, bis ich Nachricht über die Ankunft der bisherigen habe.

Herzlichen Gruß und Händedruck, auch im Namen meiner Frau.

Dein Gustav Landauer

Vorgestern war ich in Eden; es geht ordentlich; bis zu einem gewissen Grade läßt sich vielleicht mit Silvio Gesell zusammen arbeiten; der nur eben alles wirtschaftlich-materiell ansieht. Von [Friedrich] Lisowski habe ich längere Zeit nichts gehört; der Arme hat es hart (in der Nähe von Arras), – wenn er noch lebt!

Brief an Erich Mühsam

(30.12.1914)[4]

Hermsdorf b. Berlin, 30.12.14.

Lieber Mühsam,

Von Dir zu hören hat mich gefreut; doch tut es mir leid, in der Hauptsache, auf die ich gleich eingehe, Dir für die nächste Zeit gar keine Hoffnung machen zu können. Die „Volksbühne", als ein Gebilde, das in den letzten Jahren immerzu und gleichmäßig gewachsen

[4] Textquelle | Gustav LANDAUER: *Brief an Erich Mühsam vom 30. Dezember 1914*. In: Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. Gustav Landauer Papers, Nr. 97, S. 36-38.

war, hat einen ungewöhnlich kühnen Etat aufgestellt und hat gesagt: wenn wir die und die Mitgliederzahl und den und den Kassenverkauf haben, können wir unsre Hypothekenzinsen, Gagen usw. usw. bezahlen. Nun ist der Krieg gekommen und hat alles über den Haufen geworfen. Wollen wir diese schauderhafte Krise überhaupt überstehen, so darf kein unnützer Pfennig ausgegeben werden. Als Dramaturg ist Dr. [Hermann] Sinsheimer da, sowie das Militär ihn losläßt, und brauchen wir noch überdies eine Hilfskraft, so ist – von der Tätigkeit des künstlerischen Ausschusses abgesehen – kein Zweifel, daß es begabte und am Theater interessierte Litteraten genug gibt, die gern noch etwas zuzahlen, wenn sie nur volontieren dürfen.

[…]

In dieser Zeit ergeht es uns allen übel; umso trauriger bin ich, daß ich Dir in materieller Hinsicht nichts Tröstliches schreiben konnte. Dagegen hatte ich mit Deinem Gedichtband, der s. Zt. eingetroffen ist, rechte Freude; schönes, starkes Altes und Neues, und gute Anordnung. Es soll darüber im Soz.[ialist] geschrieben werden, und auch eine Probe wird gebracht werden. Wahrscheinlich aber erst nach dem Krieg; der Druck ist jetzt zu stark. Ich halte es trotzdem für richtig, daß Der Sozialist erscheint, solange es in Ehren geht; das und jenes kann denn doch auch jetzt gesagt werden, und ich finde, daß die Mitarbeiter die rechte Form gefunden haben. (Du hattest sie in Deinem Kain-Abschied für mein Gefühl nicht gefunden; ich kann es nicht gutheissen, daß von fremden Horden z. B. geredet wird, solange nicht die Möglichkeit besteht, alle Armeen, die in Feindesland hausen, so zu bezeichnen; Du warst offenbar deroutiert; am Ende gar vorübergehend vom Wedekindkreis oder dergleichen angesteckt?)

Alle guten Wünsche, und die herzlichsten Grüße von uns allen!

Dein Gustav Landauer

Brief an Martin Buber

(12.5.1916)[5]

Hermsdorf bei Berlin, 12. Mai 1916.

Lieber Buber,

Ich habe mich sehr gefreut in Ihrem schönen Hause gewesen zu sein und wäre gern noch ein paar Tage geblieben. Hoffentlich lässt sich's bald einmal machen.

Diesmal, ebenso wie bei unserem Abschied in Berlin, ging es darum, unsere Gemeinschaft durch Zusammensein zu bestätigen, diese Gemeinschaft, die vor dem Krieg war und ihn überdauern soll. Ich kann auch nicht einmal sagen, dass die Dinge, von denen jetzt einmal zu reden ist, mir bei unserem Zusammensein sonderlich störend dazwischen gewesen wären: ich war nicht bei dem Kriegsbuber und hatte ihn beinahe vergessen.

Ich habe nun aber nach meiner Heimkehr Ihre Losung[6] im „Juden" gelesen und will nun noch auf die erste Ihrer Reden im „Geist des Judentums"[7] zu sprechen kommen, die ich schon damals, vor Ihrer Abreise, gelesen hatte und die, mit bestimmten Stellen, schuld war, dass ich das Buch weglegte und nicht weiterkommen konnte. Ihre Losung und diese Stellen gehören zusammen und sind mir sehr schmerzlich, sehr widerwärtig und sehr nahe an der Unbegreiflichkeit.

Trotz all Ihrem Einspruch nenne ich diese Art Aesthetizismus und Formalismus und ich sage, dass Sie – sich selbst gegenüber – kein Recht haben, über die politischen Ereignisse der Gegenwart, die man den Weltkrieg nennt, öffentlich mitzureden und diese

---

[5] Textquelle (Typoskript) | Gustav LANDAUER: *Brief an Martin Buber vom 12. Mai 1916*. In: Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. Gustav Landauer Papers, Nr. 116, S. 8-14.

[6] [Martin BUBER: *Die Losung*. In: Der Jude, 1. Jg. (1916/17), Heft 1, April 1916, S. 1-3. Vgl. zur „Kriegsbuber"-Kontroverse jüngst: Sebastian VENSKE: Gustav Landauer als jüdischer Intellektueller? Eine Biografie. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2025, S. 176-182. (https: //doi.org/10.1515/9783111577661)]

[7] [Martin BUBER: *Der Geist des Orients und das Judentum*. In: Ders.: Vom Geist des Judentums. Reden und Geleitworte. Leipzig: Kurt Wolff 1916, S. 9-48.]

Wirrnisse in Ihre schönen und weisen Allgemeinheiten einzuordnen: es kommt völlig Unzulängliches und Empörendes heraus.

Ich gestehe, mir kocht das Blut, wenn ich (S. 11) lese, wie Sie neben den Griechen der Perikleischen Zeit oder den Italiener des Trecento „den Deutschen unserer Tage" stellen, unter Ausschluss der Deutschen früherer Zeiten und unter Ausschluss aller anderen europäischen Nationen. Das ist die Sprache eines, der durch Bewirktheit in seiner Klarheit bedenklich getrübt ist, nicht eines Wirkenden noch eines Schauenden. Ueber das aber, was sich von S. 46 ab anschliesst, kann ich fast nicht reden. Sie, Buber, beziehen sich im „Juden" auf Aeusserungen, die Ihnen selbst gegenüber gefallen sind; ich aber habe, seit Sie diese Rede im offiziösen Rahmen gehalten haben, immer wieder Juden, junge wertvolle Menschen gesprochen, die Sie als einen Führer verehrt und von Ihnen wie von einem Vater geredet haben. Lange habe ich darauf nicht antworten können, weil ich nicht dabei war; jetzt kann ich Rede stehen und sagen: Verrat ist es nicht, aber Trübung, auch bei ihm. Mitten in diesem Kriege und im Zusammenhang mit der Kriegspolitik Deutschland abzusondern von allen anderen europäischen Staaten, diesen ihre Schuld an den Völkern des Orients vorzuhalten, Deutschland als einzig berufene Erlösernation hinzustellen, ohne Einschränkung, ohne Hinweis darauf, wie Deutschland in den letzten Jahrzehnten mit Eroberungskolonisation nachzuholen bemüht war, was es aus äusseren Gründen versäumt hatte –, „Völker Europas, wahrt eure heiligsten Güter usw., usw. –", das ist Kriegspolitik, ist Offiziosentum. Offiziöse, politische Rhetorik, ist die gesamte Motivierung, und – wenn schon Marx und Lassalle Juden waren, wie auch Heine einer war, – es spricht für die andern Nationen und gegen die deutsche, dass der Sozialismus dieser entarteten [sic] Juden nur von ihr so völlig assimiliert wurde; die anderen nährten sich von einem reineren und edleren und konnten die unsägliche politische Niederträchtigkeit des deutsch-jüdischen Disziplinarismus nicht brauchen. Buber, Sie dürften so oberflächlich von Dingen reden, die besser zu kennen man Ihnen freilich Gelegenheit gegeben hat (ich verhehle nicht, dass ich mich an dieser Stelle persönlich verleugnet gefühlt habe) aber Sie dürften es nicht tun, wenn es so klug ist, so und nicht anders zu reden. Was Sie von den andern nicht sagen, ist noch schlimmer, als was Sie von den Deutschen sagen. Oder hindern Sie,

den politisierenden, vielleicht die Pogrome und die Judenpolitik Russlands an der Erkenntnis, dass der russische Geist dem jüdischen und orientalischen unsäglich näher verwandt ist als der deutsche?

Was Sie in Ihrem Einführungsaufsatz „Die Losung" tun, ist des selben Geistes, wennschon komplizierter. Der Mann von der Zensur hat Ihnen gewaltig Unrecht getan, aber er ist nicht dumm, und seine Eindeutigkeit lag verführerisch nahe; wie könnte er herausbringen, dass Ihnen das eine wie das andere, das was Sie von Juden, und das Umgekehrte, das Sie vom Judentum sagen, gleich ernst ist!

Sie beschreiben also zunächst den Juden unserer Tage, den Juden im Feld, Hunderttausende bei den verschiedenen Heeren. Die, in allen Staatsheeren, führen Krieg nicht aus Zwang, sagen Sie, sondern in Erfüllung übermächtiger Pflicht. Das ist eine fast kindliche Simplifikation; Psychologie ist freilich noch [nicht] das Letzte und Beste; aber Nichtpsychologie und Nichtanalyse, wenn es sich um Tatsächlichkeiten handelt, ist doch noch schlimmer. Und wieder sage ich, sage es vor allem um der Kürze willen: ich fühle mich bei dieser keine Ausnahme statuirenden Beschreibung von dem Seelenzustand der Juden, die das leidenschaftliche Verlangen hegen, die Schicksalsstunde Europas kriegerisch mitzuerleben und mitzuerleiden, persönlich verleugnet. Ich fühle aber auch die tausende und zehntausende armer Kerle verleugnet, die ihrer nicht eine Aufgabe wissen, sondern die allerdings aus übermächtiger Pflicht (zu leben nämlich!) sich dem Zwang fügen, weil sie so eher hoffen können, mit dem Leben davonzukommen. Buber, Sie liefern an dieser Stelle eine Beschreibung der Durchschnittsjuden, und in dieser Ihrer Psychologie gibt es keinen einzigen gewöhnlichen Menschen? Nein, in den Dumpfen, von denen Sie sprechen, lebt allermeist aber, was Sie vom Juden*tum* davon [sic] sagen, also das krause Zeug, was den „bewusstesten" Juden erfüllen soll, das Gefühl nämlich, dass dieser Wahnsinn sie nichts angeht, und dass sie erschossen werden, wenn sie sich nicht fügen, das Gefühl, dass es diesen Krieg zu überleben gilt, um dann weiter zu hausieren oder sonst Handel zu treiben und mit Frau und Kindern zu leben.

„Nur überhaupt Gemeinschaft" – das ist für Sie, was dieser Krieg gebracht hat, den Menschen im Allgemeinen und den Juden im Besonderen. Und eben das nenne ich aesthetisch und formalistisch.

Kein lebendiger Mensch empfindet so und braucht solche Umwege; und der „Geist Europas", den Sie *diesmal* in diesem Kriege wirksam finden, ein Gemeinschaftsgeist der Zerreissung, ist eine völlig unlebendige Konstruktion. Von geschichtlichen Dingen ist nur geschichtlich zu reden, nicht in formalem Schematismus. Hier ist wahrlich keine intuitiv erfasste Synthese, sondern ein Mangel: Sie wollen das Verworrene durch die blosse Betrachtung in Eines fassen, ohne aber auch nur in Ihrem Blick das Neue zu haben, das die Einheit schaffen könnte. Sie verleugnen das gerade Ihnen Wesentliche *in* der Anwendung Ihrer leeren Methode: Sie betrachten die Alltäglichkeit und erklären sie als das Wunder, Sie betrachten sie aber nicht gestaltend, sondern sich einfügend. Dass dahinter [der] Wunsch, Grösse zu erblicken, steht, gebe ich gerne zu; aber aus verworrener Gemeinheit Grösse zu machen, dazu reicht der Wunsch nicht aus. „Viril, mannhaft, Opfermut, Hingabe" –, ja das ist alles dabei, ist aber nicht in der Führung, nicht im Inhalt, nicht im Sinn dieser Untat. Nicht dadurch lernen wir Gemeinschaft wahren, dass wir uns dem fügen, was Sie den „Geist Europas" nennen, uns ihm erst als Juden fügen, und dann als Judentum entziehen; gar nicht zu staunen, dass der Zensor an ernst gemeinte Zweideutigkeit solcher Gestalt nicht glauben möchte. Die Gemeinschaft, die wir brauchen, entzieht sich von vornherein all dem, was heute Krieg heisst und was nach Entstehung und Wesensart durchaus zu erkennen ist, keiner Deutung bedarf und keine verträgt.

Lieber Buber, irgendwie hätte zum mindesten anerkannt werden müssen, dass unter den hunderttausenden von Juden, sagen wir 23 bis 37 wären, die nicht aus Gefühl der übermächtigen Pflicht, nicht in leidenschaftlichem Verlangen in diesen Krieg gezogen wurden. Und wenn Sie das aus äusseren Gründen nicht konnten, dann hätten Sie, meine ich, nicht reden dürfen.

Dies Ihnen zu sagen, war um der Ehrlichkeit willen nötig. Es ist aber auch nötig, um verständlich zu machen, warum ich über den Aufsatz hinaus, den Sie schon haben, jetzt, solange der Krieg währt, nicht weiter mitarbeiten will. Ich will nicht, solange nicht der Widerspruch laut werden kann, klar und scharf und innig, gegen das, was Sie und manche Ihrer Mitarbeiter vertreten. Das ist z. B. das Erlebnis, das Hugo Bergmann S. 7 berichtet; ihm ist es ganz klar, „was ein Kampf gegen Russland für uns Juden bedeute", d. h. was das

Mitmachen des Krieges von Habsburg gegen das russische Reich, Mord von deutschen, slavischen, rumänischen, italienischen, ladinischen und jüdischen Menschen österreichischer Staatsangehörigkeit an russischen (auch jüdischen) Menschen bedeute, und die Antwort: „Schade um das jüdische Blut", die ihm einer gab, der übrigens offenbar nicht zu Ihren Hunderttausenden gehörte, kann er nur als Individualismus, d. h. Gemeinschaftslosigkeit deuten. Ein Blatt, das veröffentlicht, veröffentlichen darf, was Habsburg, Hohenzollern und die damit verbundenen Interessengruppen gerne hören, das Entgegengesetzte aber nicht, kann nicht mein Blatt sein. Ich hoffe, – und glaube –, dass die Zensur meinen Beitrag nicht durchlässt (bin aber zu gelinder Modifikation nach wie vor bereit) und dann soll, wenn's Ihnen recht sein wird, mein erster Beitrag vom Judentum und vom Deutschtum und vom Europäertum und vom Deutschen Reich handeln. Schade um das jüdische Blut, jawohl; schade um jeden Tropfen Blut, der in diesem Kriege vergossen wird; schade um die Menschen; Schade auch, dass Sie sich in diesen Krieg hineinverirrt haben. Wie schade es ist, werden Sie später an Folgen merken, die sich jetzt noch verstecken; das ist aber äusserlich und das geringste; aber Sie werden um Ihrer selbst willen auszulegen, hinzuzufügen, einzuschränken, zurückzunehmen und zu bedauern haben. Sie werden die oberen Repräsentanten deutschen Geistes – zu denen auch Schweizer vom Schlage Spittelers gehören – von den „Deutschen unserer Tage", von den Deutschreichlern wieder zu trennen vermögen. Sie werden weder Marx noch Lassalle dauernd als reine und erkorene Botschafter des Judentums an die Menschheit betrachten; Sie werden es nicht immer als Zeichen besonderer Erlesenheit und orientalischer Weihe betrachten, dass in Deutschland sich der Marxismus eingenistet, eingefressen hat, und dass Deutschland die Sozialdemokratie hat, die sie [sic] hat. Sie werden in Zukunft weder den deutschen Krieg gegen die anderen Völker Europas, noch den Krieg Europas gegen sie [sic] selbst, so mitmachen, wie Sie es jetzt in tiefer Verwirrung und Verstrickung tun.

Ich schliesse mit herzlichsten Grüssen an Sie und Ihr Haus.

Ihr

Gustav Landauer.

Gründungsaufruf „Zentralstelle Völkerrecht“

(Verfasst von Ludwig Quidde und Gustav Landauer)
25. August 1916[8]

„Nachdem der ‚Deutsche Nationalausschuss‘ und der ‚Unabhängige Ausschuss für einen deutschen Frieden‘ den gegenwärtigen Zeitpunkt für geeignet gehalten haben, sich mit Kundgebungen zu Kriegszielen an die Öffentlichkeit zu wenden, haben sich deutsche Männer und Frauen, die einen dauernden Frieden auf der Grundlage des Selbstbestimmungsrechtes der Völker und einer neu einzuleitenden Verständigungspolitik erstreben, zu einer deutschen Zentrale für dauernden Frieden unter dem Namen Zentralstelle ‚Völkerrecht‘ zusammengeschlossen.

Der Friede, der diesen Krieg beendigt, soll selbstverständlich nach der Auffassung der Zentralstelle die Freiheit des deutschen Volkes, die Unabhängigkeit des Deutschen Reiches, die Unversehrtheit des deutschen Bodens, die Wahrung der deutschen Interessen im Auslande und die Erhaltung der wirtschaftlichen Entwicklungsmöglichkeiten des deutschen Volkes sicherstellen; aber er soll auch jede Gewähr der Dauer in sich tragen. Dazu ist erforderlich, dass er von allen Beteiligten als eine befriedigende Ordnung ihrer internationalen Beziehungen anerkannt werden kann, dass er also nicht die Unterlegenen durch gewaltsame Annexionen, durch Beeinträchtigung ihrer Selbstbestimmung oder durch andere unerträgliche Bedingungen zur Vorbereitung eines Vergeltungskrieges nötigt, dass er zugleich wirksame Einrichtungen schafft für friedliche Erledigung künftiger internationaler Streitigkeiten auf dem Wege geordneter Vermittlung oder rechtlicher Entscheidung, und dass er damit der alten friedensgefährdenden Politik des Wettrüstens ein Ende setzt. Um einem solchen Frieden volle Wirksamkeit zu geben, muss

---

[8] Textquelle | *Bundesarchiv Koblenz, Nachlaß Quidde*. – Textdarbietung hier nach Gustav LANDAUER: Nation, Krieg und Revolution. Ausgewählte Schriften, Band 4. Herausgegeben von Siegbert Wolf. Lich/Hessen: Verlag Edition AV 2011, S. 207-208 (dort mit Nachweisen zu Landauers Mitautorschaft). | Siehe auch Ludwig QUIDDE: Der deutsche Pazifismus während des Weltkrieges 1914-1918. Aus dem Nachlaß Ludwigs Quiddes, herausgegeben von Karl Holl unter Mitwirkung von Helmut Donat. Boppard am Rhein: Boldt 1979, S. 113, 224, 361 f.

ein neuer Geist das nationale und internationale politische Leben erfüllen. Die deutsche Zentralstelle ‚Völkerrecht' ist der Überzeugung, dass im deutschen Volke, wie bei allen anderen Kulturvölkern, die Vorbedingungen für diese neue Politik gegeben sind, und dass nur ein solcher Friede der ‚Deutsche Friede' im besten Sinne des Wortes sein würde.

Zweigstellen der deutschen Zentrale ‚Völkerrecht' sind in allen Teilen Deutschlands gebildet oder in Bildung begriffen. Die Zentrale wird, sobald Freiheit für die Erörterung von Kriegs- und Friedenszielen gewährt ist, mit Kundgebungen an die Öffentlichkeit treten. Zustimmungserklärungen werden einstweilen erbeten an die Geschäftsstelle Charlottenburg, Kantstraße 159, Gartenhaus III."

Stellungnahme

(Ostern 1918)[9]

Es wird sich zeigen, dass auf der einen Seite Schlechtigkeit und Verstand, welcher das Interesse von Einzelnen oder Gruppen wahrt, auf der anderen aber Güte und Vernunft, welche die Gesamtheit im Sinne hat, zusammengehören.

Dadurch, dass das aufgewühlten und gewandelten Deutschen geschieht, werden wir den Trägern romanischen Geistes, besonders Franzosen, bis zum Bunde nahe kommen.

Der Krieg wird lange genug dauern und wird, was die Kriegsziele betrifft, so ausgehen, dass in einer verbreiteten Menschenschicht anstelle eines Anflugs von Schamröte dicke Haut und fröhliche rote Backen treten werden: Schamlosigkeit und Gier können sich mit einer eingewurzelten Beschränktheit decken, die wie Ehrlichkeit und gutes Gewissen aussieht. So wird's bei den Feinden sein.

Die Geistigen werden einen Terrorismus des Geistes aufrichten. Dummheit, Gewalttätigkeit und Phrase, besonders derer, die im Krieg Renegaten des Geistes geworden sind, werden verfemt werden. Von einem Mann wie z. B. XY werden zwar die Hunde noch ein Stückchen Brot, die jungen, nach Lyrik hungrigen Menschen aber kein Gedicht mehr annehmen.

Dadurch aber wird sich eine Entwicklung, die der Krieg gebracht hat, fortsetzen: Sehr viel ansehnliches Talent wird seine Wohnung bei den Philistern aufschlagen; sehr viele flott, ernst und mystisch schreibende Federn werden offiziös sein; einer großen Zahl Schreiber wird der Stellungskrieg, den sie für ihre behagliche und angenehme Position im Krieg so erfolgreich geführt haben, auch im Frieden Sieg, Beute und – Verachtung eintragen.

[9] Textquelle | *Leipziger Abendzeitung*, Osternummer 1918. – Textdarbietung hier nach Gustav LANDAUER: Nation, Krieg und Revolution. Ausgewählte Schriften, Band 4. Herausgegeben von Siegbert Wolf. Lich/Hessen: Verlag Edition AV 2011, S. 209-210.

Brief an Margarete Susman

(23.11.1918)[10]

Krumbach (Schwaben) 23.11.18.

Liebe Freundin,

Ja, ich war in München, in engstem Einvernehmen mit Kurt Eisner, und werde hoffentlich wieder bald dort sein. Ich bin nur vorgestern rasch nach Hause geflohen, weil die Grippe sich noch einmal meldete. Nachdem ich mich gründlich ausgeschlafen habe, scheint es nur ein sehr starker Schnupfen zu sein. Aber ich muß vorsichtig sein und brauche ein paar Tage Erholung.

In allem Wesentlichen mit Ihnen einig zu sein, macht mich sehr froh. Ja, die Bürger! – wohin auch die Partei- und Gewerkschaftsbürokraten sozialdemokratischer Richtung gehören; ich habe nichts andres von ihnen erwartet, aber sie haben ihre Anpassung virtuos bewerkstelligt. Es ist ein Ekel; aber es darf nichts darauf ankommen.

Ich glaube keineswegs, daß wir um der Entente willen Berliner Zentralregierung und Nationalversammlung alten Wählerei- und Parteienstils brauchen. Wir brauchen korporatives Verfassungs- und Delegationswesen in den Einzelrepubliken. Ich rate Ihnen zunächst in und um Frankfurt zu wirken. Hessen (Rheinhessen und Kurhessen), Frankfurt, Rheinlande, Westphalen sollten sich von Preußen trennen und eine autonome Republik bilden. Hannover wird folgen. Dann muß sich zunächst der Bund der süd- und westdeutschen und oest[er]reichischen Republiken bilden. Wenn sich dann der brandenburgisch-preussische Rest anschließt, und jede Republik im Innern korporativ, landschaftlich, mit möglichst großer Gemeinde- und Berufsgenossenschafts-Freiheit gegliedert ist, wozu die vorhandenen Arbeiter-, Soldaten-, Bauernräte der beste Anfang sind, dann kann sich aus Delegierten d. Einzelrepubliken ein Bundesrat bilden, der eine durchaus genügende Zentrale oder Spitze für Verhandlungen [mit der Entente] vorstellt und dabei die Freiheit

[10] Textquelle (Abschrift) | Gustav LANDAUER: *Brief an Margarete Susman vom 23. November 1918*. In: Internationales Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. Gustav Landauer Papers, Nr. 111, S. 42-43.

und gedeihliche Schönheit der selbständigen Glieder nicht beeinträchtigt. Dann ist auch die Gefahr des Bolschewikitums nicht mehr sehr groß. Die echten Revolutionäre geistiger Art müssen nur meinem Beispiel folgen und in den Arbeiter- und Soldatenräten mitwirken statt eine herrenmäßige Extrawurst haben zu wollen. Der Begriff Arbeiter muß erweitert werden; alle technisch, kaufmännisch, sonst organisatorisch Tätigen müssen hinein. Nicht Diktatur, sondern *Abschaffung des Proletariats* muss die Losung sein. Wir haben jetzt nächstens den Achtstundentag und den freien Samstag Nachmittag; aus eigenster Initiative müßten Reiche sofort für Volkshochschulen zur Erfüllung der Mußestunden sorgen; überall müßten sich Ministerien und freie Zentralen für Volksaufklärung gründen. – Aber ich wiederhole: über all dem, gerade in Eurer Gegend, das Wichtigste nicht vergessen: Preußen muss zerfallen; das alte Reich existiert nicht mehr; die Berliner Zentralregierung ist zu ignorieren.

Kann ich Ihren Aufsatz über Kurt Eisner sehen? Sie sollten bei den Flugschriften Norbert Einsteins (Frankfurt) mitarbeiten. (–)

Herzlichste Grüße Ihnen beiden! Ihr Gustav Landauer

„… gesiegt über den Militarismus … hat *diese* Revolution“

Rede vor dem Provisorischen Nationalrat des Volksstaates Bayern (18.12.1918)[11]

Meine Damen und Herren! Ich rede mit all dem, was ich hier sagen werde, nicht gerade im Namen der Unabhängigen sozialdemokratischen Partei, ich will sie wenigstens keineswegs für alles haftbar machen. Ich rede mit Zustimmung der Unabhängigen sozialdemokratischen Fraktion.

Meine Damen und Herren! Wenn Sie an den bisherigen Verlauf dieser Revolution denken und wenn Sie weiter in Betracht ziehen, daß hier im ersten Parlament nach vollzogener Revolution z. B. Worte gesprochen werden konnten, wie von Herrn Dr. Hohmann, wie von dem Herrn Hauptmann, der hier gestern auftrat, und wenn Sie dann diese Umstände vergleichen mit dem Eindrucke glühender Energie und nicht von seinem Ziele abzubringender Festigkeit, wie ihn gerade gestern unser Ministerpräsident Kurt Eisner hier in diesem Saale machte, dann könnten Sie sagen: Wie ist das eigentlich zu deuten? Einerseits die gutmütigste und humanste Revolution, die es jemals gegeben hat, ganz abgesehen davon, daß sie völlig ohne Blutvergießen, besonders hier in Bayern, abging, diese Duldsamkeit gegen das Reden, gegen das Schreiben, und man hat ja auch den Eindruck, daß beinahe am Tage nach vollzogener Revolution die Parteien

[11] Textquelle | *Verhandlungen des provisorischen Nationalrates des Volksstaates Bayern im Jahre 1918/19*. Stenographische Berichte Nr. 1 bis 10. [Von der 1. Sitzung am 8. November 1918 bis zur 10. Sitzung am 4. Januar 1919]. München 1919, S. 107-113. [https://www.digitale-sammlungen.de] – Für eine kommentierte Fassung vgl. Gustav LANDAUER: Nation, Krieg und Revolution. Ausgewählte Schriften, Band 4. Herausgegeben von Siegbert Wolf. Lich/Hessen: Verlag Edition AV 2011, S. 272-288. | Ein nahezu vollständiger Abdruck der Rede erschien bereits Anfang 1919 auch als Zeitschriftenbeitrag: Gustav LANDAUER, *Deutschland und seine Revolution*. In: Erkenntnis und Befreiung. Organ des herrschaftslosen Sozialismus (Wien), 1. Jg., Nr. 6 vom 15.-28.02.1919, S. 8-11 (Teil I); Nr. 7 vom 01.-16.03.1919, S. 13-15 (Teil II); Nr. 9 vom 01.-15.04.1919, S. 10-13 (Teil III).

der alten Art sich wunderbar schnell erholt, man darf sagen, vielleicht vom Schrecken und der Überraschung erholt und in die neue Situation eingefügt haben. Ich weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die bürgerlichen Parteien, die sich – ich meine es nicht bös, gestatten Sie schon das populäre Wort – mit einer wirklich affenartigen Geschwindigkeit umkostümiert haben, oder soll man sich mehr wundern über die Sozialdemokratie, über die Regierungssozialdemokratie früherer Regierungsart, die sich so benimmt, als ob überhaupt gar nichts geschehen wäre, die gar nicht das Bedürfnis fühlt, die Revolution als einen erschütternden Umschwung zu betrachten, die höchstens in manchen ihrer Glieder beinahe geärgert erscheint, daß da ein Zwischenfall gekommen ist, der im Programm und in der Taktik nicht vorgesehen war, der in die bisherigen, so sehr bewährten Parteiorganisationen und gewerkschaftlichen Organisationen, in dieses ganze Richtungsprogramm nicht hineinzupassen scheint. (*Zuruf.*)

Unangenehm berührt sind auch viele andere Richtungen, besonders wenn man von der Herkunft, von dem Ursprunge, von dem geistig-seelischen Ursprunge dieser Revolution, von der Bedeutung dieser Revolution spricht. Man kann nämlich von dem Ursprunge dieser Revolution nicht sprechen, ohne von diesem Krieg und dem Ursprunge dieses Krieges und von der Schuld an diesem Kriege zu sprechen. Vielleicht entsinnen Sie sich noch an den über die Maßen plumpen Vorstoß, den der längst verflossene Reichskanzler Herr Michaelis selig zusammen mit Herrn von Capelle gegen einige Mitglieder, eigentlich gegen die gesamte Unabhängige sozialdemokratische Partei gemacht hat im Zusammenhange mit gewissen Aufruhrbewegungen in der Flotte. Damals wurde gesagt, die Partei der Unabhängigen sei des Landesverrats schuldig, sei dieser Umtriebe schuldig. Es lag aber noch nicht einmal ein gerichtliches Verfahren vor, es lag nicht einmal die Spur eines Beweises vor. Wenn wir aber jetzt, wo wir ja nicht mehr in dem alten Regime drin sind, wenn wir uns jetzt besinnen, müssen wir sagen: das waren für eine größere Öffentlichkeit die ersten Symptome, daß eine ernsthafte Aufruhrbewegung, eine ernsthafte revolutionäre Bewegung unter den Soldaten im Gange ist und daß diese revolutionäre Bewegung nicht bloß von irgendwelcher Unzufriedenheit mit Vorgesetzten oder sonst mit irgendwelchen lokalen Angelegenheiten kam, daß diese Unzu-

friedenheit auch keineswegs bloß daher kam, daß unsere Matrosen und Soldaten auf der Hochseeflotte so überaus viel Zeit hatten, sich mit geistigen, geschichtlichen und sonstigen Dingen zu beschäftigen, sondern daß diese Bewegung zusammenhing mit einer kleinen Gruppe von Menschen, die über den Ursprung dieses Krieges und über die Schuld Deutschlands ihre ganz besonderen Gedanken sich machten. Das war eine Gruppe, die keineswegs bloß parteimäßig formiert war, das waren Menschen, die einen gewissen Flügel im Bunde „Neues Vaterland" z. B. bildeten, das waren solche, die wußten, was andere nicht wissen wollten, wohl aber wissen konnten.

Es ist hier gestern gesagt worden, das könnte nur in Deutschland vorkommen, daß man so – das Wort ist wohl nicht gewählt worden, aber gemeint war wohl so etwas Ähnliches – sein eigenes Nest beschmutzt. Aber man muß wohl unterscheiden das deutsche Land, das deutsche Volk und eine verflossene, mit Schmach bedeckte deutsche Regierung und dieses Regierungssystem. Der Engländer sagt nicht: „Right or wrong, my government", er sagt nicht: „Recht oder Unrecht, meine Regierung", der Engländer sagt: „Recht oder Unrecht, mein Land". Wer würde nicht zu seiner Heimat, zu seinem Lande, zu seinem eigenen Volke halten, auch wenn dieses eigene Volk durch Nichtwissen, durch Ducksamkeit, durch Fügsamkeit und durch knechtische Gesinnung, die ihm auferlegt und anerzogen wurde, schwere Schuld auf sich geladen hat? Was bedeutet die passive Schuld des Duldens, des Gewährenlassens, des Nichtwissens, des Augenschließens, der Gedrücktheit auf Seiten des deutschen Volkes gegenüber der Riesenschuld derer, die sehr wissend, sehr bewußt diesen Krieg gemacht haben, *gemacht haben*, man kann es nicht anders ausdrücken? Nun sagt man wohl: Na, na! Wir werden doch wohl nicht die einzig Schuldigen sein? Es ist doch im Laufe der Jahrzehnte dieser Krieg langsam heraufgekommen, man hat beobachtet, wie die Zustände in allen Ländern immer kriegerischer wurden, man hat den Präsidenten Poincaré, man hat die Verhältnisse politischer Art in Rußland gesehen usw., man hat das gesehen, was man Einkreisung Deutschlands nennt. Darüber habe ich meine eigenen Gedanken. Die Sache ist die: Man muß unterscheiden zwischen der Möglichkeit, ja, ich gebe sogar zu, Wahrscheinlichkeit, daß früher oder später hätte ein Krieg kommen müssen, und dem Ausbruche dieses Krieges. Es ist sehr wahr, die Verhältnisse hatten sich – auch

durch die Hauptschuld Deutschlands – von [18]70/71 an allmählich so zugespitzt, daß wieder ein Krieg kommen mußte. Als dann die Bismarcksche Ära, die eine Gewaltära war, vorbei war, als dann die Anträge auf Abrüstung, auf internationale Verständigung überall, in allen Ländern bis in die Regierungen hinein großes Verständnis fanden, als dann die Haager Konferenzen kamen, da allerdings – wer die Haager Konferenzen wirklich studiert hat, muß mir das zugeben – kam es zu dem, was die freiwillige Isolierung Deutschlands war. (*Sehr richtig*!)

Wenn ein Land sich mit kriegerischen Gesten und mit geschwungenem Schwerte freiwillig abseits stellt, während die anderen ihre Bünde zum Frieden hin, zur Verständigung hin miteinander schließen, dann sieht es freilich für den naiven Deutschen, für den in seiner kriegerischen Art bedrohten Deutschen so aus wie eine Einkreisung. (*Rufe: Sehr richtig*!)

Aber die andern, die nicht diese mittelalterliche, ritterlich-kriegerisch drohende Haltung haben wollten, die dadurch, daß sie die Revolution durchgemacht haben, die Deutschland gefehlt hat, schon zu einem gewissen Liberalismus vorgedrungen waren, die sich dann verbündeten, um zu sagen, wir sind zwar nicht so, aber wenn es darauf ankommt, können wir auch so, haben sich zur Verteidigung gerüstet, (*Rufe: sehr richtig*) weil sie wußten, daß Deutschland für sich allein auf Grund seiner militärischen Organisation, seiner militärischen Art, seiner ganzen militärischen Vorbereitung nahezu so mächtig war, wie die anderen Staaten alle zusammengenommen. (*Sehr richtig*!)

Das war die sogenannte Einkreisung Deutschlands, und nun gab es Männer – es waren auch ein paar Frauen dabei –, Menschen, wenige, die das anerkannt haben, was die ganze Welt außerhalb Deutschlands, Neutrale wie sogenannte Feinde, von Juli 1914 an gewußt haben, daß dieser Krieg aufs Datum von Deutschland gemacht worden war. (*Sehr richtig*!)

Ja, man kann behaupten und beweisen, daß, wenn der Erzherzog Franz Ferdinand von Este heute noch friedlich irgendwo als entthronter Thronfolger lebte, der Krieg im August 1914 trotzdem ausgebrochen wäre, (*Rufe: sehr richtig*) daß man einen anderen Grund, einen anderen Anlaß, einen anderen Vorwand gefunden hätte. (*Sehr richtig*!)

Vorwände zu diesem Kriege hat man mindestens von der Marokkokrise an hie und da von Deutschland aus gesucht. Es ist nicht immer geglückt. 1911 hätte er kommen sollen, 1913 im Frühling hätte er kommen sollen, da brach von außen her der Widerstand ein und man wartete noch ab. 1914 – wir haben dafür den Beweis, ein wichtiger wurde uns hier dankenswerterweise von der bayerischen revolutionären Regierung geliefert – 1914 schien es dem deutschen Militärregiment höchste Zeit, die Sache war reif und dieser Krieg wurde gemacht, (*sehr richtig*!) wurde gemacht in der Verblendung, die viel größer war – ich rede rein vom militärischen Standpunkt aus –, die viel größer war als die Verblendung der hockengebliebenen, schlafengegangenen Nachfolger Friedrichs des Großen vor der Schlacht von Jena.

Rein militärisch haben die Leute ein Fiasko ohnegleichen erlebt. Sie glaubten: ach, die Engländer, was können die uns tun, die sind nicht vorbereitet wie wir jahrzehntelang. So hat man weiter geglaubt: ach, die Amerikaner, das ist Humbug, „das ist Barnummilitär", so hat unser höchster Militär gesagt. Und was hat sich gezeigt? Daß die Leute, die um einer Idee, eines Ideals willen in den Krieg zogen, imstande waren, binnen einem Jahre nicht bloß nachzuholen, sondern zu überholen, was von dem verrotteten Schlendrian des Militarismus, der nur für Macht, nur für Herrschaft und nicht in Verteidigung, nicht für eine Idee kämpfte, gemacht worden war.

Man hat hier gesagt – ich komme darauf zurück –, nur der Deutsche hätte diesen fanatischen Gerechtigkeitssinn, daß er gegen sein eigenes Land wütet. Das ist nicht wahr. Die meisten von Ihnen kennen, wenigstens dem Titel nach, das Buch eines Deutschen, das während des Krieges im Ausland erschien: „J´accuse"[12]. Sagt dieser Titel nichts? Hat dieser Deutsche, der den französischen Titel wählte, aus Liebe zum Fremden diesen Titel gewählt oder gesagt: Ich schließe mich Émile Zola an, der um der Wahrheit willen auch sein eigenes Land, seine eigene Regierung und seine eigenen Zustände nicht schonte? Wissen Sie nichts mehr? Erinnern Sie sich nicht mehr an den Dreyfusprozeß? Da führten die Franzosen, die Minderheit, Jahre hindurch tapfer den Kampf gegen die Regierung, gegen ihre

[12] [J´accuse! Von einem Deutschen. Lausanne: Verlag von Payot & Cie 1915. | Der ungenannte Autor ist Richard Grelling (1853-1929).]

Offiziellen, gegen ihre Militärs, und haben den Sieg errungen. Bei uns wurden ab und zu solche Versuche gemacht, aber gesiegt, gesiegt über den Militarismus hat die Revolution, hat *diese* Revolution. (*Sehr richtig*!)

Es war ja ein Anblick, daß man vor Scham in den Boden sinken mußte, wie dieselben Menschen, dieselben Liberalen, Demokraten, Sozialdemokraten, die Jahrzehnte hindurch in Friedenszeiten den Parteienkampf gegen den Militarismus geführt haben, auf einmal in öffentlichen Erklärungen ans deutsche Volk, an die Feinde, an die Neutralen sich wandten: Wir kennen in Deutschland keinen Militarismus, es gibt keinen Militarismus, wir sind stolz auf unser Volksheer, es ist nur ein einiges deutsches Heer usw. (*Zuruf*.)

Welche Weisheit? Daß das erklärt wurde, woher ich das weiß? Ich möchte die Frage aufwerfen: woher Sie das nicht wissen, geehrter Herr! (*Lebhafter Beifall und Händeklatschen*.)

Sie haben doch unmöglich alle die Jahre hindurch geschlafen! Das weiß doch jeder. Das Symptom für diese sofortige Wandlung der sozialdemokratischen, demokratischen, liberalen Parteien, das ganz kleine Symptom ist der Simplizissimus, (*lebhafte Zustimmung*) der in diesen Parteien sein Publikum hat und der sofort die große Wendung nahm, (*sehr richtig*!) nur noch die Feinde, die Feinde, die Feinde in den Kot und Schmutz zu ziehen in der geistlosesten und witzlosesten Art, während er früher den Leutnant, den Leutnant, den Leutnant und den ganzen Militarismus in derselben Weise behandelt hatte. Und so war es in der gesamten Presse, so war es in Aufrufen, so war es überall, das weiß jeder. (*Zuruf*.)

Na, Sie kommen ja dann noch zum Worte!

Wenn ich an das französische Beispiel vor dem Kriege erinnert habe, so gibt es auch Beispiele von England, die während des Krieges ihr Vaterland nicht geschont haben. Wir haben da z. B. den prachtvollen Bernard Shaw; ich weiß nicht, ob Sie seine Schriften kennen. Zugegeben, er hat uns Deutsche wahrhaftig nicht geschont, er hat das wundervolle Wort – ich glaube, es war noch 1914 – „Potsdamnation", das ist die Potsdamer Nation, zugleich mit dem „Potsdamer Fluch" erfunden, aber er hat auch den Merkantilismus, das ganze System seines Vaterlandes, seiner Regierung aufs schärfste gegeißelt, und ich muß gestehen, da wir Deutsche die Pflicht haben, vor allen Dingen vor der eigenen Türe zu kehren; ich habe die

Dinge, die er als Schäden Englands sah, nicht so erkannt, wie er sie als Heimatgenosse, als Landsgenosse erkannt hat, und das ist wichtig für unsere eigene Aufgabe. Wir sind die, die uns am besten kennen. Wie, gestatten Sie das Gleichnis, wir Juden in Wahrheit die einzig berechtigten und allerbesten Antisemiten sind, d. h. die, die die Schäden an unserem Volkskörper am allerbesten und allertiefsten erkennen und aussprechen können, weil wir mit dieser Nation verwachsen sind, genau so stehen wir Deutsche unter der Schuldigkeit, das schonungslos auszusprechen, was wir nicht bloß irgendwie von außen, wie es ein Fremder könnte, beobachten, sondern was uns tief im Herzen brennt, wo wir empfinden: das ist etwas, was im Keime jeder Deutsche als Schuld in sich trägt, das ist etwas, was überwunden werden kann nur von innen heraus, nur durch eine Erneuerung, nur durch eine Regeneration unseres ganzes Wesens, nur dadurch, daß Tapferkeit, Tapferkeit der Gesinnung hereinkommt.

Dann ist gefragt worden: was hätte man denn tun können unter der Herrschaft der Zensur? und auch Kurt Eisner ist gefragt worden, was er denn zu der und der Zeit getan hat. Er hat dann geantwortet, er sei im Gefängnisse gesessen. Ich habe mir erlaubt, dazwischen zu rufen: warum ist er denn im Gefängnisse gesessen? Man sagte: Ja, wegen des Streiks! Als ob der Streik mit diesen Dingen nichts zu tun hätte, als ob man während dieser Streikbewegungen keine Reden in der Öffentlichkeit und im geheimen geführt hätte! Ich kann es sagen, wenn Sie es nicht wissen, Jahre hindurch hat Kurt Eisner mit einer Zähigkeit ohnegleichen diese Revolution durch Rede und Schrift vorbereiten helfen, hat er hier in den kleinen Diskussionsversammlungen, die in München stattfanden – man darf jetzt ja wohl über die Geschichte dieser Revolution ganz frei sprechen –, eine kleine Gruppe, einen kleinen Stamm einsichtiger, wissender und entschlossener Menschen zu sich herangezogen und das war der Kern, der eingriff, als es reif war. Die anderen standen im Großen und Ganzen bereit, der Stimmung nach, dem Gemüte nach. Als man ihnen die Kasernen aufschloß und ihnen sagte: Brüder, heraus auf die Straße, zeigt euch! da gingen sie mit, ohne daß sie vorher negativ oder positiv etwas Bestimmtes gewußt oder gewollt hätten. Und die anderen noch, die Bürger, standen, gleichviel in welchem psychologischen Zusammenhange, beiseite, so daß sich ergab, zunächst hier, wo die Republik Bayern dann gegründet wurde und überall nach-

her dann beinahe zu gleicher Zeit in Deutschland: Zum alten Regime steht nichts, gar nichts! Es waren Tote, Scheinlebendige, sie waren da und waren nicht da. In dem Moment, wo es zur Entscheidung kam, hatten sie niemand, der zu dieser Puppe noch hielt, und der tönerne Götze brach zusammen als das Nichts, das er schon lange gewesen war. (*Sehr richtig*!)

Dann aber ergab sich's, daß die wenigen, die, weil die Zeit reif war, die Revolution gehört und sie gemacht hatten, auch wußten, was sie wollten, positiv wußten, daß aber die Massen, sowohl die, die abseits standen, wie auch die, die in der Erregung und Leidenschaft, in dem Hasse gegen das schmachwürdige Regiment, das uns ins Verderben geführt hatte, mitmachten, nunmehr nicht so recht weiter wußten, weil sie nur aus dem Gefühle und der Stimmung heraus gehandelt hatten. Da, glaube ich, wäre es nun in jedem Lande so gekommen, daß mit einer Glut, mit einer Begeisterung, mit einer Innerlichkeit, mit einer Dankbarkeit ohnegleichen den Führern der Revolution von diesen Leuten gesagt worden wäre: Wohl, ihr habt's gemacht, ihr habt's gefühlt, ihr habt uns errettet aus eurem Geiste heraus und eurer Einsicht und Erkenntnis, zeigt uns jetzt den Weg, wir wollen euch folgen, wir wollen euch hören, wir wollen zur Besinnung kommen, die wir unbewußt Jahre und Jahrzehnte uns haben treiben lassen. Aber das Schauspiel, das sich nach vollzogenem ersten Akt der Revolution in Deutschland ergab, wäre meiner innersten Überzeugung nach in jedem andern Lande unmöglich gewesen. Es kam nämlich das Schauspiel, daß die, die maßlos im Großen und Ganzen überrascht worden waren, die auch erschreckt waren, auf einmal sich wieder erholten und sich sagten, nicht bloß sich sagten, sondern sofort in die Welt schrieen: Es ist noch nichts geschehen, es ist gar nichts geschehen; erst müssen wir mitstimmen, erst muß die Nationalversammlung kommen, es ist noch gar nichts getan, erst muß auf Grund des Wahlrechts das Volk zusammentreten und muß beschließen; da muß natürlich die Frage vorgelegt werden: Ist die Revolution zu Recht vollzogen worden? Erkennen wir sie an? Wollen wir die Republik, wie sie sich die Revolutionäre denken, oder wollen wir sie anders? Wollen wir das Haus Wittelsbach wieder zurückrufen usw.? Das alles soll die Nationalversammlung erst noch einmal entscheiden. Ich bin überzeugt, es gibt einige gutgläubige Professoren, die sich gar nichts Schlimmes dabei denken,

sondern die meinen, es muß alles auf diesem Wege Rechtens vollzogen werden. Revolution bricht Recht, Revolution schafft neues Recht, und das neue Recht ist nicht da, solange die Revolution da ist; das neue Recht wird gemacht, das neue Recht wird von schöpferischer Kraft gemacht. Da fragt kein Mensch mehr, ob es eine Mehrheit der Vergangenheit ist, die da zuständig ist, oder ob vielmehr die Gesamtheit der Zukunft es ist, die, wie sie in den vereinsamten Propheten Jahrzehnte und Jahrhunderte hindurch ganz alleiniglich gelebt hat, so jetzt vielleicht bloß in einer kleinen Gruppe lebt. Es ist die Zukunft, es ist die Gesamtheit, die immer sich kristallisiert zeigt in der Revolution; und die, die jetzt die Mehrheit spielen wollen, das sind Vergangenheitsmächte, das sind solche, die in Wahrheit, obwohl sie sich noch lebendig stellen, genau so tot sind wie das alte System. Die Revolution wird Parteien zeugen, das haben die bürgerlichen Parteien gemerkt und haben sich darum gleich am 9. oder 10. November [1918] umkostümiert. So geht das nicht, daß man mit neuer Tracht eine neue Partei ist. Darauf fällt ein großer Teil des politisch unerzogenen deutschen Volkes vielleicht herein, vielleicht aber auch nicht. Nun, ich möchte, daß die Revolution so gut, so friedfertig und so kurz wie nur möglich geht; sollte es aber so kommen, daß die kommende Nationalversammlung z. B. oder der Landtag in Bayern eine Mehrheit des alten, des gar nicht mehr Seienden präsentiert, so ist das bloß ein Zeichen, daß der Weg der Revolution schwieriger und länger sein wird. (*Sehr gut*!)

Ich sage das nicht zur Warnung, ich sage das noch weniger zur Drohung, das liegt mir durchaus ferne, ich sage es, weil ich Revolutionäre und Revolution kenne, weil ich weiß, die Revolution weicht nicht, das Weichende, das Schwankende, das liegt in all denen, soweit sie ehrlich sind, die von der Revolution noch nicht ganz und recht berührt sind; und die Hoffnung ist, ich sage das frei heraus, daß auch unter denen, die irgendwie von Parteien unter irgendwelcher Schlendrianparole gewählt sind, wenn sie unter die Einwirkung von Revolutionären kommen, gar manche innerlich erweicht, innerlich zart werden, daß sie dem Neuen, dem uralt Echten, Gerechten und Freiheitlichen zugänglich werden. Das wollen wir hoffen, um des Friedens willen, damit wir schnell zu den ruhigen, geordneten Zuständen der Zukunft kommen, die wir wünschen. Wenn es aber nicht möglich ist: das erste auf unserer Fahne ist nicht Ruhe und

Ordnung, das erste auf unserer Fahne ist die neue Welt, der neue Geist, das neue Volk, der neue Zustand. Wir Deutschen sind die letzten in der Revolution, das legt uns die letzte Verpflichtung auf; wer zuletzt lacht, lacht am besten, wer zuletzt die politische Revolution macht, hat sie am gründlichsten und am besten zu machen. Was sich aus der Französischen Revolution ergeben hat, die westliche Demokratie, die Börsenrepublik, kann nicht unser Muster, nicht unser Ziel sein. Wir sehen anderes vor uns, die neue Demokratie ist vor uns.

Nun sind uns die Gedanken, wie sie der vortreffliche Ministerpräsident Kurt Eisner, der Führer der Revolution, gestern entwickelt hat, sehr neu und einige von Ihnen sind vielleicht geneigt zu sagen, wenn man sie weiter verfolgt, kommt man wieder zu einer Art ständischen Vertretungssystems, wie es gerade die liberale Revolution überwunden hat, zu Korporationen, zu Berufsverbänden usw. Dieser Gedanke würde mich nicht schrecken, ich weiß, daß die Geschichte allmählich immer hochsteigt, indem sie sich im Kreise um sich selbst bewegt. Ich weiß, daß, wenn wir wieder Berufsverbände bekommen zur Angliederung des ganzen Volkes, daß das ganz etwas unvergleichlich anderes sein wird, als was bis jetzt die Welt an ständischen Vertretungen gesehen hat. Ich für meinen Teil – gestatten Sie mir die persönliche Bemerkung – bin aufs innigste beglückt, daß Kurt Eisner, den ich erst während des Krieges kennen zu lernen Gelegenheit hatte, und ich auf ganz verschiedenen Wegen und in verschiedener Ausdrucksweise zu dem nämlichen Resultat gekommen sind. Es ist übrigens nichts so Funkelnagelneues, sondern ein Mann, auf den ich vor dem Kriege schon und Professor [Friedrich Wilhelm] Foerster während des Krieges sehr eindringlich hingewiesen hat, Constantin Frantz, der Föderalist, hat die schärfste Kritik an dem Wahlsystem geübt, wie es bisher war, und an dem gesamten Parlamentarismus und hat, was auch für den Proporz gelten würde, für das von Bismarck eingeführte Wahlsystem nachgewiesen, daß es noch nicht einmal in Wahrheit die Mehrheit des Volkes vertritt, ganz abgesehen davon, daß die Vertreter zwei, drei und fünf Jahre vollständig von ihren Wählern losgelöst sind. Das Entscheidende scheint mir folgendes zu sein. Der Mensch ist nicht allein, er ist kein Individuum für sich, das, was neue Demokratie heißt, ist am nächsten verwandt mit dem Geistigsten und Wichtigsten in dem, was wir Sozialismus nennen. Der Mensch ist ein Gesellschaftstier, nicht in

dem Sinne, daß das ganz Große und Allgemeine, die Volksgesamtheit oder die Menschheit in Europa das Band ist, was die Einzelnen gliedert; Gesellschaften gibt es nur als Gesellschaften von Gesellschaften und Gesellschaften, die sich von unten herauf gliedern. Wie der Mensch in seiner Familie, so muß er in der Gemeinde, in seiner Körperschaft stehen. So muß sich das wieder hinaufgliedern. Der Mensch, der allein steht, ist ein verlorenes, ein vor allen Dingen jeder Demagogie preisgegebenes Wesen. Der Mensch soll mit seinesgleichen zusammen richten, zusammen raten, zusammen taten. Es soll nicht mehr diese isolierten Individuen geben, die von Hause kommen, ins Klosett gehen, dort den Suppentopf mit dem Schlitz vorfinden, dann den Stimmzettel hineinstecken und dann gehen sie wieder nach Hause. Das ist eine Lächerlichkeit, das ist das Kennzeichen, daß nach der großen Periode der Kultur in Europa im Mittelalter die Auflösung gekommen ist, daß das Neue, daß das Wahre, das Große, das Synthetische erst geschaffen werden muß. Wir sind hindurchgegangen durch den Übergang von Jahrhunderten und der Sozialismus, der jetzt seine Revolution begonnen hat, der ist berufen, im gesamten öffentlichen Zusammenleben der Menschen wieder die Gliederung, wieder die Zusammengehörigkeit, wieder den Bund und die Korporation zu schaffen. So denke ich, so ähnlich ist es gemeint, so meine ich es wenigstens, was als neue Demokratie kommen soll, daß die Menschen bestimmen in ihren Zusammengehörigkeitsversammlungen, daß sie von da Delegierte entsenden und daß diese Delegierten immer in Verbindung stehen mit dem in seinen Gliederungen tagenden Volke, daß sie nicht irgendwelche Selbständigkeit gegen das Volk und ohne das Volk haben.

Man wird sagen, das wäre eine Bindung vor allem des Geistigen, die unerträglich ist. Im Gegenteil, genau so wie im Volk alle isoliert sind, Nichtse sind, einzelne sind, genau so ist es die Tragik des Geistes, der Genialität, der Künstler, der Weisen, der Propheten, daß sie isoliert sind, daß sie – ich drücke es so aus – Volk in sich hinabgeschlungen haben, in ihnen ist das Volk konzentriert und sie bringen es heraus in ihrer großen künstlerischen oder prophetischen Gestaltung. Aber sie stehen wie in leerer Luft. Wenn der Geist wieder ins Volk hineingeht, dann werden wir ganz andere Zeiten haben, dann wird der Geist Einfluß üben tiefschürfender Art aufs Volk, wird aber auch vom Volke her durch den guten Instinkt des Volkes, durch die

Bedürfnisse des Volkes, durch die Einfachheit des Volkes, die vor Verstiegenheit warnt, die allerbesten Quellen empfangen. Ich sehe in dem, was da begonnen hat und was sich jetzt revolutionär genug, so wie es in allen Revolutionen gewesen ist, Arbeiterräte, Soldatenräte, Bauernräte nennt, ich sehe darin die Gliederung des gesamten Volkes in organischen Korporationen, ich sehe darin die Erneuerung des verrotteten und verfluchten, nichtswürdigen Parlamentarismus, der ab ist, tot ist, der von der Revolution beseitigt ist und der in keiner Gestalt, nennen Sie es Nationalversammlung oder sonstwie, je wieder kommen kann.

Und da will ich hinzufügen, genau so wie ich föderativ, korporativ, aufbauend, gegliedert, lebendig die neue Demokratie im Lande empfinde, genau so scheint mir jetzt schon nicht mehr bloß zu fordern, sondern zu beschreiben zu sein das, was die Revolution gemacht hat aus dem Verhältnisse der einzelnen deutschen Stämme, dem sogenannten Deutschen Reich. Das Deutsche Reich – geben wir uns keinem Zweifel darüber hin – in der Gestalt, wie es 1871 und schon vorher vorbereitend von Bismarck geschaffen worden ist, war nicht dieses Gewaltige, Großartige, als das die Professoren es gepriesen haben. Es wird – ich glaube, Kurt Eisner hat es gestern auch gesagt – in der Geschichte als eine Episode leben. Das Deutsche Reich in dieser Gestalt, Vormacht Preußens usw., dieses Flickwerk der Gewalttätigkeit ist tot. Ich gestehe zu, in dieser entsetzlichen Übergangskrise, wo wir den Krieg liquidieren müssen, wir, die ihn nicht gemacht haben, in dieser entsetzlichen Übergangskrise brauchen wir irgendwie die Reichsregierung alten Stiles und das ist die Funktion der Herren Scheidemann, Ebert und wie sie alle heißen, die sich da in Berlin zusammengefunden haben, und da brauchen wir sie dringend genug, aber nur zur Liquidation des unheilvollen Erbes des Militarismus und seiner Nöte. Aber was sie gemacht haben in Kiel, in Bremen, in Hamburg, an der Wasserkante, in Bayern, Württemberg, Baden, was sie machen werden in der deutschen Westrepublik, in den Bezirken von Frankfurt an über Kurhessen, Nassau, Rheinland, Westfalen, Lippe-Detmold, – daß das bei Preußen bleiben wird, glaubt kein Mensch, der die Geschichte, auch die Geschichte der Revolution in diesen paar Wochen kennt. Daß Hannover sich von Preußen loslösen wird, ist ganz sicher. Daß ein kleineres Brandenburg-Preußen mit der Hauptstadt Berlin übrigbleiben

wird und daß wir von ihm hoffen dürfen, daß es genau so segensreich innerhalb des großen Rahmens der deutschen Verfassung, des deutschen Zusammenlebens mitwirken wird, wie die anderen Republiken, davon bin ich fest überzeugt. So wie die Gesellschaft sich aufbauen wird als Gesellschaft von Gesellschaften, so wird entstehen der Bund der Bünde, wird entstehen die föderative deutsche Republik, der Bund der autonomen deutschen Republiken, gleichviel, wo der Rat dieser Bünde dann tagen wird. Ich halte es für unnötig, daß es Berlin sein muß. Es ersteht ein neues Reich. Das kann nicht schnell gelingen, kann nicht sofort gemacht werden. Man kann im Augenblicke nicht sagen, wir wollen mit gar keiner Reichsregierung etwas zu tun haben. Der Anfang ist gemacht: wir wollen mit einer solchen Sorte vom Auswärtigen Amte, wie sie in Berlin von dieser Reichszentralregierung geduldet wird, wahrhaftig nichts zu tun haben. (*Lebhafte Zustimmung*.)

Aber dahin führen wird meiner besten Überzeugung nach die Revolution, daß das, was die Gemeinde angeht, nur von der Gemeinde geregelt, was die Kreise angeht, nur von den Kreisen geregelt wird usw., aufgestaffelt, was Bayern angeht, regelt Bayern. Und das große Gemeinsame, dessen es viel, sehr viel gibt, wird gemeinsam geregelt von dem Bunde deutscher Republiken. Das große Gemeinsame, dessen es auch sehr viel gibt, wird gemeinsam geregelt vom europäischen Bunde, und das weitere Gemeinsame, dessen es auch beträchtlich viel gibt, das der ganzen Menschheit angehört, wird geregelt vom Völkerbunde, der da kommen muß, gleichviel, wie schwer es ist, bis wir hindurchkommen können. So fasse ich den neuen Weg auf, zu dem Kurt Eisner durch das Wort und vor allen Dingen durch die Tat der Revolution uns aufruft.

Da muß ich sagen, ist es mir eine komische Vorstellung, daß es möglich war, daß unter dem Datum München, 17. Dezember 1918, hier im ersten Parlament der revolutionären Republik Bayern der Antrag gestellt wurde, es soll eine fünfgliedrige Kommission aus Mitgliedern des provisorischen Nationalrates gebildet werden, die dem Ministerium des Äußern in den Fragen der auswärtigen Politik beigegeben wird. Wenn es so gemeint wäre, daß gradatim, stufenweise der Geist des Neuen, der im Ministerium des Äußern lebendig ist, hineinsickern soll in die verschiedenen Richtungen dieses Nationalrates, daß also diese fünfgliedrige Kommission dem Ministerium

des Äußern beigegeben wird, damit es dann zunächst Vernunft lehrt, damit das dann weitergehe und uns allen in dieser größeren Körperschaft gelehrt werde, würde ich sagen, das ist nicht so dumm gedacht. Aber dazu hat er keine Zeit. Das kann auch in anderer Form gemacht werden, durch das, was er tut, dadurch, daß wir nicht sofort, wenn er etwas sagt oder tut, den Mund aufmachen. Es gibt ein Wort – ich weiß es jetzt nicht wörtlich – von dem großen, wundervollen Fichte, das heißt dem Sinne nach: Es weiß jeder, ob ihm zum Reden der Mund aufgebrochen wird oder nicht, und ich sage, ich wage zu sagen und bitte, keiner soll es persönlich nehmen, von innen her durch einen Zwang seelisch notwendiger Art ist keinem einzigen, der so schnellfertig an der neuen Demokratie Kritik geübt hat, der Mund aufgebrochen worden. Sie hätten still sein können, sie hätten schweigen können. Alles, was mit dem Geiste zusammenhängt, ist nicht eine Lokalität, ist nicht ein Platz, wo man sich vordrängen muß. Es hat Zeit. Der Geist hat Zeit, der Geist ist irgendwie magisch erfüllte Zeit, man kann warten, man kann sich besinnen, man kann demütig sein, man kann sich stille halten. Und die Aufgabe für alle die, die von der Revolution noch nicht gepackt sind und trotzdem die Ehre haben, hier zu sein und mitwirken zu dürfen, ist die, zunächst einmal sich etwas zu bescheiden. Ich finde es unerhört, ich sage es frei heraus, was hier gesagt wird, ich finde es beinahe unerhört, aber unerhört schön, was hier geduldet wird; denn wahr ist es, mit der Humanität, mit der Menschheit in jeglichem Sinne kann keine Revolution so innig in Verbindung gestanden haben wie diese. Aber wenn dann diese Leute so schnell fertig sind, wie z. B. dieser Berufsverband, der sich hier in München politisiert hat, der Münchener Handelsverein, der wohl den liberalen Parteien etwas nahe steht, der sogar auch der Münchener Handelskammer in seinen wirklichen Aufgaben nahestehen soll, wenn dieser Münchener Handelsverband erklärt, von der Revolution sei alles Staatserhaltende, sei das ganze Bürgertum, unsere ganze Wirtschaftsordnung auf das äußerste bedroht, wenn er dann wiederholt sagt, dieser Handelsverein habe mit den staatserhaltenden Parteien Fühlung genommen und im bevorstehenden Wahlkampfe müsse der Handelsverein Gelder zusammenbringen, um die staatserhaltenden Parteien zu unterstützen, (*Zurufe*) so muß ich sagen: Das Lied kennt man, den Text kennt man und ob man die Verfasser kennt, ist wahrhaftig ganz

gleichgültig. Die Sache ist die, ich akzeptiere diesen Scherz, den nicht ich gemacht habe, die Sache ist die: Die wollen den Staat „erhalten", (*Zurufe*) die wollen den Staat in ihre Taschen stecken, (*lebhafte Zustimmung*) die wollen den Staat für sich, für ihre Interessen monopolisieren. (*Sehr richtig*!)

Das Schmachvolle an all dem, was jetzt so schnell, so fingerfertig, so mundfertig vor sich gegangen ist, das ist gerade das, daß die alten Parteien, die toten Parteien sich eingerichtet haben in dem, was die Revolution ihnen als Raum, als Sprungbrett zur Verfügung gestellt hat, und daß sie glauben, da können sie auch ganz gut wirtschaften, und wenn nicht *eine* Partei die Macht erlangt im Staate und dekretieren und diktieren kann, dann wird es eine Koalition sein, eine Koalition nach dem alten Muster, eine Koalition, wie es z. B. der „Fränkische Kurier" in seiner Nummer vom 10. Dezember abends anempfohlen hat in einer sehr merkwürdigen Stilisierung und mit sehr merkwürdigem Inhalte, wo es heißt: „Das, was Eisner will, ist Anarchie, ist Bolschewismus. (*Lachen rechts*.) Das, was Auer, was Scheidemann aufstellen, deckt sich mit den Forderungen der Deutschen Volkspartei, ermöglicht eine praktische Arbeit des liberalen Bürgertums mit der organisierten sozialdemokratischen Arbeiterschaft. (*Rufe: Hört, hört*!) Dieses Zusammenarbeiten der Mehrheitssozialisten und des freiheitlichen Bürgertums aber ist das Gebot der Stunde, soll nicht das Ergebnis der Revolution untergehen in einem Chaos."

Die Leute also dieser Koalition, die nicht dabei waren, die zum großen Teile gehindert haben, die sollen ihren Feind, die Revolution, retten! Was für gute Christen! Liebe Deinen Feind als Dich selbst, (*stürmischer Beifall*) rette die Revolution, die Dein größter Feind ist! (*Erneuter Beifall*.)

Noch weiter: „Einer der Männer, die München mitregieren, hat uns gesagt", – schreibt der „Fränkische Kurier" – „daß es nimmer lange dauern wird und Eisner sei Ministerpräsident gewesen. (*Hört, hört! rechts*.) Im Interesse unseres Landes ist dringend zu wünschen, daß er nebst Jaffé und Unterleitner sobald als möglich Männern Platz machen [sic], die im Geiste Auers und dem der Deutschen Volkspartei die Geschicke unseres Bayernlandes lenken."

Aber, ich gestehe es frei heraus und will es auch denen sagen, die es nicht gern hören wollen: Diese Revolution kann keine Parteiherr-

schaft bringen, und die Leute, die sich Bolschewisten und Spartacusgruppe nennen, wenn die uns nicht bald sagen, *was* sie wollen, *wie* sie die menschliche Gesellschaft, das deutsche Volk organisieren wollen, wenn sie uns nur immer bedeuten, sie wollen die Herrschaft haben – denn nichts anderes steckt hinter der sogenannten Diktatur des Proletariats –, (*sehr richtig*!) dann gehören sie in denselben Kessel hinein, in dem die stehen, die nur um die Herrschaft von Parteien kämpfen, in anderer Form, in anderen Ausdrücken, (*sehr richtig*!) aber es ist genau dasselbe. (*Sehr richtig*!)

Wir brauchen keine Parteiherrschaft. Wir brauchen neue Ziele, neue Wege, neue Demokratie, neuen Aufbau, wir brauchen – und ich hoffe, daß wir es bald erleben werden – wir brauchen, daß wenigstens die arbeitenden, die entbehrenden, die enterbten Massen, daß die Massen aller Schichten sich einhellig zur Revolution stellen. Revolution heißt ein neuer Geist. Und ist denn nicht in Wahrheit ein neuer Geist, ein wahrhafter Geist, nämlich ein schaffender Geist, ein einigender Geist, mit dem, was die wenigen vorbereitet haben, mit dieser Revolution über das ganze deutsche Volk gekommen? Sehen Sie Herrn Professor Quidde! Ich kenne Herrn Professor Quidde lange, ich achte ihn, er ist ein Ehrenmann durch und durch, er ist auch der Einsicht zugänglich wie wenige in seiner Partei, er ist ein nicht mehr so ganz junger Mann, wie ich auch nicht, und er ist noch bereit zu lernen, so viel er nur lernen kann. Aber Herr Professor Quidde, der Geschichtslehrer und Staatsrechtslehrer, und alle Staatsrechtslehrer, auch die radikalsten hätten, wenn sie Jahre, Jahrzehnte, Jahrhunderte angestrengtest nachgedacht hätten, hätten sie je das Problem, bloß dieses eine Problem gelöst: Wie wird Deutschland seine 22 Bundesfürsten los? (*Sehr richtig! und Heiterkeit.*)

Wie kann man das bewirken? Sie haben immer gesagt: „Ja, Revolution, unsere Staatsverfassung ist so, da kann bei uns keine Revolution sein. Den Kaiser könnt Ihr nicht abschaffen, es gibt keinen Kaiser, es gibt bloß einen König von Preußen, der per se Deutscher Kaiser ist, und dann ist noch da der König von Bayern und der König von Württemberg usw. usw. bis herunter zu Greiz-Schleiz-Lobenstein." Das Problem war wissenschaftlich nicht zu lösen, es ist wissenschaftlich nicht gelöst worden, es ist vom Geiste her gelöst worden. Geist ist etwas ganz anderes als Wissenschaft. Geist ist, wenn Wissen, Fühlen, Wollen sich zu einer Einheit zusammen-

schmelzen und tun. So ist es gemacht worden. Ob es einfache Soldaten waren, ob es Proletarier waren, ob es Frauen waren, die bis dahin gar kein Recht hatten im Staate, das ist ganz egal. Der Geist hat sie ergriffen, der Geist der verlachten Utopisten, Visionäre, Idealisten, wie man sie nennen will, der Geist derer, die immer in der Ecke gestanden haben, die immer vereinzelt gewesen sind in ihrer Partei, außerhalb jeder Partei, gleichviel wo sie standen, sie waren die Einsamen, und auf einmal, weil die Zeit reif war, ist das Prophetische Wirklichkeit geworden. Und wenn Sie das erkennen – darum rede ich, nicht vom Standpunkt irgendeiner Partei aus – wenn Sie das erkennen, dann weg mit dem Reste, weg mit der Kruste des Alten, die wir alle an uns haben. Jeder ist berufen, die Partei in sich zu töten, jeder ist berufen, bescheiden zur Revolution zu stoßen und zu sagen: Ja, ich habe es nicht gewußt, ja, es ist neu über mich gekommen, aber nicht von außen her, sondern irgendwo verborgen, hinuntergerutscht hat es in mir gelebt, es soll jetzt herauf, ich will es pflegen, ich will mitarbeiten. Das kann jeder sagen, gleichviel wo er gestanden hat. Und der das sagt, der braucht nicht einmal zu sagen: ich bereue, er braucht nicht einmal zu sagen: ich habe mich geirrt, er braucht nur zu sagen: ja, ich kann mit, ja, das ist mein Weg, ja, jetzt kommt ein bißchen Freude über mich! Jeder, der das sagt, gleichviel wo er vorher gestanden hat, gleichviel wie er es parteimäßig in Worte formt, was er nun will, jeder, der das erklärt, das sagt und das will, der ist der Revolution willkommen, der kann mithelfen und mitarbeiten. Wer aber unberührt geblieben ist und im alten Stil seine Partei, seine Interessen, sein Steckenpferd, das Vermoderte und Tote retten will, der gehört nicht zur Revolution, der wird nicht mitarbeiten können, und sollte es die Mehrheit eines Parlaments sein. Die Revolution wird dann auch über die Mehrheit dieses Parlaments hinwegschreiten müssen.

(*Lebhafter Beifall*.)

Die vereinigten Republiken Deutschlands und ihre Verfassung

(25.11.1918)[13]

Seliger Pufendorf, ich habe Dir längst abgebeten, und ich bitte Dir nochmals ab. Etwa 15 Jahre mochte ich alt sein, da kaufte ich mir für 20 Pfennig aus Reclams Universalbibliothek deine Verfassung des Deutschen Reiches und war erstaunt und betrübt, damit eine Beschreibung zu erhalten, dazu noch eine Beschreibung des längst Vergangenen, statt der Verfassungsurkunde des von Bismarck gegründeten Reiches.

Inzwischen habe ich aber gelernt, daß eine Verfassung nicht ein Papier mit Paragraphen, sondern ein tatsächlicher Zustand ist.

Nun ist wieder ein deutsches Reich gestorben, das in der Geschichte als vorübergehende Schöpfung der Gewalttat leben wird; der kriegerisch roh zurechtgehauene und zugleich diplomatisch klug gesponnene Fürstenbund mit scheindemokratischem Einschlag, den der Realpolitiker Bismarck den 48er Ideen entgegensetzte, ist tot, ist von der Revolution zertrümmert worden. Das alte Deutsche Reich, 1871-1918, existiert nicht mehr; es ist in Schmach zusammengebrochen; Schmach tritt da zutage, wo eine Scheinmacht in Staub verweht, weil niemand da ist, der zu ihr steht und sie hält.

Jetzt gilt es, klar zu sehen, wollend zu sehen, was da ist und wird. Das Phantom zersplitterte an neuen Mächten, die ihre Lebenskraft wundervoll, keineswegs bloß stürzend, sondern im Umsturz bauend, mit Bauen einreißend, betätigten. Das waren die soldatisch-demokratischen, rebellisch-kommunalen Bewegungen, die an der Wasserkante und in Westdeutschland einsetzten, war die fegende Bewegung, mit der die Dynastien in ganz Deutschland entfernt wurden, war zumal die Gründung der Republiken in Österreich und in Bayern.

---

[13] Textquelle | Gustav LANDAUER: *Die vereinigten Republiken Deutschlands und ihre Verfassung*. Frankfurt a. M.: Tiedemann und Uzielli Verlag 1918 (Textdarbietung hier nach https://anarchief.org/wiki und Vergleich mit dem auszugsweisen Abdruck in: Münchner Neueste Nachrichten, 72. Jg., Nr. 167 vom 12.4.1919, S. 1 f.)

Diese Dinge sind im Werden, im Wachsen, neue Abtrennungen und Angliederungen und Verbündungen sind gekommen und werden weiter kommen; ein prachtvoller öffentlicher Geist – gelegentliche Dummheiten und Auswüchse sind, wie die süddeutsche Redensart sagt, gleichgültig wie ein Kropf – weht durch ganz Deutschland, mit einer einzigen Ausnahme aber, dünkt mich, wo es sich nur dann um Nebensächliches handelt, wenn wir unsere Schuldigkeit tun: nach Berlin und den Teilen Preußens, die zu ihm gehören, scheint der neue Geist noch nicht gedrungen; da waltet noch scheinlebendiger Tod; da wird der Versuch gemacht, der so lange gefährlich ist, wie wir ihn nicht dazu verdammen, bloß kurios zu sein, die Kontinuität zu wahren, die Kontinuität des alten Reiches und die Kontinuität seiner irgendwie preußisch-cäsarischen Zentralregierung und seines öden Parteiwesens. Da regnet es Verfügungen fürs ganze Reich, ausgeheckt von ein paar zufälligen Berlinern, deren Mutter die Revolution sein mag, die in väterlicher Linie aber ganz gewiß vom Prinzen Max und vom Kaiser und von Ludendorff abstammen, ohne daß man die neuen autonomen Republiken auch nur gefragt hätte, ob sie diese Erlasse brauchen und brauchen können. Wäre es nicht einstweilen besser, fühlt nicht jeder, wie die Natur es erfordert, daß die Brandenburg-Preußen mit einiger Bescheidung für jetzt lediglich so für sich selber sorgen, wie es die anderen Republiken in Deutschland und Österreich tun? Fühlt nicht jeder, daß so und nur so das neue Reich herrlich und sicher zusammenwächst? Ich sage: die *Brandenburg-Preußen*; denn Preußen, das unorganisch zusammengestohlen ist, wird jetzt sofort wieder in seine natürlichen Bestandteile zerfallen. Schleswig geht; die Gebiete an der Wasserkante gehen; Hannover geht. Aus Rheinhessen, Kurhessen, Frankfurt, Nassau, der übrigen Rheinprovinz, Westfalen und Lippe-Detmold bildet sich eine westdeutsche Republik; sie ist unausbleiblich; diese Stämme taugen zusammen und taugen nie mit dem übrigen Preußen anders zusammen, als all die deutschen Republiken untereinander einen Bund bilden werden. Widerstrebt aber Großpreußen, will es nicht ein Glied unter Gliedern sein, sondern ein Haupt mit Vormacht, will es das alte Reich fortsetzen, dann wird sich Nordwest- und West- und Süddeutschland und Österreich zunächst als selbständiger Bund zusammenschließen; das ist die organische Entwicklung und wird ein Gebilde schaffen, das unüberwindlich ist.

Gegen diese frohe, sichere Stimmung, die mit Klarheit sieht und akzeptiert und fordert, was da ist und wird, regen sich zwei Bedenken: die Furcht vor der Entente und ihrem Verlangen nach einer verhandlungsfähigen und aus der Demokratie hervorgegangenen Spitze, und die Furcht vor der Diktatur des Proletariats, welche Furcht nicht nur in weiten Teilen des deutschen Volkes, sondern eben auch wieder bei den regierenden Kreisen der Entente besteht. So gehören die beiden Bedenken eng zusammen.

Wer zuletzt lacht, lacht am besten, und wer zuletzt die politische Revolution macht, darf und soll sich die beste Demokratie erlauben.

Demokratie, Selbstbestimmung des Volkes und der einzelnen Gliederungen im Volk, ist ganz etwas anderes als der verruchte Wahlunsinn, welcher Abdankung des Volks und Regierung durch eine Oligarchie ist.

Unsre Revolution hat schon angefangen, zu der echten Demokratie zurückzukehren, wie sie in den Gemeinde- und Landesversammlungen der mittelalterlichen Verfassungen, Norwegens und der Schweiz, vor allem aber in den Tagungen der Sektionen in der französischen Revolution vorgebildet ist.

Es soll keine atomisierten und abdankenden „Wähler" mehr geben; es soll Gemeinden und Korporationen und Verbände geben, die in Gesamtversammlungen und durch Delegierte ihr Schicksal bestimmen. Delegierte der beschließenden Korporationen, Delegierte, die dauernd in engem Einvernehmen mit ihren Auftraggebern stehen und jederzeit von ihnen abberufen und durch andere ersetzt werden können; imperatives Mandat, das sich nicht auf Regieren und Gesetzemachen überhaupt, sondern auf die bestimmten Vorlagen bezieht, die die Exekutive oder die Initiative von Körperschaften dem Volk vorlegt. Daß die organischen Gliederungen des Volks wirklich über ihr Schicksal selbst bestimmen, dazu taugt nicht das atomisierende, „direkte" und noch weniger das abscheuliche, geheime Wahlverfahren; beide gehören einer Zeit der Entrechtung, der Vergewaltigung, der cäsaristisch-demagogischen Beschwindelung der Völker durch Privilegierte und ihre Parteien an; die Republik ist die öffentliche Sache, das gemeine Wesen; da erledigt das Volk in seinen Korporationen öffentlich, unter eigener Verantwortung und permanenter Überwachung seine eigenen Angelegenheiten; weh dem, der politisch oder wirtschaftlich einen Druck ausüben

wollte! Die Schmachzeit des Wahlklosetts, des Stimmzettelumschlags und des Suppentopfes oder der Urne mit dem Schlitz muß für immer vorbei sein.

Es muß wieder werden, wie es einst war: da stellten die Männer das Werkzeug in die Ecke und nahmen die Waffen oder den Stock zur Hand und gingen zum Thing. Da berieten sie über bestimmte Dinge der Gemeinschaft, und all ihre überflüssige Arbeitslust strömte nun zusammen zu den öffentlichen Angelegenheiten. So traten die Dorfgemeinden und Stadtgemeinden zusammen, so gaben die Beauftragten Rechenschaft, so wurden neue Beauftragte ernannt, so gab es heiße Köpfe und Streit und Wut und Einigkeit und Beschluß und das war eine freie öffentliche Sache, und jeder stand seinen Mann und stand bieder und ehrenfest in seinen Stiefeln und wirkte fürs gemeine Ganze.

Es muß Gleichheit und Freiheit, es muß Föderation werden – von unten nach oben muß die Gliederung gehen. Bunt und mannigfaltig muß die deutsche Freiheit zumal sein: was nur die Gemeinden angeht, ordnen die Gemeinden für sich, in Selbstverwaltung, der niemand hineinredet, und so weiter zum Bezirk, zum Kreis, zur Landschaft, zur Provinz, zur autonomen Republik, zum Bund deutscher Republiken und zum Völkerbund. Man wird nicht in romantischen Gelüsten altes ständisches Wesen nachahmen; es wird nicht alles in persönlichen Versammlungen geordnet werden müssen, wo der Funke der Mitteilung elektrisch von Ort zu Ort, von Land zu Land, über die Welt hin sprüht; man wird Vertrauen zu Mandataren haben und wird Genialität des Wirkens und Durchführens nicht beschränken; der Geist wird im Volk stehen und in ihm sein Recht und seine freie Bewegung finden. Aber das Volk in seinen Körperschaften wird bei seinem eigenen Schicksal dabei sein.

Daß diese Demokratie in unlöslicher Verbindung mit dem Sozialismus steht, erwähne ich hier nur; davon will ich besonders handeln. Eine Demokratie und ein Sozialismus wird es sein, wo jeder mit seinen Berufsgenossen und Gemeindekameraden beisammen ist, wo es Individuen als Isolierte, Losgelöste, Zersprengte gar nicht mehr gibt; wo aber Demokratie und Sozialismus mit ihrer korporativen und kommunalen Gliederung doch gerade bloß die Formen und Bedingungen sind, aus denen die in Geist und Beseelung ursprünglichen und selbständigen Individuen erwachsen.

Zu all dieser Entwicklung sind nun die Arbeiter-, Bauern- und Soldatenräte, wie sie die Revolution nach altrevolutionärem und neurussischem Muster sofort gebracht hat, der trefflichste Beginn. Wer ist denn kein Arbeiter? Die tüchtige Hausfrau ist eine Arbeiterin, der in seinem organisierenden Beruf tätige Kaufmann oder Fabrikant ist ein Arbeiter, der Maler, der Bildhauer, der Musiker, der Schriftsteller sind Arbeiter, die Beamten sind Arbeiter. Daß da später manches anders werden wird, zumal in dem gräßlichen Unfug und Unglück der rein geistigen Berufe, ändert fürs Erste nichts an der Sache. Ungeistige Arbeit hat es, absolut betrachtet, gar nie gegeben; von nun an wird es so etwas ganz gewiß nicht geben. Der Aktionär, wenn er sonst nichts ist, der Kuponabschneider und dergleichen Leute sind keine Arbeiter, sondern Schmarotzer; wie ihre wirtschaftliche Lage späterhin sein wird, darüber rede ich in diesem Zusammenhang nicht, deute nur an, daß ich zu allen, die sich nicht mehr umstellen können, als zu Invaliden sehr menschlich empfinde, und sie wie andere Hilfsbedürftige zu unterstützen vorschlage; – politisch kann keiner ein Recht haben, der nicht in dem weiten Sinn des produktiven Wirkens ein Arbeiter oder ein Bauer oder ein Soldat ist und also einer Berufskorporation angehört oder von ihr als Gast aufgenommen ist.

Keineswegs aber wird es so sein, daß es Fabrikantenräte oder Ladeninhaberräte und dergleichen als politische Körperschaften geben wird; zur Vertretung ihrer Klasseninteressen mögen sie private Vereine bilden, so viele sie wollen, und ebenso etwa die Schriftsteller und Künstler; aber für die Dinge des Gemeinwesens sitze der Fabrikant mit seinen technischen und kaufmännischen Gehilfen und seinen Arbeitern zusammen, ein Tätiger unter vielen; diese Gemeinschaft wird allen Teilen sehr gut tun; der Schriftsteller schließe sich an Verleger und Drucker und Buchhändler und Zeitungsverkäufer an; der Pfarrer an Ärzte und Totengräber; und wenn der Kunstmaler die Delegierten zu einem Arbeiterrat zusammen mit den Stubenmalern und Anstreichern, der Minister die seinigen mit den Kanalräumern und Straßenkehrern ernennt und überredet und informiert, so wird es für alle Teile und für den Geist unseres Volkes ein Segen sein. Für die Gesellschaft, die Jesus von Nazareth aufsuchte, werden auch unsre Intellektuellen nicht zu schade sein; der Geist, der ehrlich und Gemeingeist ist, übt seine Überlegenheit überall und setzt

sich schließlich durch; nur ist es im Einzelfall keineswegs ausgemacht, ob das Herz des Arbeitsmannes nicht eine bessere und sicherere Entschließung trifft als das Hirn des Gelehrten oder die nach Reizen schweifende Phantasie des Dichters.

Wer sieht nun nicht, daß diese politische Gliederung der neuen, der echten Demokratie auf dem besten Wege ist, und daß sie auch auf organische Art von unten nach oben, zu der Spitze, zu dem Bundesrat führt, der Verhandlungen und Bünde mit dem Ausland nach dem gemeinsamen Willen des Volksganzen zustande bringt? Und wer fürchtet jetzt noch eine Diktatur des Proletariats? Ich würde sie auch, nein, nicht fürchten, sondern hassen und bekämpfen als Pest, wenn sie drohte; sie steht nicht bevor; bevorsteht, früher als irgend jemand ahnt, nicht die Diktatur, sondern die Abschaffung des Proletariats und die Erstehung der neuen Menschengesellschaft.

Und die Nationalversammlung? fragt vielleicht doch noch einer. Dem ginge es aber wie mir, dem Knaben, als ich im Pufendorf vergebens die Reichsverfassung suchte. Die Nationalversammlung habe ich mit alldem, was ich hier sagte, beschrieben. – Die Versammlungen aller in ihren Berufsgruppen eingegliederten arbeitenden Deutschen beiderlei Geschlechts haben in immer höher hinaufgehenden Stufen für die verantwortlichen Lenker ihrer Landesrepubliken gesorgt; diese treten durch ihre Delegierten – alles in voller geziemender Öffentlichkeit und unter Verantwortung – zum Bundesrat zusammen; soll nun etwa, wenn so das neue deutsche Reich sich in all seinen Gliedern zusammengefunden hat, noch einmal extra abgestimmt werden, ob es sein dürfe, was es ist, ob es werden dürfe, was es wird?!

Wir brauchen das organische Erwachsen von Tatsächlichem; es ist auf schönstem Wege; es muß nur weitergehen, im Geiste dieser Revolution.

Der Geist nämlich, meine Herren Intellektuellen, der Geist hat das alte Reich gestürzt und die Gliederungen des neuen, die im Werden sind, die schön sind, wie alles ist, was Jugend und Wachstum hat, ins Leben gerufen; der Geist, von dem ihr töricht und anmaßend genug vermeint, ihr müßtet ihn nun als nachhinkender Troß der Revolution erst nachträglich liefern. Der Geist hat es angebahnt und durchgeführt und wird's weiterführen, der unsern herrlichen, unsern gepeinigten, unsern nun befreiten und beglückten Soldaten,

einer nicht allzu großen Schar Arbeiter und junger Leute und ihren Führern, unverwüstlichen Freiheitskämpfern unsterblicher Jugend, die ihr Utopisten gescholten habt, in die Hände und, wo es einen Augenblick not tat, in die Fäuste gefahren ist. Fürs Wesentliche aber waren Fäuste keineswegs nötig; es ging nach dem fürtrefflichen Rezept, das der jugendliche Präzeptor aller Revolutionäre, Étienne de la Boétie, im 16. Jahrhundert gegen die Tyrannis verschrieben hat: Das Volk half den kleinen Schmarotzern nicht mehr gegen sich selbst; das Volk setzte seine Regierung ein und ignorierte die Anwesenheit der Privatpersonen, die sich für die Herrschenden hielten. Da des Volkes allzugroße Gnade nicht mehr bei ihnen war, hörte Gottes Gnade von selber auf. Was anderes soll denn diese humoristisch einfache Lösung eines Problems, das den Staatsgelehrten und Politikern das schwerste Rätsel war, mit dem sie in jahrzehntelangem Kopfzerbrechen nicht fertig geworden wären, zustande gebracht haben, ihr Klugen, Witzlosen, Gebildeten und Professoren, als der Geist?

Die Revolution ist der sieghafte Geist, der endlich, endlich sich verwirklicht hat; und die Nachzügler, die so ungeduldig jetzt dabei sein möchten, wie sie vorher vom Schuß geblieben sind, die jetzt so eifrig nach der Nationalversammlung rufen, wie sie beflissen sind, ihren Parteien neue Firmenschilder aufzukleben, sollten bedenken, daß der Geist keine Lokalität ist, wo es am Platze ist, sich vorzudrängen, daß er eher magisch erfüllte Zeit ist: Stille, Demut, Besinnung, Warten auf sich selbst wird denen gut tun, die zurückgeblieben und also von der Revolution im wahren Sinne überrascht, überholt worden sind.

Das alte Reich ist tot, seine Dynastien sind nichts mehr, seine Regierungen sind zusammengestürzt, auch seine Parteien sind in Wahrheit tot. Als der Ruf erschütternd an die Gewissen ging, als es galt, Schuld zu bekennen und Reue zu üben, da haben sie sich totgestellt; jetzt, wo die Revolution gekommen ist, die ihnen niemals wie das alte System des Gewaltstaates Trog sein wird, möchten sie sich, um die Revolution zu erdrosseln und die Republik in scheindemokratische Herrschaft der Geriebenheit zu verwandeln, lebendig stellen. Sie appellieren an die Wählerei, an die Mehrheit derer, die noch nicht von der Revolution erfaßt sind, an das, was sie ihre Nationalversammlung nennen! Der Geist der Revolution aber vertritt

immer die Gesamtheit: die Wirkungsmächtigen, die jetzt die Revolution durchgeführt haben und sie weiterführen sollen, vertreten genau das nämliche, was vorher die Propheten als ganz Vereinsamte vertreten haben; nicht eine zahlmäßige, zufällige Mehrheit der stets noch gegenwärtig scheinenden Vergangenheit, sondern das Kommende, das Werdende, das, was die Welt vorwärts bringt und beglückt, eine geschichtliche Gesamtheit und Gemeinschaft, die kommende Menschheit.

25. November 1918

Nachschrift vom 6. Dezember: Inzwischen hat der Schlendrian des Parteiwesens schnödeste Siege über die Revolution errungen, die sich auf ihren Lorbeeren verschnaufte; so wird also die weitergehende Revolution einen längeren und schwereren Weg haben.

Rede über die Sicherung der Revolution

(1919)[14]

Nach der Ermordung Kurt Eisners am 21. Februar waren in München eine Reihe von Geiseln aus den Kreisen festgesetzt worden, die wir mit Grund glaubten der gegenrevolutionären Bewegung zurechnen zu können. Die Leute wurden in einem der ersten Münchener Hotels untergebracht, genossen großes Entgegenkommen und wurden mit äußerster Rücksicht behandelt. Trotzdem stellten die Sozialdemokraten im Rätekongreß schon am 6. März den Antrag, die verhafteten Geiseln bedingungslos freizulassen. Dieser „Dringlichkeitsantrag Dr. Süßheim" wurde auch gegen unseren heftigen Widerspruch angenommen. Hier folgt, unter Auslassung völlig bedeutungsloser Zwischenbemerkungen Landauers Rede gegen den Antrag. [*E. Mühsam*]

[…] Erstens: Die Festnahme von Geiseln[15] in kritischen Lagen der Gesellschaft ist schon immer vorgekommen. Zweitens wäre es doch lächerlich zu sagen, daß wir in einer geordneten Gesellschaft leben. Wer hindert uns daran? Wir sind noch sehr unter der Gefahr der Gegenrevolution. Ich fürchte sie nicht, aber ich wehre mich dagegen. Ich bin dafür, daß man sich dagegen wehrt, solange die Gefahr besteht, solange es nötig ist. […] Man könnte vorschlagen, der Zentralrat solle über die Festnahme der Geiseln, über die Personen, die in Betracht kommen, und über den ganzen Stand der Sache Bericht erstatten. […] Uns muß der Zentralrat zunächst einmal sagen, ob nicht Gefahr in Verzug ist, wenn wir die Geiseln jetzt entlassen. (*Sehr richtig*!) Ich weiß davon nichts, ich will darüber Bericht erstattet haben.

---

[14] Textquelle | *Rede Gustav Landauers über die Sicherung der Revolution*. In: Fanal. Organ der anarchistischen Vereinigung, 3. Jg., Nr. 8 (Mai 1929), S. 177-190.

[15] [Die hier genannten „Geiseln" stehen in keinem Zusammenhang mit den während der zweiten Münchener Räterepublik am 30. April 1919 erschossenen zehn Gefangenen, die überwiegend der rechtsextremen Thule-Gesellschaft angehörten und deren Erschießung z. B. Ernst Toller unmissverständlich kritisierte. Landauer hat in der zweiten, kommunistischen Räterepublik vom 13. April kein politisches Amt bekleidet und sich am 16. April von der Politik der neuen Räteregierung distanziert. – Vgl. auch Oliver DAS GUPTA: Ende der Münchner Räterepublik: Folgenreiche Morde im Schulhof. In: Süddeutsche Zeitung, 30.04.2019. sueddeutsche.de (*pb*)]

Soviel weiß ich aber, daß das Wort, das der frühere Kriegsminister Hellingrath zu einem gesagt hat, der in Schutzhaft genommen wurde: „Jetzt geht es hart gegen hart", höchstwahrscheinlich in dem Kampfe gegen die Gegenrevolution auch für uns noch gelten muß. Eisners Mord ist nicht gesühnt. Wir wissen aber, daß Herr Graf Arco aller Wahrscheinlichkeit nach Bundesgenossen in den Kreisen der Aristokratie, des Studententums und Offiziertums gehabt hat, daß es sich um ein Komplott, eine Verschwörung handelte. Wir wissen noch nicht einmal, ob es zu einer richtigen Vernehmung dieses jungen Mannes gekommen ist, wir wissen über seine Aussagen gar nichts in diesem Moment. Ohne etwas zu wissen, an unser Mitleid zu appellieren: „Laßt die Geiseln frei", halte ich nicht für richtig. Wir müssen erst wissen, wie wir dran sind, und dann können wir es uns reiflich überlegen. Soviel muß man mit dem proletarischen Empfinden mit zu empfinden vermögen, um sein Mitleid nicht an diese Kreise Kreß von Kressenstein usw. zu verschwenden. Wenn irgendeinmal der Zeitpunkt käme, der kann wohl kommen, daß durch die Verhältnisse arme Bourgeois, die bisher reiche Bürger waren, genötigt wären, die Straße zu kehren, Kanäle zu räumen, ich sage durch die Verhältnisse genötigt, dann wäre es wohl möglich, daß jemand, der gar nicht mehr imstande ist, mit Proletariern mitzuempfinden, zunächst sein Mitleid dahin ergießt. Ich würde sagen, ich habe schon immer Mitleid gehabt mit den Proletariern, die dazu genötigt waren, Jahre und Jahrzehnte hindurch, und ich habe Mitleid mit den Opfern der Gesellschaft, seien sie Diebe, Betrüger, Gauner irgendwelcher Art, mit den Opfern unserer sozialen Zustände, die in Gefängnissen schmachten, die Gewohnheitsverbrecher wurden, und wenn ich dann noch ein Tröpfchen Mitleid übrig behalte, was ich jetzt noch nicht weiß, kann ich auch Mitleid haben mit Kreß von Kressenstein, Buttmann und dem Verlagsbuchhändler Lehmann, die jetzt als Geiseln genommen wurden. Vorläufig habe ich zu diesem Mitleid noch nicht Platz in meinem sonst ziemlich geräumigen Herzen, weil mir das Herz bricht vor Mitleid über das Elend der Proletarier, über das Elend der Erwerbslosen. (*Stürmischer Beifall und Händeklatschen*.)

Solange wir nicht wissen, daß wir nicht mehr bedroht sind, solange wir noch immer Kampf zu führen haben gegen eine unbekannte und unbenannte Sippe von Aristokraten, Bourgeois und

Verschwörern, können wir dem Zentralrat nicht in den Arm fallen, sondern müssen ihm sagen: Wenn du etwas zu sagen hast über den Stand der Untersuchung, so sage es uns! Aber wir dürfen nicht einfach aus Entrüstung, weil es nicht bourgeoismäßig zugeht, weil es nicht üblich ist, sagen, das wird nicht mehr geduldet, jetzt kommt der Landtag, der geordnete Zustand. Wir können jetzt in keinem geordneten Zustande sein, wir sind von Mord, Totschlag, Heimtücke durchaus bedroht. Solange die Leute im „Bayerischen Hof" waren — jetzt sollen sie nach Stadelheim gekommen sein, ich weiß es nicht sicher —, haben sie es wahrhaftig nicht schlecht gehabt. Man hat sogar behauptet, der Hotelier, der Besitzer des „Bayerischen Hofs", hätte den Soldaten, die ihm diese Gäste ins Haus brachten, Provision versprochen, wenn sie nur recht viel bringen. (*Heiterkeit*.) Dies Geschichtchen ist jedenfalls ein Beweis, daß die Leute dort ein sehr reichliches und keineswegs frugales Leben führten. Wenn die jetzt einmal an Stelle von soundsovielen unschuldigen Proletariern Stadelheim kennen lernen, das Eisner, Unterleitner und seine Genossen Monate und Monate hindurch kennen lernten, auch als Unschuldige, so sage ich wahrhaftig nicht: Das ist Rache. Mir ist Rachetrieb fern, sondern ich sage, es kann so sein, daß der freie Volksstaat Bayern jetzt noch in der Notlage ist, bestimmte Personen zu behalten, weil die eigentlichen Verschworenen uns noch unbekannt sind, sich im Hintergrunde halten. Soll doch einer von diesen Aristokraten kommen und sagen: Ich stelle mich als einer, der sich gegen den Bestand des freien Volksstaates Bayern verschworen hat, gebt dafür den, der mit der Sache nichts zu tun hat, frei! (*Rufe*: *Sehr richtig*!) Bisher ist noch keiner gekommen, bisher hat sich noch kein einziger gemeldet von den vielen Hunderten, die in Garmisch-Partenkirchen, die allüberall an den schönsten Seen, in den schönsten Gegenden Bayerns sich verschworen, die da ihre Komplotte geschmiedet haben. Wir werden noch dahinter kommen und die Rechten fassen, dann werden die, die unschuldig leiden, ohne Zweifel freigelassen werden. Jetzt, wo wir noch in der Krise, im Uebergange sind, wo noch gar nichts entschieden ist, einfach zu sagen, ohne daß wir irgendetwas wissen: Zunächst müssen einmal die Geiseln frei werden, sowie zunächst einmal die Pressefreiheit wieder hergestellt werden muß, Pressefreiheit im alten bürgerlichen Sinne, ist unerhört. (*Zurufe*.) Worüber ich mich errege, ist, daß ich weiß, daß es sich

bei diesem Antrage „Süßheim“ um eine Abmachung mit dem bürgerlichen Landtage in Bamberg handelt. (*Hört, hört und Zurufe*.) Ich weiß, daß in Bamberg von den bürgerlichen Parteien gefordert wurde, erstens, die Geiseln müssen wieder frei werden, zweitens das alte kapitalistische Pressemonopol — so hat man sich natürlich nicht ausgedrückt, man hat natürlich gesagt: Pressefreiheit — muß wieder hergestellt werden. (*Hört, hört*!)

Das ist der erste Antrag „Süßheim“, der hier als Vertreter des bürgerlichen Bamberger Parlamentes auftritt. (*Beifall und Händeklatschen*.) (*Widerspruch des Dr. Süßheim*.) (*Zurufe*.) […] Vorhin war ich gereizt, obwohl ich persönlich nicht angegriffen war. Ich lasse mich durch die Sache reizen. Ich erkläre, mein Eindruck ist der, daß das der erste dieser Anträge ist. Hintennach kommt dann die Wiederherstellung der bürgerlichen Pressefreiheit; denn diese ist auch den bürgerlichen Parteien versprochen worden, noch ehe man die Unabhängigen zur Verhandlung gerufen hat. (*Rufe*: *Hört, hört*!) Man hat vorher mit den Bürgerlichen verhandelt, so war die Sache, und in diesen Zusammenhang hinein gehört der Antrag, jetzt gleich vor allen Dingen wieder einmal für ein geordnetes Staatswesen zu sorgen und die Geiseln freizulassen. Für ein geordnetes Staatswesen sollen die sorgen, die uns Unordnung in unseren freien Volksstaat, in die Entwicklung unserer Republik hineintragen.

(*Lebhafter Beifall und Händeklatschen*.)

[Illustrationsseite]

Aufruf zum Sozialismus

Vorwort zur zweiten Auflage (3. Januar 1919)[16]

Die Revolution ist gekommen, die ich so nicht vorausgesehen habe. Der Krieg ist gekommen, den ich vorausgesehen habe; und in ihm habe ich dann frühzeitig schon Zusammenbruch und Revolution unaufhaltsam sich vorbereiten sehen.

Mit einer wahrhaft grenzenlosen Bitterkeit spreche ich aus: es zeigt sich, daß ich in allem Wesentlichen Recht hatte mit dem, was ich vor langer Zeit in diesem „Aufruf" und in den Aufsätzen meines „Sozialist" gesagt habe. Eine politische Revolution in Deutschland stand noch aus; nun ist sie gründlich vollbracht, und nur die Unfähigkeit der Revolutionäre beim Aufbau der neuen Wirtschaft vor allem und auch der neuen Freiheit und Selbstbestimmung könnte schuld sein, daß eine Reaktion käme und die Einnistung neuer Gewalten des Privilegs. Daß die marxistisch-sozialdemokratischen Parteien in ihren sämtlichen Tönungen unfähig zur politischen Praxis, zur Konstitution der Menschheit und ihrer Volkseinrichtungen, zur Begründung eines Reichs der Arbeit und des Friedens, und gleichermaßen unfähig zur theoretischen Erfassung der sozialen Tatsachen sind, haben sie überall aufs gräßlichste, im Krieg, vor ihm und nach ihm, von Deutschland bis Rußland, von der Kriegsbegeisterung bis zum geistlos unschöpferischen Schreckensregiment, zwischen welchen Wesensverwandtschaft ist und ja auch seltsamste Verbündung war, gezeigt. Wenn es aber wahr ist, wofür manche Nachricht und unsre nach Beseligung und Wunder zitternd verlangende Hoffnung spricht, daß russische Bolschewiki, in ähnlich schönem, aber noch sprengenderem Wachstum, wie es in Österreich Friedrich Adler, in Deutschland Kurt Eisner zeigen, über sich selbst, ihren theoretischen Doktrinarismus und die Ödigkeit ihrer Praxis emporgestiegen sind, daß in ihnen Föderation und Freiheit über Zentralismus und militärisch-proletarische Befehlsorganisation Herr geworden sind, daß sie schöpferisch geworden sind und der

[16] Textquelle | Gustav LANDAUER: *Aufruf zum Sozialismus*. Revolutionsausgabe. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 7.-10. Tausend. Berlin: Paul Cassirer 1919, S. VII-XV.

Industrieproletarier und Professor des Todes in ihnen vom Geist des russischen Muschik, vom Geist Tolstojs, vom ewig einen Geist besiegt worden ist, dann spricht das wahrlich nicht für den in ihnen überwundenen Marxismus, sondern für den himmlischen Geist der Revolution, der, unterm klammernden Griff und der schnellenden Schleuder der Notwendigkeit, in den Menschen, zumal den russischen Menschen, das Verschüttete freilegt und das heilig Verborgene zum Quellen und Rauschen bringt.

Der Kapitalismus ferner hat nicht die Entwicklungsfreundlichkeit geübt, sich langsam und brav in den Sozialismus umzuwandeln; er hat auch nicht das Wunder getan, in seinem platzenden Zusammenbruch den Sozialismus zu gebären. Wie sollte das Prinzip des Schlechten, des Drucks, der Beraubung und der Philisterroutine auch Wunder tun? Der Geist, der in diesen Zeiten, wo der Schlendrian bösartige Pest wird, Rebellion sein muß, der Geist tut Wunder; er hat sie getan, als er in einer Nacht die Verfassung des Deutschen Reiches änderte und aus einem unantastbar heiligen Staatsgebilde der deutschen Professoren eine Vergangenheitsepisode deutscher Kraut- und Schlotjunker machte. Der Zusammenbruch ist da; Rettung kann nur der Sozialismus bringen, der nun wahrlich nicht als Blüte des Kapitalismus erwachsen ist, sondern als Erbe und verstoßener Sohn vor der Türe steht, hinter der der Leichnam des unnatürlichen Vaters verwest; der Sozialismus, der nicht in einem Höhepunkt des Nationalreichtums und üppiger Wirtschaft als Feiertagsgewand über den schönen Leib der Gesellschaft gezogen werden kann, sondern im Chaos fast aus dem Nichts geschaffen werden muß. In Verzweiflung habe ich zum Sozialismus aufgerufen; aus der Verzweiflung habe ich die große Hoffnung und freudige Entschlossenheit geschöpft; die Verzweiflung, die ich und meinesgleichen im voraus in der Seele trugen, ist nun als Zustand da; möge denen, die jetzt sofort ans Werk des Bauens müssen, Hoffnung, Lust zum Werk, Erkenntnis und ausdauernde Schaffenskraft nicht fehlen.

Das alles, was hier vom Zusammenbruch gesagt wird, gilt in dem Maße für den Augenblick nur für Deutschland und die Völker, die, gern oder ungern, sein Schicksal geteilt haben. Nicht der Kapitalismus als solcher ist an seiner immanenten Unmöglichkeit, wie es hieß, in sich zusammengebrochen; sondern der mit Autokratie und Militarismus zusammengespannte Kapitalismus eines Ländergebiets

ist von den liberaler verwalteten Kapitalismen eines andern, militärisch schwächeren, kapitalistisch stärkeren Gebiets in schließlichem Zusammenwirken mit dem vulkanisch losbrechenden Volkszorn im eignen Volk ruiniert worden. In welchen Formen der Zusammenbruch den andern, den klügeren Repräsentanten des Kapitalismus und Imperialismus kommt, und zu welchem Zeitpunkt, darüber möchte ich gar nichts voraussagen. Die sozialen Gründe, ohne die es nirgends eine Revolution gibt, sind überall da; das Bedürfnis nach politischer Befreiung aber, aus welchem heraus allein die Revolution sich einem Ziele zubewegt und zu mehr wird als Aufruhr, ist in den einzelnen Ländern, die ihre demokratisch politischen Revolutionen gehabt haben, verschieden stark. So viel glaube ich zu sehen: je freier in einem Lande die politische Beweglichkeit, je größer die Anpassungsfähigkeit der Regierungseinrichtungen an die Demokratie ist, um so später und schwerer wird die Revolution kommen, um so entsetzlicher und unfruchtbarer wird aber auch das Ringen sein, wenn endlich soziale Not, Ungerechtigkeit und Würdelosigkeit das Phantom einer Revolution und in seinem Gefolge den allzu wirklichen Bürgerkrieg aus sich her austreiben, statt zum Aufbau des Sozialismus zu schreiten. Die Symptome, die sich vorerst in der Schweiz – in ekler Verfilzung freilich mit Krieg, Kriegsgeschäft, schweizerischem Kriegsersatz und nichtschweizerischer Kriegskorruption – gezeigt haben, sind deutlich genug für jeden, der schöpferisches Werk von hilflos grauenhaften Wildheiten und Zuckungen unterscheiden kann.

Denn Revolution kann es nur eine politische geben. Sie brächte es nicht zur Unterstützung durch geknechtete Massen, wenn aus ihnen nicht auch soziale Gedrücktheit und wirtschaftliche Not aufbegehrte; aber die Umwandlung der Gesellschaftseinrichtungen, der Eigentumsverhältnisse, der Wirtschaftsweise kann nicht auf dem Wege der Revolution kommen. Von unten kann da nur abgeschüttelt, zerstört, preisgegeben werden; von oben, auch von einer revolutionären Regierung kann nur aufgehoben und befohlen werden. Der Sozialismus muß gebaut, muß errichtet, muß aus neuem Geist heraus organisiert werden. Dieser neue Geist waltet mächtig und innig in der Revolution; Puppen werden zu Menschen; eingerostete Philister werden der Erschütterung fähig; alles, was feststeht, bis zu Gesinnungen und Leugnungen, kommt ins Wanken; aus dem

sonst nur das Eigene bedenkenden Verstand wird das vernünftige Denken, und Tausende sitzen oder schreiten rastlos in ihren Stuben und hecken zum ersten Mal in ihrem Leben Pläne aus fürs Gemeinwohl; alles wird dem Guten zugänglich; das Unglaubliche, das Wunder, rückt in den Bereich des Möglichen; die in unsern Seelen, in den Gestalten und Rhythmen der Kunst, in den Glaubensgebilden der Religion, in Traum und Liebe, im Tanz der Glieder und Glanz der Blicke sonst verborgene Wirklichkeit drängt zur Verwirklichung. Aber die ungeheure Gefahr ist, daß Schlendrian und Nachahmung sich auch der Revolutionäre bemächtigen und sie zu Philistern des Radikalismus, des tönenden Worts und der Gewaltgebärde machen; daß sie nicht wissen und nicht wissen wollen: die Umwandlung der Gesellschaft kann nur in Liebe, in Arbeit, in Stille kommen.

Noch eines wissen sie nicht, trotz allen Erfahrungen vergangener Revolutionen. Die sind alle große Erneuerung, prickelnde Erfrischung, die hohe Zeit der Völker gewesen; aber was sie Bleibendes brachten, war gering; war schließlich nur eine Umwandlung in den Formen der politischen Entrechtung. Auch politische Freiheit, Mündigkeit, aufrechten Stolz, Selbstbestimmung und organisch-korporative Verbundenheit der Massen aus einigendem Geiste heraus, Bünde der Freiwilligkeit im öffentlichen Leben kann nur der große Ausgleich, kann nur die Gerechtigkeit in Wirtschaft und Gesellschaft, kann erst der Sozialismus bringen. Wie sollte es in unsrer Ära, der vom christlichen Geiste her in den Gewissen die Gleichheit aller Menschenkinder nach Ursprung, Anspruch und Bestimmung feststeht, ein Gemeinwesen aus wahrhaften Gemeinden, wie sollte es ein freies, öffentliches Leben, durchwaltet von dem alles erfüllenden und bewegenden Geiste vorwärts befeuernder Männer und innig starker Frauen geben, wenn in irgendwelcher Form und Maskierung die Sklaverei, die Enterbung und Verstoßung aus der Gesellschaft besteht?

Die politische Revolution, in welcher der Geist an die Herrschaft, ans starke Gebot und entschiedene Durchsetzen kommt, kann dem Sozialismus, der Wandlung der Bedingungen aus erneuertem Geiste heraus, die Bahn freimachen. Aber durch Dekrete könnte man die Menschen höchstens als Staatsheloten in ein neues Wirtschaftsmilitär einreihen; der neue Geist der Gerechtigkeit muß selbst

ans Werk gehn und muß sich seine Formen der Wirtschaft schaffen; die Idee muß die Erfordernisse des Augenblicks mit ihrem weiten Blick umspannen und mit ballender Hand gestalten; was bisher Ideal war, wird in der aus der Revolution geborenen Erneuerungsarbeit Verwirklichung.

Die Not zum Sozialismus ist da; der Kapitalismus bricht zusammen; er kann nicht mehr arbeiten; die Fiktion, daß das Kapital arbeite, zerplatzt zu Schaum; was den Kapitalisten einzig zu seiner Art Arbeit lockt, zum Risiko des Vermögens und zur Leitung und Verwaltung von Unternehmungen, der Profit winkt ihm nicht mehr. Die Zeit der Rentabilität des Kapitals, die Zeit des Zinses und Wuchers ist vorbei; die tollen Kriegsgewinne waren sein Totentanz; sollen wir nicht zugrunde gehn in unserm Deutschland, wirklich und wortwörtlich zugrunde gehn, kann Rettung nur bringen die Arbeit, wahrhafte, von gierlosem, arbeitsbrüderlichem Geist erfüllte, geführte, organisierte Arbeit, Arbeit in neuen Formen und befreit von dem ans Kapital zu leistenden Tribut, rastlos Werte schaffende, neue Wirklichkeiten schaffende Arbeit, welche die Erzeugnisse der Natur dem menschlichen Bedarf gewinnt und verwandelt. Das Zeitalter der Produktivität der Arbeit hebt an; oder wir sind am Ende. Uralt bekannte und neu entdeckte Naturkräfte hat die Technik in den Dienst der Menschheit gestellt; je mehr Menschen die Erde bestellen und ihre Produkte umformen, um so mehr gibt sie her; die Menschheit kann würdig und sorgenlos leben, keiner braucht Sklave der andern, keiner verstoßen, keiner enterbt zu sein; keinem braucht das Mittel zum Leben, die Arbeit, zur Mühsal und Plage zu werden; alle können dem Geiste, der Seele, dem Spiel und dem Gotte leben. Die Revolutionen und ihre peinlich lange, drückende Vorgeschichte lehren uns, daß nur die äußerste Not, nur das Gefühl des letzten Augenblicks die Massen der Menschen zur Vernunft bringt, zu der Vernunft, welche Weisen und Kindern allezeit Natur ist; auf welche Schrecknisse, auf welche Ruinen, auf welche Nöte, Landplagen, Seuchen, Feuersbrünste und Greuel der Wildheit sollen wir warten, wenn nicht in dieser Schicksalsstunde den Menschen die Vernunft, der Sozialismus, Führung des Geistes und Fügung in den Geist kommt?

Das Kapital, das bisher der schmarotzende Genießer und der Herr war, muß der Diener werden; der Arbeit Dienst leisten kann

nur ein Kapital, das Gemeinschaft, Gegenseitigkeit, Gleichheit des Tausches ist. Steht ihr immer noch hilflos vor dem Selbstverständlichen und Kinderleichten, leidende Menschen? Auch in dieser Stunde der Not, die euch im Politischen eine Stunde der Tat war? Bleibt ihr immer noch die durch die Gabe der Vernunft dumm gewordenen, instinktverlassenen Tiere, die ihr so lange waret? Seht ihr immer noch nicht den Fehler, der einzig in eurer zum Himmel schreienden Großprahlerei und Herzensträgheit liegt? Was zu tun ist, ist klar und einfach; jedes Kind versteht es; die Mittel sind da; wer um sich sieht, weiß es. Das Gebot des Geistes, der die Führung in der Revolution hat, kann durch große Maßnahmen und Unternehmungen helfen; fügt euch dem Geiste, kleine Interessen dürfen nicht hindern. Aber dem Durchsetzen ins Große und Ganze hinein stehen die Schuttberge im Wege, die von der Niedertracht des Bisher auf die Zustände und zumal auf die Seelen der Massen getürmt worden sind; ein Weg ist frei, freier als je, Revolution und Einsturz helfen: im Kleinen und in Freiwilligkeit zu beginnen, sofort, allenthalben, *du* bist gerufen, du mit den Deinen!

Sonst ist das Ende da: dem Kapital wird die Rente genommen, von den wirtschaftlichen Zuständen, von den Staatserfordernissen, von den internationalen Verpflichtungen; Schuld eines Volks an den Völkern und an sich selbst äußert sich finanzpolitisch immer in Schulden. Das Frankreich der großen Revolution hat sich von den Schulden des alten Regimes und den eigenen Finanzwirren wunderbar erholt durch den großen Ausgleich, der mit der Verteilung der Ländereien eintrat, und durch die Arbeits- und Unternehmungslust, wie sie die Befreiung aus den Fesseln gebracht hat. Unsre Revolution kann und soll Ländereien in großem Maße verteilen; sie kann und soll ein neues und erneuertes Bauerntum schaffen; aber sie kann dem Kapital gewiß keine Arbeits- und Unternehmungslust bringen; für die Kapitalisten ist die Revolution nur das Ende des Kriegs: Zusammenbruch und Ruin. Ihnen, ihren Industriellen und Händlern, fehlt nicht nur die Rente; es fehlen ihnen und werden ihnen fehlen die Rohstoffe und der Weltmarkt. Und überdies ist der negative Bestandteil des Sozialismus da und kann durch nichts mehr aus der Welt geschafft werden: die völlige, von Stunde zu Stunde wachsende Abneigung der Arbeiter, ja ihre seelische Unfähigkeit, ferner sich unter den Bedingungen des Kapitalismus zu verdingen.

Der Sozialismus also muß gebaut werden; mitten im Zusammenbruch, aus den Bedingungen der Not, der Krise, der Augenblicksvorkehrungen heraus muß er ins Werk gesetzt werden. In den Tag und in die Stunde hinein werde ich jetzt sagen, wie aus der größten Not die größte Tugend, wie aus dem Einsturz des Kapitalismus und aus der Notdurft lebendiger Menschenmassen die neuen Arbeitskörperschaften errichtet werden müssen; ich werde nicht verfehlen, denen, die sich heute mehr als je für die einzigen Arbeiter halten, den Proletariern der Industrie, ihre Beschränktheit, die wilde Stockung, Unwegsamkeit und Unfeinheit ihres Geistes und Gefühlslebens, ihre Verantwortungslosigkeit und Unfähigkeit zur positiv wirtschaftlichen Organisation und zur Leitung von Unternehmungen vorzuhalten; denn damit, daß man die Menschen von Schuld freispricht und als Geschöpfe der sozialen Bedingungen erklärt, macht man diese Produkte der Gesellschaft nicht anders als sie sind; nicht mit den Ursachen der Menschen soll die neue Welt aufgebaut werden, sondern mit ihnen selbst. Ich werde nicht versäumen, die Beamten des Staats, der Gemeinden, der Genossenschaften und großen Werke, technische und kaufmännische Angestellte und Leiter, die Ehrenhaften und nach Erneuerung Begehrenden unter den vielen jetzt in diesen Rollen überflüssig gewordenen Unternehmern, Juristen, Offizieren zur bescheidenen, sachgetreuen, eifrigen, vom Geist der Gemeinschaft wie der persönlichen Originalität getriebenen Mithilfe aufzurufen.[17] Ich werde mich aufs schärfste gegen die

[17] Diese Worte seien nachträglich dem Andenken des Bergwerkdirektors Jokisch gewidmet, der, von dem Geist der Revolution erfaßt, frei in den Tod gegangen ist. Er mag ein Konservativer gewesen sein, er mag geglaubt haben, mit seinem Tod gegen den „Sozialismus" zu wirken; was er tat, war Revolutionswerk in dem Sinne, daß die Revolution das beste und verborgenste Urindividuelle weckt und dem ganz Allgemeinen frei und heroisch hingibt. Warum er sein Leben aufgab, hat dieser Mann klar denkend und innig entschlossen in dem folgenden Vermächtnis kundgetan:

„An die oberschlesischen Berg- und Hüttenleute! Nachdem wir uns vergeblich bemüht haben, Euch durch Worte zu belehren, habe ich mich entschlossen, es durch eine Tat zu versuchen. Ich will sterben, um Euch zu beweisen, daß die Sorgen, die Ihr über unser beneidetes Dasein verhängt, schlimmer sind als der Tod. Wohlgemerkt also: Ich opfere mein Leben, um Euch darüber zu belehren, daß Ihr Unmögliches fordert. Die Lehren, die ich Euch aus dem Grabe zurufe, lauten: Mißhandelt und vertreibt Euere Beamten nicht. Ihr braucht sie und findet keine anderen, die bereit sein werden, mit Wahnsinnigen zu arbeiten. Ihr braucht

papierene Falschmünzerei des Staats wenden, die jetzt Geldwesen heißt, und zumal gegen die von diesem sogenannten Geld besorgte Entlohnung der Arbeitslosigkeit, wo doch jeder Gesunde, gleichviel welchen Beruf er bisher ausgeübt hat, sich am Aufbau der neuen Wirtschaft, an der Rettung in größter Gefahr beteiligen muß, wo gebaut und gepflanzt werden muß, so viel und so gut nur irgend geschehen kann; ich werde die Benutzung der jetzt leer laufenden Militärbürokratie empfehlen, damit die Arbeitslosen des Kapitalismus an die Stellen geführt werden, wo die Notwirtschaft, welche eine Heilswirtschaft werden muß, sie braucht; nach der stärksten revolutionären Energie rufe ich, welche die Rettung und den Sozialismus der Wirklichkeit anbahnen soll. An dieser Stelle sei nur im vorhinein zusammengefaßt: was ich in dem Aufruf, der hier folgt, und in den Aufsätzen meines „Sozialist", die zur Ergänzung dazu gehören (1909-1915), immer wieder gesagt habe: daß der Sozialismus in jeder Form der Wirtschaft und Technik möglich und geboten ist; daß er nicht an Weltmarktgroßindustrie gebunden ist, daß er die industrielle und kaufmännische Technik des Kapitalismus so wenig brauchen kann wie die Gesinnung, aus der diese Mißform sich gebildet hat; daß er, weil er anfangen muß und die Verwirklichung des Geistes und der Tugend nie massenhaft und normal, sondern nur als Aufopferung der wenigen und Aufbruch der Pioniere kommt, aus kleinen Verhältnissen, aus Armut und Arbeitsfreude heraus sich von der Verworfenheit loslösen muß; daß wir um seinetwillen, um unsrer Rettung und um des Erlernens der Gerechtigkeit und Gemeinschaft willen zur Ländlichkeit zurückkehren müssen und zu einer Vereinigung von Industrie, Handwerk und Landwirtschaft; was Peter Kropotkin uns von den Methoden der intensiven Bodenbestellung und der Arbeitsvereinigung, auch der Vereinigung geistiger

---

sie, weil Ihr den Betrieb ohne Leiter nicht führen könnt. Fehlen die Leiter, dann erliegt der Betrieb, und Ihr müßt verhungern. Mit Euch Euere Frauen, Euere Kinder und Hunderttausende unschuldiger Bürger. Die eindringliche Mahnung, die ich an Euch richte, ruft Euch zu eifriger Arbeit. Nur, wenn Ihr mehr arbeitet als vor dem Krieg und Euere Ansprüche bescheidener werden, könnt Ihr auf Zufluß von Lebensmitteln und auf erträgliche Preise rechnen. Da ich für Euch in den Tod gegangen bin, schützt meine Frau und meine lieben Kinder und helfet ihnen, wenn sie durch Euere Torheiten in Not geraten.

Borsigwerk, 11. Januar 1919. Jokisch".

Arbeit mit Handarbeit in seinem jetzt eminent wichtigen Buche *„Das Feld, die Fabrik und die Werkstatt"*[18] gelehrt hat; die neue Gestalt der Genossenschaft und des Kredits und des Geldes: all das muß jetzt in dringendester Not, kann jetzt in zeugender Lust bewährt werden; die Not erfordert, in Freiwilligkeit, aber unter der Drohung des Hungers, den Aufbruch und Aufbau, ohne den wir verloren sind.

Ein letztes Wort noch, das ernsteste. Wie wir aus der größten Not die größte Tugend, aus der Notstandsarbeit der Krise und des Provisoriums den anhebenden Sozialismus zu machen haben, so soll uns auch unsre Schmach zur Ehre gereichen. Fern bleibe uns die Frage, wie unsre sozialistische Republik, die aus Niederlage und Zusammenbruch ersteht, unter den siegreichen Völkern, unter den Reichen, die zur Stunde noch dem Kapitalismus verschrieben sind, den Reichen der Reichen dastehen wird. Betteln wir nicht, fürchten wir nichts, schielen wir nicht; halten wir uns wie ein Hiob unter den Völkern, der in Leiden zur Tat käme; von Gott und der Welt verlassen, um Gott und der Welt zu dienen. Bauen wir unsre Wirtschaft und die Einrichtungen unsrer Gesellschaft so, daß wir uns unsrer harten Arbeit und unsres würdigen Lebens freuen; eins ist gewiß: wenn's uns in Armut gut geht, wenn unsre Seelen froh sind, werden die Armen und die Ehrenhaften in allen andern Völkern, in allen, unserem Beispiel folgen. Nichts, nichts in der Welt hat so unwiderstehliche Gewalt der Eroberung wie das Gute. Wir waren im Politischen zurückgeblieben, waren die anmaßendsten und herausforderndsten Knechte; das Unheil, das sich daraus für uns mit Schicksalsnotwendigkeit ergab, hat uns in Empörung gegen unsre Herren getrieben, hat uns in die Revolution versetzt. So sind wir mit einem Schlage, mit dem Schlag, der uns traf, zur Führung gekommen. Zum Sozialismus sollen wir führen; wie anders könnten wir führen als durch unser Beispiel? Das Chaos ist da; neue Regsamkeit und Erschütterung zeigt sich an; die Geister erwachen; die Seelen heben sich zur Verantwortung, die Hände zur Tat; möge aus der Revolution die Wiedergeburt kommen; mögen, da wir nichts so sehr brauchen als neue, reine Menschen, die aus dem Unbekannten, dem Dunkel, der

[18] [Peter KROPOTKIN: *Landwirtschaft, Industrie und Handwerk* oder: Die Vereinigung von Industrie und Landwirtschaft, geistiger und körperlicher Arbeit. Autorisierte Übersetzung von Gustav Landauer. Berlin: S. Calvary & Co. 1904.]

Tiefe aufsteigen, mögen diese Erneuerer, Reiniger, Retter unserm Volke nicht fehlen; möge die Revolution lange leben und wachsen und sich in schweren, in wundervollen Jahren zu neuen Stufen steigern; möge den Völkern aus ihrer Aufgabe, aus den neuen Bedingungen, aus dem urtief Ewigen und Unbedingten der neue, der schaffende Geist zuströmen, der erst recht neue Verhältnisse erzeugt; möge uns aus der Revolution Religion kommen, Religion des Tuns, des Lebens, der Liebe, die beseligt, die erlöst, die überwindet. Was liegt am Leben? Wir sterben bald, wir sterben alle, wir leben gar nicht. Nichts lebt, als was wir aus uns machen, was wir mit uns beginnen; die Schöpfung lebt; das Geschöpf nicht, nur der Schöpfer. Nichts lebt als die Tat ehrlicher Hände und das Walten reinen wahrhaften Geistes.

München, 3. Januar 1919.

Gustav Landauer

ANHANG

[Illustrationsseite]

Gedichte von Landauers Lebensgefährtin

Hedwig Lachmann
(1865-1918)[1]

ZWIEGESPRÄCH

„Ich schleudre einen Pfeil dir ins Gewissen:
Was tatest du mit deiner jungen Sucht?
War sie dir Saatkorn, brachte sie dir Frucht,
Liessest du nicht die weise Kraft vermissen,
Die sich bedenkt und wägt, eh sie sich bindet?
O schwaches Herz, das seinen Lohn nicht findet!"

„Von meinem Tun geb ich dir Rechenschaft:
Ich prüfte nicht, ich hatte keine Wahl.
Nach Lohn nicht trachtend, sicher meiner Kraft,
Folgt' ich dem Rufe, den mein Herz befahl.
Uneingedenk der Dornen und der Fährden,
Gewillt, ein strenges Schicksal stark zu tragen,
Wollt ich kein andres Glück noch Ziel auf Erden,
Als meinem tiefsten Wahne nachzujagen.
Oft stockt mein Fuss. Und die Gewitter starren
Mir in den Weg, dass ich ihn schon verlor.
Doch immer wieder reisst es mich empor,
Ein trotz'ger Wille treibt mich zu beharren,
Und eine klare Sicherheit entwirrt
Dann meinen Sinn: Ich habe nicht geirrt!"

[1] Textquelle | Hedwig LACHMANN: *Gesammelte Gedichte*. Eigenes und Nachdichtungen. Herausgegeben von Gustav Landauer. Potsdam: Gustav Kiepenheuer Verlag 1919, S. 35, 67, 70, 88-89, 94, 96-97, 98, 99-100. [archive.org]

Lebenseinklang

Du gibst mir Fülle, Glück, Genüge, Weihe;
Du breitetest ein Los vor mich, so klar,
Dass, sanft gefügt zu einer goldnen Reihe,
An mir vorübergleitet Jahr um Jahr.

Mir ist, als ob in deiner Hut gedeihe
Das Kargste, das in mir verschlossen war,
Als ob dein starker Sinn mir Mut verleihe,
Reichst du mir nur dein Wort zum Stützpunkt dar.

War ich vereinsamt, eh ich dich gekannt?
Kamst du zu mir, wie oft in letzter Stunde
Noch Rettung naht, und riefst mich auf zum Bunde?

Ich weiss nur, dies ist alles wie zerronnen,
Als hätte ich mein Leben neu begonnen –
Und bin doch allen Schmerzen noch verwandt!

Botschaft

Du kannst das Heil nicht allen Menschen bringen;
Doch werden Hunderte sich um dich scharen,
Die willig sind zu dienen und willfahren
Und stark in ihrem Glauben ans Gelingen.

Nur um die wenigen gilt es zu ringen,
Dass diese ihren Brüdern offenbaren,
Was ihnen selbst im Innern widerfahren,
Mit Gläubigkeit einander zu durchdringen.

Millionen sind es, die vor Gott sich beugen,
Doch nur ein Häuflein kündet den Gesandten,
Der in ihr Reich zurückführt die Verbannten.

So sollst auch du ins Volk die Botschaft tragen
Von der Erneuerung in unsern Tagen –
Und da und dort wird einer für dich zeugen.

EMPÖRUNG[2]

Es freuen sich die Schergen und die Schächer,
Dass man die Unschuld peinigt und verhöhnt,
Gebunden steht das Opfer, dran ein frecher
Tyrannendünkel seiner Willkür frönt.

So muss zu Fluch und ewigem Verderben
Der Schwache dulden die metallne Faust,
Die, ihm ihr Schandmal in das Fleisch zu kerben,
Auf den gebeugten Nacken niedersaust.

Zu seinem mörderischen Handwerk rüstet
Sich auf dem Markte der gedungne Knecht,
Der Menschenwohnungen zu Staub verwüstet,
Vom Boden tilgt ein wehrloses Geschlecht.

Wie von bekränzten Stieren, an Altären
Dem frommen Opfertod geweiht, raucht warm
Das Menschenblut zu einer Gottheit Ehren
Und keiner fällt den Henkern in den Arm.

Einst tönte eine Botschaft in die Lande,
Die in Erbarmen wandelte die Gier
Und schlug um alle Menschen Liebesbande:
Was ihr den Ärmsten tut, das tut ihr mir!

[2] [Geschrieben anlässlich des antisemitischen Ritualmord-Prozesses gegen Menachem Mendel Beilis in Kiew 1913. Vgl. Gustav LANDAUER: *Kiew*. In: Ders.: Internationalismus. Ausgewählte Schriften, Bd. 1. Herausgegeben von Siegbert Wolf. Lich/Hessen: Edition AV 2008, S. 206-215.]

Wo wächst die Kraft, dass sie die Flammen schüre,
Den Mordgeist wie ein Spukgebild verscheuch',
Mit Allgewalt an alle Herzen rühre:
Was diesen hier geschieht, das tut man euch!

Wann schwillt zu solch zerstörerischer Welle
Getretner Menschengeist, dass er sich bäumt,
Wild überflutet seine eigne Schwelle
Und dann gelassen wieder weiterschäumt?

MARCIA FUNEBRE

Begrabt die Männer, dass nicht das Getöse
Des Schlachtgemenges länger sie umschallt,
Und dass vom Todeskrampf, der sie umkrallt,
Die Erde ihre starren Glieder löse.

O traure, traure, Herz, an den Gebeinen
Der Mannheit, die dem rohen Schwert erlag,
Zehntausend starben dir an einem Tag,
Beweine sie, als weintest du um einen!

Auf fahlen Äckern stockt in breiten Spuren
Das frisch vergossene, noch warme Blut;
Vergeudet, wie ein allzufrühes Gut,
Verwest die Frucht der Mütter auf den Fluren.

Mit Dunkel überziehend ihre Namen,
Sprengt über sie der erzbeschlagne Tross,
Dicht Mann bei Mann, erlöschen Stamm und Spross,
Und auf verheertem Grund zerfällt ihr Samen.

Begrabt die Männer, dass nicht das Getöse
Des Schlachtgemenges länger sie umschallt,
Und dass vom Todeskrampf, der sie umkrallt,
Die Erde ihre starren Glieder löse.

SCHRECKBILD

Noch gestern klang ein Wort von Mund zu Mund –
Menschheit – beseeltes Bündnis aller Zonen!
Im Fluge kreisend um das Erdenrund,
Umfing die hingegebne Brust Millionen.

Menschheit! Du Urmacht gleich der Ewigkeit,
Von der von jeher Tausende entbrannten,
Zu frommem Dienst und Opfertod bereit,
Für die verbluteten die Gottgesandten –

Zernagte dir ein Dämon das Gebein,
Bis aufgerissen deine Weichen klafften,
Frass in dein Lebensmark ein Frost sich ein,
Dass du zerfällst in wirre Völkerschaften?

Oder verfluchtest du den eignen Schoss
Und lässest deine Brut elend verkümmern,
Gibst ihr mit eigner Hand den Todesstoss,
Dass sie verende unter Schutt und Trümmern?

Aus grauer Vorzeit schwelt es in den Tag
Von Moderdunst und blutgefärbten Nebeln;
Die Bruderstämme holen aus zum Schlag,
Einander zu vernichten und zu knebeln.

Die Welt einäschernd, wie wenn Berge spein,
Wogt Untergang in allen Himmelsstrichen,
Und wie versteinert starrst du – Menschheit – drein,
Gleich einer Larve, draus der Geist entwichen.

Mit den Besiegten

Preist Ihr den Heldenlauf der Sieger, schmückt
Sie mit dem Ruhmeskranz, Euch dran zu weiden –
Ich will indessen, in den Staub gebückt,
Erniedrigung mit den Besiegten leiden.

Geringstes Volk! verpönt, geschmäht, verheert
Und bis zur Knechtschaft in die Knie gezwungen –
Du bist vor jedem stolzeren mir wert,
Als wär' mit dir ich einem Stamm entsprungen!

Heiss brennt mich Scham, wenn das Triumphgebraus
Dem Feinde Fall und Untergang verkündet,
Wenn über der Zerstörung tost Applaus
Und wilder noch die Machtgier sich entzündet.

Weit lieber doch besiegt sein, als verführt
Von eitlem Glanz – und wenn auch am Verschmachten,
Und ob man gleich den Fuss im Nacken spürt –
Den Sieger und das Siegerglück verachten!

Unter der Schwelle

Ich bin ein Weib, zag, furchtsam, feig wohl gar –
Geschreckt von dem Gewühl auf lautem Markt;
Kleinlaut vor jähem Männerzwist und bar
Der Kampflust, die am Widerstand erstarkt.

Blut macht mich schaudern. Schwach und hilflos bin
Ich vor der Wunde, die im Fleische klafft,
Und fremd und feindlich wendet sich mein Sinn
Von Waffentaten, noch so heldenhaft.

Weich schuf mich die Natur. In Tränen bricht
Mein Unmut sich wohl leicht, nach Frauenart,

Und traumhaft legt sich eine Zuversicht
Mir oft verhüllend um die Gegenwart.

Doch lebt in mir ein Etwas, eine Kraft,
Mir selber kaum bewusst und unbewährt,
Die gegen herrische Gewalt sich strafft
Und eine Glut in ihrem Kerne nährt.

Ich weiss: wenn einst ein kühneres Geschlecht,
Von Machtbegehr und Ruhmsucht nicht verführt,
Allein der Stimme seines Bluts gerecht,
Die Freiheit forderte, die ihm gebührt –

Dies Herz, das jetzt noch zittert vor dem Strahl,
Es hielte stand, so fest und ungebeugt,
Wie, trotz der Übermacht von Erz und Stahl,
Ein Mannesherz für reine Wahrheit zeugt.

Gustav Landauer

Gedenkblatt zu seinem 50. Geburtstag 7. April 1920[1]

Erich Mühsam

Die äußeren Umstände, unter denen diese Zeilen geschrieben werden, lassen die allein würdige Form, Gustav Landauer zu ehren, nicht zu: die der glutvollen Werbung für die von ihm erstrebte Neubildung der menschlichen Gesellschaft, für Sozialismus, anarchische Gerechtigkeit und ihre Bedingung, Revolution. Da mir in meiner Zelle auch alles literarische Material fehlt, an Hand dessen ich ihn selbst von reinem Menschentum, von Völkerfreiheit, von innerem und äußerem Aufruhr sprechen lassen könnte, mag der Leser sich mit den einfachen Gedenkworten zufriedengeben, die der Überlebende dem Toten, der Freund dem Freunde, der Schüler dem Lehrer, der Rebell dem Kampfgenossen aus verehrendem und dankerfülltem Herzen zu widmen hat.

Die Daten seiner Entwicklung, seines Werdens und Wirkens, seines Wandels von der Geburt an bis zu seiner scheußlichen Ermordung im Stadelheimer Bluthof werden an dem Tage, an dem Gustav Landauer sein fünfzigstes Lebensjahr abgeschlossen hätte, in so vielen Artikeln und Nekrologen aufgezählt werden, daß diese Sätze nicht mit seinem Curriculum vitae beschwert zu werden brauchen. Aber er käme zu kurz, wollte man die Abschätzung seiner Lebensarbeit ganz den Wohlmeinenden überlassen, die, aus seinen Schriften wissender geworden oder auch durch den persönlichen Umgang mit ihm bereichert, die Pflicht fühlen, die hochragende Bedeutung des Mannes vor geistig bewegten Bürgern oder gar mißtrauischen Zeitungslesern ins Licht zu stellen, seinen ‚Idealismus' zu preisen, um aus ihm seine schroffe Abkehr vom Staatstum, seine kämpferische Haltung gegen Traditionen und Normen abzuleiten und womöglich zu entschuldigen.

---

[1] Textquelle | Erich MÜHSAM: *Gustav Landauer. Gedenkblatt zu seinem 50. Geburtstag | 7. April 1920*. In: Das Forum, 4. Jg., Heft 7, April 1920, S. 528-532. [archive.org]

Nur aus der umgekehrten Betrachtung ist Landauers Persönlichkeit gerecht zu werden. Sein Grundcharakter war wahrhaftig nicht der eines Schwarmgeistes, eines Weltfremdlings oder Gottessüchtigen, wie ihn sich der wohlwollend lächelnde Philister vorstellen mag, der sein praktisches Einmaleins gelernt hat und dem überall zwölf auf ein Dutzend gehen. Nicht nahebringen will ich das Bild des toten Freundes dem Geschmeiß der satten Gemüter, die sich freie Geister dünken, weil sie die hungernden, nie gesättigten Seelen, die sehnsüchtigen Herzen, da sie selber doch ohne Herz sind, interessant finden, die bereit sind, alles zu verzeihen, weil sie nichts verstehen; sondern entfernen will ich es von ihnen, es ihrem befleckenden Blick entziehen, die Feindschaft, den untilgbaren Gegensatz aufzeigen, der Landauers Geist ewig trennt von dem bürgerlichen Idealismus seiner literarischen Begreiner, die ihre gelockten Häupter über die Glatzen der Geschäftsidealisten erheben möchten, aber mit den Hintern stets an deren Kontorsesseln klebenbleiben.

Ein Idealist! Natürlich war Landauer das, wie jeder, dem seine sittliche Idee Wegweiser des Lebens ist. Aber der Begriff muß gesäubert werden von dem Schleim, in den ihn die Anbiederungssucht ideeloser Jammerkerle gehüllt hat, die mit tönenden Worten hausieren und den reinen Glockenklang einer schallenden Menschenstimme in dem dürftigen Geklingel ihrer humanitären Salbaderei verkommen zu lassen suchen. Ich habe keinen Satz zur Hand, in dem Gustav Landauer selbst sich gegen die Gemeinschaft mit idealistischen Phrasenraßlern gewehrt hätte. Aber ich weiß, daß er mehr als einen geschrieben und in Gesprächen hundertmal bekannt hat, was der unerbittlichste Rebell aller Zeiten, Michael Bakunin, dem auch er mit Leidenschaft anhing, so ausgedrückt hat: „Doch muß mit jenem Idealismus aufgeräumt werden, der es verhinderte, daß man nach Gebühr handle; er muß durch grausame, kalte, rücksichtslose Konsequenz ersetzt werden." Wir dürfen Landauer einen Idealisten nennen, wir, die sein Ideal kennen und teilen und als ein Ideal taufrohen Zukunftswillens pflegen, nicht die, die selbst- und weltzufriedenen Schöngeistern mit himmelnden Augen Sympathie für den Außenstehenden anschwätzen wollen.

Gustav Landauer war Revolutionär: nichts anderes; nichts außerdem. Revolutionär aber heißt Umstürzer, Zerstörer und Neuschaffer. Aus seiner revolutionären Natur erklärt sich alles, was er

dachte, wollte und schuf. Sie war ihm Antrieb und Mittel seines Werks, nur sie. Sie stellte den Gott in seinem Herzen auf, nur sie. Sie leitete sein Tun und sein Schicksal, nur sie.

Freilich war sein revolutionäres Wirken nicht begrenzt im Kampf gegen staatliche Satzungen und gesellschaftliche Systeme. Er erstreckte sich auf alle Kategorien des Lebens, machte nicht halt vor wissenschaftlichen Methoden, vor künstlerischen Konventionen und moralischen Doktrinen. Sein profundes Wissen erlaubte es ihm, mit der Kritik seines revolutionären Geistes in viele Gebiete des menschlichen Denkens hinabzusteigen und sie als Wüsten der Gedankenlosigkeit und verwilderter Überkommenheiten zu entschleiern. Es ist aber eine Verfälschung seines Lebenswerkes, wenn die einzelne Erkenntnis, die aus diesem seinem Abtasten der Weltprobleme der Philosophie oder der Ästhetik, der Literaturgeschichte oder der Soziologie neue Fährten zeigte, als Verteidigung seines Wertes vor dem besitzbangen Bourgeois bemüht wird. Dem kann nicht eindringlich genug gesagt werden, daß Landauer kein Bourgeois war, sondern sein ausgeprägtes Gegenteil: ein Neuerer, der als Voraussetzung aller kulturellen Umwälzung die soziale erstrebte. Ihr, der sozialen Revolution, hatte er sich verschworen von Jugend an, und sein Walten als Neuerer in den Bezirken der Sittlichkeit und der Kultur klomm aus dem Willen, den Geist vorzubereiten für die Tat, im Volk Niveau zu schaffen für die Empfängnis des selbst erkämpften Sieges.

Noch einmal: wer Gustav Landauer im härenen Gewande zeichnet mit dem friedseligen Schmachtblick des Versöhners, der fälscht sein Bild. Nur wer ihn als Kämpfer sieht, als rücksichts- und furchtlosen Kämpfer, gefällig zwar und milde und von gütiger Heiterkeit im täglichen Umgang, aber unduldsam, hart und eigenwillig bis zum Hochmut überall, wo es um Entscheidendes ging, der sieht ihn, wie er war. Es ist nicht wahr, daß er aus lauter Liebe zusammengesetzt war. Wie irgendeiner hat er den Haß gekannt, den Haß gegen das Unrecht, gegen die Ausbeutung, gegen den gewalttätigen Staat, gegen die Idee der Brutalität — und gegen ihre Träger. Jawohl, auch die Personen hat er gehaßt, alle, die sich dem Werk der Volksbefreiung entgegenstemmten aus Eigennutz oder Gedankenfaulheit, aus Dummheit oder Eitelkeit. Man vergleicht Landauer oft mit Tolstoj. Mit Recht — gewiß. Denn was Tolstoj einmal in seinem Tagebuch

als das ‚einzig Notwendige' bezeichnet: „die Lösung sittlicher Fragen und ihre Anwendung im Leben", das war auch ihm Richtung und Ziel alles Denkens und Schaffens. ‚Tolstojaner' in dem Sinne, wie ethische Schmalztropfer die Gattung verstehen, war Landauer nicht, Tolstoj selber übrigens ebensowenig.[2] Auch der kannte den Haß und die Inbrunst der Verachtung, und auch ihm war die Liebe nicht das stets bereite Handwerkszeug in allen Lebenslagen, sondern der glühende Ursprung und das leuchtende Ziel des menschlichen Seins.

Landauer war Revolutionär von Natur wegen. Er gehörte nicht zu den Buchstabenschnüfflern, denen die Erwägungen des Hirns langsam und auf Widerruf die Zweckmäßigkeit des Umsturzes beweisen. Seine ursprüngliche Einstellung zu allen Dingen und Werten war voraussetzungslos, darum skeptisch, darum zur Ablehnung geneigt und kämpferisch. Nichts galt ihm die noch so exakte Wissenschaft, also die Erkenntnis anderer, deren Autorität beweiskräftig sein sollte. Noch nie ist das Ergebnis einer Forschung ungestürzt geblieben, und alle Wahrheit hat nur Bestand, bis sie einer neuen weichen muß. „Wahr ist, daß nichts wirklich ist", hat Landauer einmal geschrieben, ich glaube, in ‚Skepsis und Mystik' diesem merkwürdigen, götzenzertrümmernden Buch, in dem „im Anschluß an Mauthners Sprachkritik die letzte Autorität, die Vernunft selber, als Produkt der Sprache, des unzulänglichen Verständigungsmittels der Menschen, und mithin die Logik", als nichts beweisend verworfen und an ihrer Statt die ‚Mystik', das Urwissen, das unmittelbare, intuitive Erkennen als einzig positiver Wert aufgestellt wird. Das Wissen um die Wahrheit ist primär, der vernünftige Beweis, das sprachliche Erfassen nachträglich.

Mit dieser Erkenntnis kommt nun Landauer nicht wie Mauthner zur ‚fröhlichen Resignation', sondern zum Extrem, zum entschlossenen Angriff gegen das Bestehende, als falsch, schlecht und brüchig Erwiesene, zum Angriff gegen die Autorität schlechthin. Er entwurzelt die Autorität aller herrschenden Normen, von der Sprache angefangen — dabei ist seine Sprache von einer gedrungenen Wucht

[2] [Vgl. u. a. Leo N. TOLSTOI: *Soziale Sünde und Revolution*. Texte über die moderne Sklaverei, Wege der Befreiung und den Irrweg des Blutvergießens. Ausgewählt von P. Bürger. Mit einem Vorwort von Gregor Gysi (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 7). Norderstedt: BoD 2024.]

sondergleichen — bis zu Artikeln, Gesetzen und Fesseln des sozialen Lebens der Menschen. Aus seinem antiautoritären Wesen entspringt sein Wissen um die Freiheit, daraus sein Wille zur Befreiung und aus diesem Willen sein innerstes Bündnis mit der geknechteten Klasse des Volks, mit dem Proletariat, seine revolutionäre Entflammtheit für das Recht.

Was ist Recht? Das, was das Gewissen verlangt. Die Beobachtung des Unrechts leitet das Gewissen zum Recht. Der Name des sozialen Unrechts ist Kapitalismus, das heißt Ausbeutung, Zwang, Entrechtung des Volkes zugunsten einer Klasse.

Landauer wußte diese Begriffe identisch mit Zentralismus und Staat. „Der Staat", sagt er in seinem herrlichen ‚Aufruf zum Sozialismus', „sitzt nie im Innern der einzelnen, er ist nie zur Individualeigenschaft geworden, nie Freiwilligkeit gewesen. Er setzt den Zentralismus der Botmäßigkeit und Disziplin an die Stelle des Zentrums, das die Welt des Geistes regiert." Gerechtigkeit des sozialen Lebens kann es nur geben bei Selbständigkeit, Freiwilligkeit und gesellschaftlicher Gleichheit, also im Sozialismus. Von ihm sagt Landauer: „Sozialismus ist Umkehr, Sozialismus ist Neubeginn, Sozialismus ist Wiederanschluß an die Natur, Wiedererfüllung mit Geist, Wiedergewinnung der Beziehung."

Es ist klar, daß bei diesen aus antiautoritärem Drängen gewonnenen Einsichten Landauers Sozialismus auf anarchistischem Boden fußte, daß ihm jeder Staatssozialismus genau so zuwider sein mußte wie der Staat selbst und daß er seinen Plan zum Aufbau der sozialistischen Gesellschaft nicht an Marxens zentralistisches Programm, sondern an die Ideen des Anarchisten Proudhon anschloß, ohne sich in allem mit diesem System zu identifizieren. Um ‚System' war es ja Landauer überhaupt nirgends und niemals zu tun, und so begnügte er sich auch in der Werbung nicht mit schulmäßigem Empfehlen einer sozialistischen Doktrin, sondern verlangte die Tat, den Beginn mit dem Sozialismus selbst. Durch Aufbau sozialistischer Pioniersiedlungen wollte er den Staat von innen heraus unterminieren, das Neue schaffen, um das Alte daran verderben zu lassen. Dies war der Sinn seines ‚Sozialistischen Bundes', den er 1909 begründete und dem er in seiner Zeitschrift ‚Der Sozialist' das eindringliche Organ schuf.

Der Weltkrieg, der ihn nicht schwach fand in seinen Überzeugungen, griff vernichtend ein in seine friedliche Revolutionsarbeit. Und dann kam die Revolution. Sie riß den Mann, dessen Element der Kampf war, der als junger Student schon in ständigem Konflikt mit allen Staatsgewalten und Parteipäpsten gestanden und viele Monate in Gefängnissen gelebt hatte, mit seiner ganzen Person mitten in die Bewegung der Massen, machte ihn dank seiner quellenden Beredsamkeit zu einem ihrer Führer.

Der von Rußland herübergeschnellte Rätegedanke fand in Landauer einen glühenden Propagandisten. Er zeigte ihm die Möglichkeit einer freien Formung des gesellschaftlichen Aufbaues bei der Verwirklichung des Sozialismus. Ich will hier nicht verschweigen, daß in dieser Zeit, in der wir dauernd miteinander und nebeneinander am Werk der Befreiung arbeiteten, bei aller Freundschaft, die nicht einen Augenblick lang getrübt war, eine gewisse Gegensätzlichkeit in der Erfassung der Situation zwischen ihm und mir bemerkbar wurde. Landauer sah mit dem Zusammenbruch des alten Staates und der Labilität des neuen Zustandes schon die Möglichkeit gegeben, sofort mit dem Aufbau, mit der Verwirklichung vor allem des agrarischen Sozialismus zu beginnen und inzwischen der eben gewordenen bayerischen Republik unter Eisners Leitung soviel Unterstützung zu leihen, wie sie zur Förderung dieser proudhonistischen Pläne brauchte. Der ungestüme Drang, das Gebäude, wie er es sich dachte, hinzustellen, ehe neue Erschütterungen den Bau verhindern könnten, erklärt seine Nachgiebigkeit gegen Eisners Politik. Mir lag der destruktive Teil der Revolution, den ich noch zu leisten sah, näher, und ich kann den Gegensatz zwischen uns nicht besser klarmachen, als ich es in einem der letzten Gespräche mit ihm tat. „Ich erkenne jetzt deutlich die innere Verschiedenheit zwischen Proudhon und Bakunin an uns beiden. Dich führt die Revolution immer stärker zu Proudhon hin, mich zu Bakunin.“ Landauer gab mir recht.

Der Gedenktag macht alles wieder lebendig in mir. Denn der 7. April war nicht nur Landauers Geburtstag. Er war vor einem Jahre auch der Tag, an dem in München die Räterepublik proklamiert wurde, der Tag, den wir beide in tragischer Verkennung seiner Bedeutung als den Beginn der neuen Epoche begrüßten und der doch zum Unheil und für den großen, reinen Kämpfer, dem dieser Gruß

gilt, zum Verderben wurde. Der Zeitpunkt war nicht richtig erfaßt. So konnte Verrat sich einnisten und unendliches Leid stiften, wo unermeßlicher Segen hätte entstehen sollen.

Boshafte Verleumdung hat behauptet, Landauer habe die Ausrufung der Räterepublik eitler Selbstsucht wegen auf seinen Geburtstag ‚geschoben'. Ich will dieser elenden Legende, die nur glauben kann, wer diesen Mann nie gekannt und nie begriffen hat, ein für allemal den Hals abdrehen. Genau das Gegenteil ist der Fall. Die Ausrufung sollte am Morgen des 5. April erfolgen. In der Nachtsitzung vom 4. auf 5. im Kriegsministerium verlangten plötzlich die Mehrheitssozialdemokraten durch den Mund desselben Mannes, der dann an der Spitze der Gegenrevolution stand, einen Aufschub von 48 Stunden, um die Provinz noch im Sinne der neuen Wendung zu bearbeiten. Landauer und ich waren diejenigen, die am heftigsten gegen diese Verzögerung geeifert haben. Sein Geburtstag wurde gegen seinen Wunsch und erregt geäußerten Willen zum Tage der Proklamation bestimmt.

Der weitere Verlauf ist bekannt. Die Empfindungen, die mich beim Gedanken an sein Ende erfassen, seien verschwiegen. Ich habe das Meinige getan, wenn ich die Gestalt dieses Menschen und Kämpfers den Vertraulichkeiten betulicher Bourgeoisidealisten entzogen und Gustav Landauer als den gezeigt habe, der er war und vor der Geschichte bleiben wird: als Mann des Volkes und der sozialistischen Revolution.

Gustav Landauers Ende

Emil Julius Gumbel
(1924)[1]

Das Reichsjustizministerium hat dem Reichstag im Dezember 1923 ein dickes Aktenstück vorgelegt: die Antworten des preußischen, des bayrischen und des mecklenburgischen Justizministers auf die vom Reichsjustizminister veranstaltete Umfrage über die politischen Morde. Formale Bedenken und Spartrieb überwogen im Reichstag: die Denkschrift wurde nicht gedruckt. Sie wurde mir jedoch zur Verfügung gestellt (und wird als Buch im Malik-Verlag erscheinen).

Der Abschnitt über die bayrischen Morde ist von dem bayrischen Justizminister Gürtner gezeichnet. Er enthält 160 bayrische Morde, vollkommen sachlich dargestellt. In 136 Fällen wird ausdrücklich zugegeben, daß die Erschießung zu Unrecht erfolgt ist. Eine Bestrafung hat nur im Falle der 21 katholischen Gesellen stattgefunden. Von den vielen bayrischen Morden wird wohl der Fall Landauer die Öffentlichkeit am stärksten interessieren. Hierüber heißt es in der Denkschrift:

[»]Eine größere Anzahl von Erschießungen wurden in den ersten Maitagen 1919 in dem Strafvollstreckungsgefängnis Stadelheim vorgenommen, das vielen der gegen München eingesetzten Regierungstruppen als Gefangenensammelstelle diente. Von den hier einschlägigen Fällen konnte am besten die Erschießung des Schriftstellers Gustav Landauer geklärt werden, der während der ersten Räterepublik Volksbeauftragter für Volksaufklärung gewesen war.

Am Morgen des 2. Mai 1919 erhielt der Vizewachtmeister Ernst Steppe des Freicorps Weilheim den Befehl, mit den Kanonieren Heilbronner, Meichelböck, Insam und Marchand den Landauer nebst drei starnberger Arbeiterräten in einem Lastkraftwagen nach Stadelheim zu verbringen. In Stadelheim befanden sich damals

[1] Textquelle | Emil Julius GUMBEL: *Gustav Landauers Ende*. In: Die Weltbühne (Berlin), 20. Jg., 1. Halbjahr, Nr. 7 vom 14. Februar 1924, S. 191-193. [archive.org]

außer einer neutralen, vom Infanterieleibregiment gestellten Wache die Regimentsbefehlsstelle des 1. bayrischen Schützenregiments, eine Wache von Regierungstruppen unter dem Befehl des zugleich mit dem Nachschub des ersten Schützenregiments betrauten Leutnants Christian Heuser, ferner sonstige Mannschaften vom Freicorps Epp, eine württembergische Kavalleriepatrouille unter Leutnant Freiherr v. Cotta, Leute vom Corps Lützow und Detachement Liftl, sowie Kraftfahrer und Nachrichtenpersonal.

Als Landauer bei seiner Ankunft in Stadelheim von Angehörigen dieser Truppenteile, die in größerer Anzahl vor dem Gefängniseingang standen, erkannt wurde, entstand unter den Soldaten Unruhe, und es fielen Rufe, man solle Landauer erschlagen oder erschießen. Zu Tätlichkeiten kam es aber zunächst nicht. Der Zug mit den Gefangenen traf im rechten Seiteneingang auf Leutnant Heuser, der auf die Meldung Steppes hin anordnete, daß die Gefangenen in den Neubau verbracht werden sollten. Auf dem Wege dahin, der unter der Führung eines Oberaufsehers angetreten wurde, wurden die drei Arbeiterräte von Insam, Meichelböck und Marchand geführt. Ihnen folgte Landauer, von Steppe und Heilbronner begleitet. Obwohl Leutnant Heuser bei der Entgegennahme der Meldung Steppe auf den die Gefangenen umdrängenden Soldatenhaufen beruhigend eingesprochen hatte, wurden noch im rechten Seitengang erneut Vorwürfe und Verwünschungen gegen Landauer laut. Als Landauer sich dagegen zu rechtfertigen suchte und dabei von dem „schweinischen Militarismus“ sprach, erhielt er, ohne daß er ausreden konnte, einen Schlag ins Gesicht.

Ob der Schlag von einem Offizier oder einem Mann geführt wurde, ist zweifelhaft. Leutnant Heuser kommt jedenfalls als Täter nicht in Betracht. Ohne daß es zu weitern Tätlichkeiten der ständig nachdrängenden Soldaten kam, war der Transport schon nahezu an die in den sogenannten Kirchenhof führende Tür gelangt, als plötzlich, wie die Begleitmannschaften übereinstimmend bekunden, ein Offizier von rückwärts nachkam und dem Zuge zurief: „Halt! der Landauer wird sofort erschossen.“ Um die gleiche Zeit erschien der durch seine Kleidung (Sportanzug) auffallende Gutsbesitzer und Major a. D. Freiherr v. Gagern, der sich als Führer einer freiwilligen Patrouille an dem Unternehmen gegen München beteiligt hatte. Er fragte Landauer, wer er sei, und schlug ihm, als dieser

seinen Namen nannte, mit der Reitpeitsche unter gleichzeitigen Beschimpfungen ins Gesicht.

Dies war das Zeichen für eine allgemeine Mißhandlung, in deren Verlauf auch der zur Patrouille des Freiherr v. Cotta gehörige Ulan Eugen Digele, der schon vom Gefängniseingang her Landauer gefolgt war und ihm schon im vorderen Gang bei der Begegnung mit Leutnant Heuser den Hut heruntergenommen hatte, dem Festgenommenen einige Peitschenschläge versetzte. Die Bemühungen Steppes und Heilbronners, Landauer zu schützen, waren angesichts der Übermacht vergeblich.

Während dieser Mißhandlungen gab ein Mann, der plötzlich mit angeschlagenem Gewehr aufgetaucht war, unter dem Ruf: „Jetzt erschieße ich ihn!“ auf nächste Entfernung einen Schuß in die linke Schläfe Landauers ab. Weil Landauer aber noch Lebenszeichen von sich gab, feuerte Digele mit seiner Armeepistole einen weitern Schuß in die rechte Schläfe ab.

Ein zum Wachtkommando des Infanterie-Leibregiments gehöriger Sergeant zog nunmehr Landauer den Mantel aus. Dabei kam Landauer auf das Gesicht zu liegen, und, weil man glaubte, er habe nochmals ein Lebenszeichen von sich gegeben, wurde ihm noch ein dritter Schuß mit einem Gewehr oder Karabiner in den Rücken versetzt. Jeder der drei Schüsse war für sich allein tödlich.

Nachdem der Tod Landauers eingetreten war, nahm ein unerkannt gebliebener Soldat Uhr und Kette weg, gab aber auf Verlangen des Digele diesem die Uhr. Ein weiterer Mann versuchte, Landauer den Ring vom Finger zu streifen, wurde daran aber durch das Eingreifen weiterer Soldaten gehindert. Der Mantel und nach der Ermittlung Digeles auch die Uhr wurden an die Angehörigen Landauers zurückgegeben. Die Persönlichkeit des Offiziers, der die Erschießung angeordnet hatte, konnte, obwohl nahezu hundert Personen im Ermittlungsverfahren vernommen waren, ebensowenig wie die Soldaten, die den ersten Gustav Landauer auf dem Wege zu seiner Ermordung und dritten Schuß abgegeben haben, ermittelt werden. Digele hatte sich am 19. März 1920 vor dem Gericht des Auflösungsstabes 56 (29. Division) in Freiburg im Breisgau wegen der Anklage eines Verbrechens des Totschlags, eines Vergehens der Körperverletzung und der Hehlerei zu verantworten. Das Gericht hielt für erwiesen, daß ein Offizier die sofortige Erschießung Landauers ange-

ordnet hatte und Digele daher annehmen durfte, daß der erste Schütze in Ausübung eines rechtmäßigen Befehls gehandelt und die Tötung im Sinne dieses Befehls gelegen habe. Es sprach ihn daher von der Anklage des Totschlags frei, verurteilte ihm aber wegen eines Vergehens der gefährlichen Körperverletzung und eines Vergehens der Hehlerei zur Gesamtgefängnisstrafe von fünf Wochen.

Gegen Freiherrn v. Gagern wurde durch Strafbefehl des Amtsgerichts München vom 13. September 1919 wegen der an Landauer begangenen Mißhandlung eine Geldstrafe von 500 Mark (damals gleich 80 Goldmark) festgesetzt. Daß er an der Erschießung irgendwie beteiligt gewesen wäre, hat sich nicht nachweisen lassen.[«]

Man sieht: bei dieser Ordnungstruppe, den Befreiern Münchens vom roten Terror, müssen merkwürdige militärische Subordinationsbegriffe geherrscht haben. Leutnant Heuser erteilt nicht etwa den Soldaten Befehle, sondern spricht beruhigend auf sie ein. Auch gibt es offenbar kein Mittel, nachdrängende Soldaten aufzuhalten. Der Vizewachtmeister, dem Landauer anvertraut war, hatte keine Möglichkeit, den Gefangenen vor den Soldaten zu schützen. Dagegen werden vollkommen gesetzwidrige Befehle eines zufällig vorbeikommenden Offiziers sofort ausgeführt. Der Ausgang des Verfahrens? Der Untergebene, Digele, hat geglaubt, einen rechtmäßigen Befehl durchzuführen. Der Offizier aber, der den Befehl gegeben hat, ist nicht zu ermitteln.

Der Fall Landauer konnte von all diesen Fällen am besten aufgeklärt werden: weder die Persönlichkeit des Offiziers, der die Erschießung angeordnet hat, noch die der erschießenden Soldaten konnte ermittelt werden. Und doch war dies ein verhältnismäßig erfolgreiches Verfahren. Hier sind wenigstens an untergeordneten Vorfällen Beteiligte ermittelt und, wie man sieht, dem strengen Arm der Gerechtigkeit überliefert worden. In 125 andern bayrischen Fällen war nämlich überhaupt nichts zu ermitteln.

„In den übrigen Fällen sind die vom Staatsanwalt bei dem Landgericht München I teilweise im Anschlusse an vorherige militärgerichtliche Ermittlungen gepflogenen Erhebungen bis jetzt ergebnislos geblieben. Vielfach konnte nicht einmal zuverlässig der Tag der Erschießung ermittelt werden.“ So sagt melancholisch die Denkschrift.

Chronologie
zu Leben und Werk Gustav Landauers

Von Dr. Siegbert Wolf[1]

1870 | Am 7. April als dritter Sohn jüdischer, allerdings nicht religiöser Eltern in der großherzoglich-badischen Residenzstadt Karlsruhe geboren: Hermann Landauer (1837 1900), Kaufmann, seit 1865 Inhaber eines Schuhgeschäftes in Karlsruhe, Rosa (genannt Röse) Landauer, geb. Neuburger (1845-1932). Zwei Brüder: Friedrich Salomon (1866-1901), Dr. jur., 1894 Amtsrichter in Philippsburg, 1895 Amtsrichter und seit 1899 Landgerichtsrat in Mannheim; Felix (1867 1939), Kaufmann, übernimmt das väterliche Geschäft.

1888 – 1892 | Nach einer klassisch-humanistischen Schulausbildung am Realgymnasium (bis 1886) und dem Großherzoglichen Gymnasium (1886-1888) in Karlsruhe Studium der Fächer Germanistik, Anglistik, Philosophie und Kunstgeschichte in Heidelberg, Straßburg und Berlin: u. a. bei Kuno Fischer (1824-1907), Wilhelm Braune (1850-1926), Wilhelm Ihne (1821-1902), Karl Knies (1821-1898), Erich Schmidt (1853-1913) und Heymann Steinthal (1823-1899). Lernt Ende 1889 in Berlin den Sprachphilosophen, Schriftsteller, Theaterkritiker und späteren Freund Fritz Mauthner (1849-1923) kennen.

1890 | Im Januar erscheint in der von Fritz Mauthner herausgegebenen Zeitschrift „Deutschland. Wochenschrift für Kunst, Literatur, Wissenschaft und soziales Leben" Landauers erster, zweiteiliger Artikel „Über epische und dramatische Kunst".

1891 | Landauer bewegt sich im literarisch-politischen Umfeld des Friedrichshagener Dichterkreises, dem damaligen Künstler- und

[1] Textquelle | Siegbert WOLF: *Chronologie zu Leben und Werk Gustav Landauers*. In: Gǎi Dào. Zeitschrift der Anarchistischen Föderation, Sonderausgabe Nr. 9: Gustav Landauer – zum 100. Todestag, April 2019, S. 26-31. – In den vorliegenden Band mit freundlicher Genehmigung des Verfassers übernommen.

Intellektuellenzentrum, von dem wesentliche kulturelle und politische Impulse ausgehen. Engagement in studentischen Literatur- und Philosophiezirkeln. Mitglied der im Jahr zuvor gegründeten „Freien Volksbühne", Berlin. Im Herbst erste politische Aktivitäten in einer sozialistischen Berliner Studentengruppe, für die er ein Manifest anlässlich des Internationalen Sozialistischen Studentenkongresses in Brüssel (Dezember) verfasst. Finanziell greift ihm sein Cousin Hugo Landauer (1868-1933), Unternehmer und zugleich libertär gesinnt, viele Jahre lang unter die Arme. Ende 1891 erscheint Landauers Novelle „Ein Knabenleben".

1892 | Im Februar Mitgliedschaft in dem im Jahr zuvor gegründeten „Verein Unabhängiger Sozialisten" (ein Zusammenschluss der Berliner „Jungen", eine innerparteiliche Oppositionsgruppe der Sozialdemokratie). Bekanntschaft mit dem Nationalökonomen Benedict Friedlaender (1866-1908), ein Anhänger Eugen Dührings (1833-1921) und Mitarbeiter des „Sozialist". Mitbegründer der „Neuen Freien Volksbühne" und bis 1917 in deren künstlerischen Ausschuss tätig. Offizieller Abbruch des Studiums aus finanziellen Gründen und, „mangels sittlicher Befähigung", Ausschluss von allen preußischen Universitäten. Im Dezember Eheschließung mit der Schneiderin Margarethe (Grete) Leuschner (1872 1908), die er bei der konstituierenden Sitzung der „Neuen Freien Volksbühne" im Oktober 1892 kennengelernt hat; in Zürich gegen den Willen der Eltern – in Deutschland rechtskräftige Eheschließung im Oktober 1894. Zwei Töchter: Charlotte Clara (1894-1927) und Marianne, genannt Annie (1896-1898). Austritt aus der israelitischen Religionsgemeinschaft.

1893 | Im Februar Eintritt in das Herausgeberkollektiv des „Sozialist", publizistisches Organ der „Jungen", das sich im Sommer nach Flügelkämpfen zwischen Marxisten und Anarchisten unter maßgeblicher Einflussnahme Gustav Landauers den Libertären zurechnet und sich im Untertitel „Organ aller Revolutionäre" nennt. Teilnahme an den 1. Mai-Feiern in London, wo er die Einführung des 1. Mai als Feiertag fordert. Im August Delegierter der Berliner AnarchistInnen sowie der Metallarbeiter Berlins auf dem Internationalen Sozialistenkongress in Zürich (06.-12.08.1893). Nach dem Ausschluss sämtlicher libertärer Mandatare dort spricht sich Landauer

auf deren „Internationalen Kongress der revolutionären Sozialisten und Anarchisten“ (10.-13.08.1893) im „Restaurant zum Plattengarten“ (Plattenstraße) für den allgemeinen Generalstreik aus. Veröffentlichung seines von Friedrich Nietzsche (1844-1900) beeinflussten belletristischen Werkes „Der Todesprediger“. Ab Herbst wegen Aufforderung zum Ungehorsam gegen die Staatsgewalt und Aufreizung durch die Presse mehrmonatiger Freiheitsentzug (Herbst 1894 Haftentlassung). Verfasst während dieser Zeit die Novellen „Arnold Himmelheber“ und „Lebendig tot“. Nach der Haftentlassung Aufenthalt in Bregenz/Österreich (16.10.1894 - 05.01.1895).

1895 | Im Januar Erscheinen des Aufsatzes „Der Anarchismus in Deutschland“, im gleichen Monat Einstellen des „Sozialist“ infolge staatlicher Repression sowie mangelnder Finanzmittel. Im März scheitert der Versuch, in Freiburg i. Br. ein Medizinstudium aufzunehmen, an seinem politischen Vorleben. Im Frühjahr Mitbegründer der Berliner Arbeiterkonsumgenossenschaft „Befreiung“, die allerdings bereits nach wenigen Jahren aufgrund unzureichender Resonanz auseinanderfällt. Im Mai Erscheinen der Broschüre „Ein Weg zur Befreiung der Arbeiter-Klasse“, in dem er die Notwendigkeit der Gründung von Konsumgenossenschaften für die ArbeiterInnen betont. Ab Mai erneuter mehrmonatiger Aufenthalt in Bregenz. August: Wiedererscheinen des bis Dezember 1899 bestehenden „Sozialist“ als „Neue Folge“ mit dem Untertitel „Organ für Anarchismus Sozialismus“, herausgegeben von Gustav Landauer, Wilhelm Spohr (1868-1959) und Albert Weidner (1871-1946).

1896 | Zu Beginn des Jahres maßgebliche Beteiligung am Berliner KonfektionsarbeiterInnenstreik. Anfang März Mitbegründer der „Freien anarchistisch-sozialistischen Vereinigung“ in Berlin. Im Sommer Delegierter des Internationalen Sozialistenkongresses in London (27.07.-01.08.), auf dem die AnarchistInnen endgültig aus der Zweiten Internationale verbannt werden. Auf dem nachfolgenden Sonderkongress der Ausgeschlossenen hält Gustav Landauer am 30. Juli eine denkwürdige Rede, in der er Kleinbauern und LandarbeiterInnen zur Gründung von Genossenschaften auffordert. Flugschrift: „Von Zürich bis London“.

1897 | Als Reaktion auf den sich abzeichnenden Niedergang des „Sozialist“, Niederlegung der dortigen Redaktionstätigkeit, schreibt aber auch weiterhin regelmäßig für das Blatt. Verstärkte Hinwendung zu literarischen und philosophischen Themen. Gemeinsam mit Moritz von Egidy (1847 1898) und Wilhelm Spohr (1868-1959) nimmt Gustav Landauer Anfang März an einer öffentlichen Kundgebung gegen die „Justizgreuel von Barcelona“ teil und protestiert gegen Schauprozesse und Folterungen von spanischen Anarchisten. Im September Umzug vom Arbeitervorort Pankow nach Friedrichshagen. Anfang November 1897 Vortragsreise zu Protestversammlungen gegen die ‚Inquisition‘ in Spanien (Frankfurt am Main, Mainz, Stuttgart, Freiburg i. Br. u. Basel).

1898 | Von März bis Juni zahlreiche Vorträge über deutsche Literaturgeschichte in Berlin. 14. August: Tod seiner zweiten Tochter Marianne infolge einer Gehirnhautentzündung und Beisetzung am 17. August auf dem Friedrichshagener Friedhof.

1898/99 | Vergebliches Engagement für den 1884 wegen nicht eindeutig erwiesenen– Mordes an seiner Frau zu lebenslanger Zuchthausstrafe verurteilten Friseur und Gastwirt Albert Ziethen (1844-1903). Broschüre: „Der Fall Ziethen. Ein Appell an die öffentliche Meinung“. Dies führt im Frühjahr 1899 zu einem gegen Landauer eröffneten Gerichtsverfahren und zu sechsmonatiger Haftstrafe wegen verleumderischer Beleidigung. Haftverbüßung vom 18.08.1899 bis zum 26.02.1900 in der Strafanstalt Tegel. Während dieser Zeit Erarbeitung der Novelle „Lebendig tot“, Mitwirkung an den sprachkritischen Studien „Beiträge zu einer Kritik der Sprache“ seines Freundes Fritz Mauthner, Übersetzung einiger Predigten des spätmittelalterlichen Mystikers Meister Eckhart (1260-1328) sowie von Octave Mirbeaus Sozialdrama „Les mauvais bergers“ („Die schlechten Hirten“) (1897), das am 10. Februar 1900 von der „Neuen Freien Volksbühne“ in der Übersetzung Landauers aufgeführt wird.
Lernt am 28. Februar 1899 die Lyrikerin und Übersetzerin Hedwig Lachmann (1865-1918) während einer Lesung mit Richard Dehmel (1863-1920) in der Berliner Kunstgalerie Keller und Reiner kennen.

1900 | Im Februar Haftentlassung. Engagement in der „Neuen Gemeinschaft“, der um die Realisierung von ländlichen Siedlungspro-

jekten bemühten Brüder Heinrich (1855 1906) und Julius (1859-1930) Hart; trifft dort auf Erich Mühsam (1878-1934), Else Lasker-Schüler (1869-1945), Julius Bab (1880-1955) und Martin Buber (1878-1965), sein späterer literarischer Nachlassverwalter. Im Juni hält er vor der „Neuen Gemeinschaft" in Friedrichshagen seinen programmatischen Vortrag „Durch Absonderung zur Gemeinschaft".

1901 | Rückzug aus der „Neuen Gemeinschaft", die ihm letztlich doch nicht auf eine wirkliche Gemeinschaft angelegt erscheint. Im September, zusammen mit Hedwig Lachmann, Reise über Belgien nach England. Sie wohnen in London und Bromley (Kent) und übersetzen Schriften von Oscar Wilde und Rabindranath Tagore. Kontakte zu dem in Bromley lebenden katalanischen Anarchisten Fernando Tárrida del Mármol (1861-1915), zu Peter Kropotkin (1842 -1921), zum „Herodot der Anarchie" und Bakunin-Biographen Max Nettlau (1865-1944) sowie zu Rudolf Rocker (1873-1958). Teile von Kropotkins Werk übersetzt Gustav Landauer in den folgenden Jahren. Mit seinem Artikel „Anarchische Gedanken über den Anarchismus" grenzt er sich unzweideutig von der terroristischen Taktik der „Propaganda der Tat" ab.

1902 | Im Sommer Rückkehr nach Berlin-Hermsdorf. Übersetzertätigkeit (Oscar Wilde, Walt Whitman, Rabindranath Tagore, Peter Kropotkin) und Veröffentlichung von Zeitschriftenartikeln über Literatur und Theater.

1903 | Kontakt zur im Vorjahr gegründeten „Deutschen Gartenstadt-Gesellschaft" unter dem Vorsitzenden Bernhard Kampffmeyer (1867-1942). Scheidung von seiner ersten Frau Margarethe Leuschner. Im Mai Eheschließung mit Hedwig Lachmann. Zwei Töchter: Gudula Susanne (1902-1946) und Brigitte Claudia (1906-1985), Mutter des bekannten US-amerikanischen Filmregisseurs Mike Nichols (1931-2014). Publikationen: „Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluss an Mauthners Sprachkritik" und „Macht und Mächte" (Novellen).

1904 – 1906 | Mitarbeiter und Teilhaber in Karl Schnabels „Axel Juncker's Buchhandlung" in Berlin, Potsdamerstraße. Betreibt inten-

sive literarische und historische Studien. Nimmt regen Anteil an den Chassidismus-Forschungen seines Freundes Martin Buber.

1905/1906 | Kontakt mit dem Philosophen Constantin Brunner (d. i. Leo Wertheimer, 1862-1937) und Beschäftigung mit dessen Werk „Die Lehre von den Geistigen und vom Volke", das 1908, bearbeitet von Gustav Landauer, im Verlag Karl Schnabel erscheint.

1907 | Veröffentlichungen: „Volk und Land. Dreißig sozialistische Thesen" sowie in Bubers Reihe „Die Gesellschaft" bei Rütten & Loening die geschichtsphilosophische Monographie „Die Revolution".

1908 | Gründung des „Sozialistischen Bundes" (SB) und Proklamation der „Zwölf Artikel des Sozialistischen Bundes" (im Juni). Im Sommer Vortragsreise nach Süddeutschland und in die Schweiz. Dort lernt er die Anarchistin und Gewerkschafterin Margarethe Faas-Hardegger (Pseudonym: Mark Harda, 1882-1963) kennen und lieben. Mit ihr zusammen entwickelt er den Plan, den „Sozialist" als Organ des „Sozialistischen Bundes" wieder herauszugeben.

1909 | Im Januar Erscheinen des „Sozialist" als Organ des „Sozialistischen Bundes" (der so genannte „dritte Sozialist"). Im August Informationsveranstaltungen für den SB in Westdeutschland.

1910 | Frühjahr: Vortragsreise nach Süddeutschland. Beginn seiner Mitarbeit als Theaterkritiker am „Berliner-Börsen Courier".

1910/11 | Veröffentlicht im „Sozialist" die von ihm übersetzte, klassische Schrift „Von der freiwilligen Knechtschaft" des französischen Renaissance-Humanisten Étienne de La Boétie (1530-1563).

1911 | Hält am 22. Januar auf der Tolstoi-Feier der „Neuen Freien Volksbühne" im „Neuen Volkstheater", Berlin, die Gedächtnisrede. Erscheinen seines Hauptwerkes „Aufruf zum Sozialismus". Ab Mai: Vorträge zum Thema Französische Revolution. Am 19. September Vortrag in Berlin vor 700 BesucherInnen über Krieg, Antimilitarismus und einen freien Arbeitertag. Gründung eines Ausschusses für die Einberufung des freien Arbeitertages. Eine von ihm verfasste

Flugschrift „Die Abschaffung des Krieges durch die Selbstbestimmung des Volkes. Fragen an die deutschen Arbeiter“, die, in einer Auflage von 100.000 Exemplaren gedruckt, noch vor ihrer Verbreitung Anfang Dezember fast vollständig von der Polizei beschlagnahmt wird, führt zu einem über ein Jahr andauernden Gerichtsverfahren. Landauer selbst bleibt unbehelligt, weil die Flugschrift nicht unter seinem Namen erscheint, und veröffentlicht die Flugschrift als Artikel im „Sozialist“ vom 1. Oktober 1912.

1912 | Hält am 7. Februar in der „Zionistischen Ortsgruppe West-Berlin“ einen Vortrag über „Judentum und Sozialismus“.

1913 | In dem vom Jüdischen Studentenverein „Bar Kochba“ in Prag herausgegebenen Sammelband „Vom Judentum“ veröffentlicht Gustav Landauer den programmatischen Beitrag „Sind das Ketzergedanken?“. Im Dezember Mitbegründer einer „Vereinigung zur Vorbereitung von Siedlungen“ des „Sozialistischen Bundes“ in Wittenberg.

1913/14 | Niedergang des „Sozialistischen Bundes“.

1914 | Im Juni Konstituierung des übernationalen „Forte Kreises“, der sich allerdings bei Kriegsbeginn (1. August) aufgrund nationalistischer Äußerungen einiger deutscher Mitglieder auflöst. Im Gegensatz zu vielen FreundInnen und Bekannten – Martin Buber, Fritz und Hedwig Mauthner, anfänglich auch Erich Mühsam – lehnen die konsequenten Antimilitaristen Hedwig Lachmann und Gustav Landauer jegliches ‚Völkermorden‘ grundsätzlich ab.

1915 | Als der Verleger, Redakteur und Setzer des „Sozialist“, Max „Malte“ Müller (geb. 1887), im März zum Kriegsdienst einberufen wird, führt dies zum Einstellen des „Sozialist“. Die letzte veröffentlichte Ausgabe datiert vom 15. März. Am 24. April Vortrag in Zürich: „Vom Sinn deutschen Geistes, dargetan an den Dichtungen Carl Spittelers“ und am 28. April in Bern über „Das Amt der Schweiz an der Menschheit“. Lernt in Zürich die religiösen Sozialisten Leonhard Ragaz (1869-1945) und Jean Daniel Matthieu (1874-1921) kennen. Im Mai Musterung und dauerhaft für „untauglich

befunden." (LBr II, S. 44). Mitwirkung am pazifistischen, anti-annexionistischen „Bund Neues Vaterland" (BNV) sowie in dem jugendbewegten „Aufbruch" Kreis um den Medizinstudenten Ernst Joël (1893-1929), der von Juli bis Oktober d. J. die Zeitschrift „Der Aufbruch" herausgibt und in der Gustav Landauer wiederholt publiziert. Erste Kontakte zum Düsseldorfer Schauspielhaus.

1916 | Hält vor dem „Berliner Frauenclub von 1900" mehrere Vortragszyklen über Literatur. Hält am 18. Mai anlässlich der Eröffnung des von Siegfried Lehmann (1892-1958) geleiteten Jüdischen Volksheimes Berlin den Festvortrag über „Judentum und Sozialismus". Leitet dort einen Kursus über Sozialismus. Im Sommer gemeinsam mit Hedwig Lachmann Unterzeichnung eines Aufrufs zur Bildung einer für einen Verständigungsfrieden eintretenden „Zentralstelle Völkerrecht". Gustav Landauer ist Mitverfasser des Gründungsaufrufs der in Frankfurt am Main von Vertretern der „Deutschen Friedensgesellschaft" und des „Bundes Neues Vaterland" konstituierten „Zentralstelle Völkerrecht" und Vorsitzender von deren Ortsgruppe Groß-Berlin. Literarische Vorträge über William Shakespeare, Friedrich Hölderlin, Johann Wolfgang von Goethe und Georg Kaiser. Dezember: Brief an den amerikanischen Präsidenten Thomas Woodrow Wilson (1856-1924) mit Vorschlägen einer neuen Friedensordnung.

1917 | Mai: Umzug der Familie Landauer von Hermsdorf bei Berlin nach Krumbach/Schwaben. Hält am 23. September in der Gartenstadt Hellerau bei Dresden einen Vortrag über den „Dichter und sein Amt" sowie am 15. Oktober anlässlich der Uraufführung des Dramas „Gas" am Frankfurter Neuen Theater eine Ansprache über den Expressionisten Georg Kaiser (1878-1945).

1918 | 21. Februar: plötzlicher Tod Hedwig Lachmanns (Lungenentzündung) und Beerdigung auf dem jüdischen Friedhof in Krumbach. In Krumbach erinnert heute der „Hedwig-Lachmann-Weg" an die Künstlerin. Im Herbst Angebot einer hauptamtlichen Dramaturgenstelle am Düsseldorfer Schauspielhaus von Louise Dumont (1862-1932) und Gustav Lindemann (1872-1960). Herausgeber der

dortigen Theaterzeitschrift „Masken“. Die Revolutionsereignisse vereiteln eine Übersiedlung nach Düsseldorf.
7. November: Beginn der Revolution in München. Seit Mitte November beteiligt sich Gustav Landauer auf die Bitte des neuen bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner (1867 1919) hin an der „Bewusstseinsrevolution“. Mitglied im „Revolutionären Arbeiterrat“, der treibenden linksradikalen Kraft der bayerischen Revolution bis zum April 1919, des Münchner „Arbeiter-, Bauern- und Soldatenrates“ sowie im „Provisorischen Nationalrat Bayerns“, das seit dem 8. November bis zur Eröffnung des aus allgemeinen, gleichen, direkten und geheimen Wahlen hervorgegangenen, verfassunggebenden Landtags im Februar 1919 formal als Vorparlament fungiert. Wirbt unablässig für das Rätesystem.

1919 | Januar: Erscheinen der zweibändigen Ausgabe „Briefe aus der Französischen Revolution“. 12. Januar: Bayerische Landtagswahlen: Landauer erhält als parteiloser Kandidat auf der USPD-Liste in seinem Wahlkreis Krumbach nur wenige Stimmen. Die USPD unter Eisner ist der deutliche Wahlverlierer. Am 21. Februar, dem Tag der geplanten Konstituierung des bayerischen Landtags, Ermordung Eisners. Landauer hält auf dem Münchner Ostfriedhof die Gedächtnisansprache während der Trauerfeier. Als Reaktion auf die Ermordung Eisners stellt Landauer am 23. Februar einen Antrag an den Zentralrat der bayerischen Räte, der akademischen Gegenrevolution durch Festnahmen entgegenzuwirken.
Am 7. April Proklamation der ersten, anarchistischen Räterepublik in Bayern. Landauer wird Volksbeauftragter für Volksaufklärung, Unterricht, Wissenschaft und Künste (kurz: Kultusminister) (zusammen mit Ernst Toller, Erich Mühsam, Otto Neurath, Silvio Gesell, Oskar Maria Graf, Ret Marut / B. Traven u. a.); am 13. April durch einen gegenrevolutionären Putsch niedergeschlagen. Am nächsten Tag Ausrufung der zweiten, kommunistischen Räterepublik, von der sich Landauer schließlich deutlich distanziert. Gemeinsam mit Fidelis (d. i. Felix Boenheim, 1890-1960), Kulturbeauftragter der zweiten Münchener Räterepublik und damit Nachfolger Landauers, arbeitet er ein Kulturprogramm aus, das allerdings von den Kommunisten abgelehnt wird. Beim Einmarsch gegenrevolutionärer Regierungstruppen nach einer Denunziation am 1. Mai im Mün-

chner Vorort Großhadern verhaftet und tags darauf im Münchner Zentralgefängnis Stadelheim brutal ermordet; seine Mörder werden nie bestraft.
Seiner ältesten Tochter Charlotte gelingt es, die Leiche des Vaters und seinen beschlagnahmten schriftlichen Nachlass freizubekommen; er wird exhumiert und nach der letztwilligen Verfügung Landauers kremiert. Seine sterblichen Überreste werden zunächst in der Schwabinger Urnenhalle aufbewahrt.

1923 | Seit 1922 bemühen sich anarchistische/anarchosyndikalistische Kreise intensiv darum, ein Denkmal für Gustav Landauer auf dem Münchner Waldfriedhof aufzustellen. Am 02.05.1923 wird dort seine Asche in einen viereckigen, 1,5 Meter hohen Betonsockel eingelassen. Die Inschrift lautet: „Hier ruht Gustav Landauer." Die Finanzierung erfolgt durch Spendensammlungen der anarchosyndikalistischen „Freien Arbeiter Union Deutschlands" (FAUD).

1925 | Fertigstellung des Gustav Landauer-Denkmals: Aus dem Sockel ragt eine hohe Säule in Naturstein. Die Inschrift des Denkmals, ein Zitat aus Landauers Hauptwerk „Aufruf zum Sozialismus" (1911), lautet: „Jetzt gilt es noch Opfer anderer Art zu bringen, nicht heroische, sondern stille unscheinbare Opfer, um für das rechte Leben ein Beispiel zu geben." Und darunter: „1870 * Gustav Landauer + 1919".

1933 | Unmittelbar nach ihrer Machtübernahme zerstören die Nationalsozialisten das Denkmal. Die Urne wird der Jüdischen Gemeinde München übergeben und ist während der NS-Zeit anonym in der ‚Selbstmörder-Ecke' des Neuen Israelitischen Friedhofs an einer Mauer untergebracht. 1946 veranlasst die Tochter Gudula Landauer die Wiederherstellung der Grabstätte ihres Vaters. Heute besteht für Gustav Landauer und Kurt Eisner ein gemeinsames Grab auf dem Neuen Israelitischen Friedhof – der Grabstein ist ein Teil des früheren Obelisken.

2017 | Die von Peter Kühn (Flemlingen) und Dr. Siegbert Wolf (Frankfurt/Main) Anfang 2015 initiierten Bemühungen zur *Wiedererrichtung des Grabmals für Gustav Landauer* führen am 29. Juni 2017 zur

feierlichen Einweihung des Gustav Landauer-Denkmals auf dem Münchner Waldfriedhof.

———

Dr. SIEGBERT WOLF, geb. 1954, Dr. phil., Historiker und Publizist in Frankfurt am Main, Gründungs- und Vorstandsmitglied der Martin Buber-Gesellschaft. Mitinitiator des 2017 neu eingeweihten Gustav Landauer-Denkmals auf dem Waldfriedhof in München. Zahlreiche Bücher u. a. über Judentum, Gustav Landauer, Martin Buber, Hannah Arendt, Jean Améry sowie zur Frankfurter Stadtgeschichte: Hg.: Jüdisches Städtebild Frankfurt am Main (1996); Samuel Lewin, Dämonen des Blutes. Eine Vision. Roman. Neu herausgegeben, kommentiert und mit einem Nachwort versehen von Siegbert Wolf. Lich/Hessen 2013; Siegbert *Wolf* / Jürgen *Mümken* (Hg.), Anarchistische Positionen zu Antisemitismus, Zionismus und Israel. 2 Bde. Lich/Hessen 2013 und 2014; Siegbert *Wolf*, Open de Poorten van de Vrijheid. Milly Witkop (1877-1955), anarchiste en feministe. Utrecht 2016. – Seit 2008 Herausgeber der „Ausgewählten Schriften" Gustav Landauers im Verlag „Edition AV" (Bodenburg/Nds.). Zuletzt Bd. 15: „Meister Eckharts Mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. Textkritische Ausgabe (2019). | E-Mail: SiegbertWolf@web.de

[Illustrationsseite]

Bibliographie zu Gustav Landauer

Hilfsmittel

Siegbert Wolf: *Gustav Landauer. Bibliographie*. (= Bibliographienreihe Bd. 1). Grafenau-Döffingen: Trotzdem Verlag 1992. [140 Seiten]

Gianfranco Ragona: *Gustav Landauer. A Bibliography (1889-2009)*. Edited with an Introduction by Gianfranco Ragona. (= Studi Storici e Politici 4). Roma: Edizioni di Storia e Letteratura 2011. [156 Seiten] [Onlineausgabe: https://iris.unito.it/retrieve/handle/2318/1630279/310884/Landauer_bibliography_def.pdf]

Anatole Lucet: *Gustav Landauer Online Bibliography*, Februar 2016. https://www.zotero.org/groups/gustav_landauer_online_bibliography

1. Selbstständige Veröffentlichungen & mehrteilige Aufsätze (Auswahl) – Editionen der Werke

Landauer 1893a = Gustav Landauer: *Der Todesprediger*. Roman. Dresden / Leipzig: Verlag von Heinrich Minden [1893]. [258 Seiten] [Onlineausgabe: digital.ub.uni-duesseldorf.de/urn/urn:nbn:de:hbz:061:1-585865]

Landauer 1893b = Gustav Landauer: *An den Züricher Kongress*. Bericht über die deutsche Arbeiterbewegung. Berlin: Wilhelm Werner Verlag 1893. [20 Seiten]

Landauer 1895a = [Gustav Landauer:] *Ein Weg zur Befreiung der Arbeiter-Klasse*. Berlin: Verlag von Adolf Marrek 1895. [32 Seiten] [Onlineausgabe: https://ptgustavlandauer.wordpress.com]

Landauer 1895b = Gustav Landauer: *Aus meinem Gefängniss-Tagebuch*. Fünf Teile. In: Der sozialistische Akademiker, 1. Jg. (1895): Heft 13, S. 237-240; Heft 14, S. 258-261; Heft 15, S. 277-280; Heft 17, S. 319-321; Heft 18, S. 341-344. [Online-Ressource auf: https://library.fes.de]

Landauer 1896 = Gustav Landauer: *Von Zürich bis London*. Bericht über die deutsche Arbeiterbewegung an den Londoner Kongress. Pankow bei Berlin: Verlag von Gustav Landauer 1896. [20 Seiten]

Landauer 1898 = [Gustav Landauer:] *Der Fall Ziethen*. Ein Appell an die öffentliche Meinung. Berlin: Hugo Metscher 1898. [15 Seiten] [Onlineausgabe USB Köln: deutsche-digitale-bibliothek.de]

Landauer 1903a = Gustav Landauer: *Skepsis und Mystik*. Versuche im Anschluß an Mauthners Sprachkritik. Berlin: Egon Fleischel & Co. 1903. [154 Seiten] [Onlineausgabe: https://archive.org]

LANDAUER 1903b = Gustav Landauer: *Macht und Mächte*. Novellen [Arnold Himmelheber / Lebendig tot]. Berlin: Egon Fleischel 1903. [238 Seiten]
LANDAUER 1907 = Gustav Landauer*: Die Revolution*. (= Die Gesellschaft. Sammlung sozialpsychologischer Monographien, 13). Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1907. [119 Seiten] [Onlineausgabe: https://ptgustavlandauer.wordpress.com/landauer-die-revolution | abweichend: https://archive.org]
LANDAUER 1911a = Gustav Landauer: *Aufruf zum Sozialismus*. Berlin: Verlag des Sozialistischen Bundes (Max Müller) 1911. [164 Seiten]
LANDAUER 1911b = Gustav Landauer: *Die Abschaffung des Kriegs durch die Selbstbestimmung des Volks*. Fragen an die deutschen Arbeiter. Herausgegeben vom Ausschuß für den freien Arbeitertag in Deutschland zu Berlin. Berlin: Verlag Max Müller 1911. [20 Seiten; ‚Ausgabe 1912' mit abweichender Paginierung: S. 5-8 doppelt.]
LANDAUER 1916a = Gustav Landauer: *Martin Buber – Werke über das Judentum*. [Leipzig 1916]. [16 Seiten] [Onlineausgabe: https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de]
LANDAUER 1916b = Gustav Landauer: *Ein Weg deutschen Geistes*. (= Kleine Schriften des Forum-Verlages, 2). München: Forum-Verlag 1916. [34 Seiten] [Onlineausgabe: https://digital.staatsbibliothek-berlin.de]
LANDAUER 1918a = Gustav Landauer: *Wie Hedwig Lachmann starb*. Als Manuskript für Freunde gedruckt. Krumbach (Schwaben) 27. März bis 1. März 1918. [16 Seiten]
LANDAUER 1918b = Gustav Landauer: *Die vereinigten Republiken Deutschlands und ihre Verfassung*. (= Norbert Einstein, Hg.: Das Flugblatt, Heft 3). Frankfurt a. M.: Tiedemann und Uzielli Verlag 1918. [8 Seiten] [Onlineausgabe: www.anarchismus.at]
LANDAUER 1919a = Gustav Landauer: *Aufruf zum Sozialismus*. Revolutionsausgabe. Zweite vermehrte und verbesserte Auflage. 7-10. Tausend. Berlin: Paul Cassirer 1919. [158 Seiten] [Onlineausgabe: https://archive.org] [Folgeauflagen: Berlin 1920; Köln 1923, 1925]
LANDAUER 1919b = Gustav Landauer: *Rechenschaft*. Berlin: Paul Cassirer 1919. [205 Seiten] [Onlineausgabe: https://www.digitale-sammlungen.de] [Texte 1909-1916, Kriegsbezug]
LANDAUER 1920 = Gustav Landauer: *Shakespeare*. Dargestellt in Vorträgen. Im letztwilligen Auftrag des Verfassers herausgegeben von Martin Buber. Zwei Bände. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1920 / Folgeauflage 1922. [VII. 352 u. 394 Seiten] [Auflage 1923: zwei Bände in einem Band]. [Neuausgabe u. a.: Hamburg 1962]
LANDAUER 1921 = Gustav Landauer: *Der werdende Mensch*. – Aufsätze über Leben und Schrifttum. Im letztwilligen Auftrag des Verfassers herausgegeben von Martin Buber. 1.-5. Tausend. Potsdam: Kiepenheuer Verlag 1921. [366 Seiten] [Onlineausgabe: https://archive.org]
LANDAUER 1922 = Gustav Landauer: *Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten*. (= Vortrag Berlin, 13. März 1916). Potsdam: Gustav Kiepenheuer 1922. [53 Seiten] [https://archive.org]

LANDAUER 1923a = Gustav Landauer: *Macht und Mächte*. Novellen [Arnold Himmelheber / Lebendig tot / Der gelbe Stern (1910)]. Köln: Marcan-Block-Verlag 1923. [152 Seiten; s. abweichende Erstauflage: LANDAUER 1903b]

LANDAUER 1923b = Gustav Landauer: *Der Todesprediger*. Roman [1893]. Dritte Auflage. Köln: Marcan-Block-Verlag 1923. [126 Seiten] [Folgeauflagen]

LANDAUER 1924 = Gustav Landauer: *Beginnen*. Aufsätze über Sozialismus. Herausgegeben von Martin Buber. Köln: Marcan Block-Verlag 1924. [VI & 184 Seiten] [Folgeauflage: Wetzlar 1977; Nachdruck Verlag Büchse der Pandora]

LANDAUER 1929 = Martin Buber / Ina Britschgi-Schimmer (Hg.): *Gustav Landauer. Sein Lebensgang in Briefen*. Zwei Bände. Frankfurt a. M.: Rütten & Loening 1929. [459 und 440 Seiten]

LANDAUER 1968 = Gustav Landauer: *Zwang und Befreiung*. Eine Auswahl aus seinem Werk. Herausgegeben und eingeleitet von Heinz-Joachim Heydorn. Köln: Verlag Jacob Hegner 1968. [274 Seiten]

LANDAUER 1974 = *Gustav Landauer und die Revolutionszeit 1918-1919*. Die politischen Reden, Schriften, Erlasse und Briefe Landauers aus der November-Revolution 1918/1919. Herausgegeben, eingeleitet und mit einem ausführlichen biographischen und bibliographischen Anhang versehen von Ulrich Linse. Berlin: Karin Kramer Verlag 1974. [298 Seiten]

LANDAUER 1976a = Gustav Landauer: *Entstaatlichung*. Für eine herrschaftslose Gesellschaft. Herausgegeben von Hans-Jürgen Valeske. Nachwort von Stefan Blankertz. Telgte-Westbevern: Büchse der Pandora 1976. [58 Seiten] [Folgeauflage Wetzlar 1978]

LANDAUER 1976b = Gustav Landauer: *Erkenntnis und Befreiung*. Ausgewählte Reden und Aufsätze. Herausgegeben und mit einem Nachwort von Ruth Link-Salinger (Hyman). Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1976. [106 Seiten]

LANDAUER 1978 = Gustav Landauer: *Staat und Geist*. (= anarchistische texte 12). Berlin: Libertad Verlag 1978. [46 Seiten] [Folgeauflage: LANDAUER 1983]

LANDAUER 1980 = Gustav Landauer (Hg.): *Der Sozialist*. Organ des Sozialistischen Bundes. Jahrgänge 1–7 (Berlin/Bern: M. Müller 1909–1915). Reprint. Mit einer Einleitung von Andreas Seiverth. Vaduz/Liechtenstein: Topos 1980. [Siehe auch Digitalisate „Der Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes. 1. Jahrgang, Berlin/Bern 1909, Nr. 1-21“: https://a-bibliothek.org/2019/07/13/der-sozialist-bern-berlin-1-jahrgang-1909-digital-edition | Fortsetzung: 2. Jahrgang]

LANDAUER 1983 = Gustav Landauer: *Stelle Dich, Sozialist*! Mit einer Einleitung von Helmut Rüdiger. Berlin: Libertad Verlag 1983. [46 Seiten]

LANDAUER 1986 = [Gustav Landauer:] *Signatur: g.l. – Gustav Landauer im „Sozialist“*. Aufsätze über Kultur, Politik und Utopie (1892-1899). Herausgegeben und mit einer Einleitung von Ruth Link-Salinger (Hyman). Frankfurt a. M.: Suhrkamp Verlag 1986. [377 Seiten]

LANDAUER 1989 = Gustav Landauer: *Auch die Vergangenheit ist Zukunft*. Essays zum Anarchismus. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Siegbert Wolf. Frankfurt a. M.: Luchterhand Literaturverlag 1989. [301 Seiten]

LANDAUER 1994a = Gustav Landauer / Fritz Mauthner: *Briefwechsel 1890-1919*. Herausgegeben von Hanna Delf. München: C. H. Beck 1994. [562 Seiten]

LANDAUER 1994b = Gustav Landauer: *Die Botschaft der Titanic*. Ausgewählte Essays. Herausgegeben und mit einem Vorwort von Walter Fähnders und Hansgeorg Schmidt Bergmann. Berlin: Kontext-Verlag 1994. [301 Seiten]

LANDAUER 1997a = Gustav Landauer: Werkausgabe, Band III: *Dichter, Ketzer, Außenseiter*. Essays und Reden zu Literatur, Philosophie, Judentum. Herausgegeben von Hanna Delf. Berlin: Akademie Verlag 1997. [290 Seiten] [Es ist nur dieser dritte Band der geplanten ‚Werkausgabe' erschienen.]

LANDAUER 1997b = Gustav Landauer: *Zeit und Geist*. Kulturkritische Schriften 1890-1919. Herausgegeben von Rolf Kauffeldt und Michael Matzigkeit. München: Klaus Boer Verlag 1997. [373 Seiten]

LANDAUER 2004 = [Gustav Landauer:] *„Sei tapfer und wachse dich aus"*. Gustav Landauer im Dialog mit Ernst Mühsam. Briefe und Aufsätze. Herausgegeben und bearbeitet von Christoph Knüppel. (= Schriften der der Erich-Mühsam-Gesellschaft, Heft 24). Lübeck 2004. [236 Seiten]

LANDAUER 2008-2019 = Gustav Landauer. *Ausgewählte Schriften*. Herausgegeben von Siegbert Wolf, mit Illustrationen von Uwe Rausch. Siebzehn [Teil-] Bände. Lich/Hessen: Verlag Edition AV 2008-2019. [Bd. 1: Internationalismus; Bd. 2: Anarchismus; Bd. 3.1: Antipolitik; Bd. 3.2: Antipolitik; Bd. 4: Nation, Krieg und Revolution; Bd. 5: Philosophie und Judentum; Bd. 6.1: Literatur; Bd. 6.2: Literatur; Bd. 7: Skepsis und Mystik. Versuche im Anschluss an Mauthners Sprachkritik; Bd. 8: Wortartist. Roman, Novelle, Drama, Satire, Gedicht, Übersetzung; Bd. 9 = Birgit Seemann: „Mit den Besiegten". Hedwig Lachmann (1865-1918) – deutsch-jüdische Schriftstellerin und Antimilitaristin; Bd. 10.1 u. 10.2 = Tilman Leder: Die Politik eines „Antipolitikers". Eine politische Biographie Gustav Landauers; Bd. 11: Aufruf zum Sozialismus; Bd. 12: Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten; Bd. 13: Die Revolution. Textkritische Ausgabe der Erstauflage; Bd. 14: Ein Weg zur Befreiung der Arbeiter-Klasse; Bd. 15: Meister Eckharts Mystische Schriften, übertragen von Gustav Landauer.]

LANDAUER 2010 = Gustav Landauer: *Revolution and Other Writings*. A Political Reader. Edited and translated by Gabriel Kuhn. Preface by Richard J. F. Day. Oakland / CA: PM Press 2010.

LANDAUER 2013 = *Gustav Landauers Briefe an Clara Tannhauser 1892*. Herausgegeben von Christoph Knüppel und Irmtraud Betz-Wischnath. (= Documenta Suevica, Bd. 22). Konstanz/Eggingen: Edition Isele 2013. [276 Seiten]

LANDAUER 2016 = Gustav Landauer: *Die drei Flugblätter des Sozialistischen Bundes* [1908-1910]. Berlin: Gustav Landauer Denkmalinitiative 2016. [44 Seiten]

LANDAUER 2017 = Gustav Landauer: *Briefe und Tagebücher 1884-1900*. Zwei Bände. (Bd. 1: Briefe und Tagebücher, Bd. 2: Kommentar). Herausgegeben und kommentiert von Christoph Knüppel. Zweite, korrigierte Auflage. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2017. [1346 Seiten]

LANDAUER 2023 = Gustav Landauer: *Briefe 1899-1919*. Sieben Bände. Herausgegeben und kommentiert von Hanna Delf von Wolzogen. Unter Mitwirkung von Jürgen Stenzel und Inga Wiedemann. Redaktionelle Bearbeitung durch Christine Hehle. Göttingen: Vandenhoeck & Ruprecht 2023. [Bd. 1 bis 3: Briefe; Bd. 4 bis 6: Kommentar; Bd. 7: Verzeichnisse & Register] [4631 Seiten]

BERTHELOT 1911 = Paul Berthelot: *Das Evangelium der Stunde*. Berlin: „Der freie Arbeiter" Rudolf Oestreich 1911. [20 Seiten] [Diese Übersetzung wird hier Landauer zugeordnet nach Siegbert Wolf: AS 3.1, S. 403.]

BOÉTIE 1910 = Étienne de la Boétie: *Von der freiwilligen Knechtschaft*. Übersetzt von Gustav Landauer. In: Der Sozialist, 2. Jg., Nr. 17 vom 1.9.1910, S. 130-134 und 5 weiteren Folgen bis zum 1.1.1911. [Onlineausgabe: projekt-gutenberg.org]

ECKHART 1903 = G. Landauer (Bearb.): *Meister Eckharts Mystische Schriften*. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. (= Verlorene Meister der Literatur, I). Berlin: Karl Schnabel 1903. [246 Seiten] [Onlineausgabe: https://archive.org] [Neuedition in der Werkausgabe: AS 15.]

FRANZÖSISCHE BRIEFE 1919a = Gustav Landauer (Bearb.): *Briefe aus der französischen Revolution*. Ausgewählt, übersetzt und erläutert von Gustav Landauer. Erster Band. Frankfurt a. M.: Literarische Anstalt Rütten & Loening 1919. [474 Seiten] [Onlineausgabe der Auflage 1922: https://archive.org]

FRANZÖSISCHE BRIEFE 1919b = Gustav Landauer (Bearb.): *Briefe aus der französischen Revolution*. Ausgewählt, übersetzt und erläutert von Gustav Landauer. Zweiter Band. Frankfurt a. M.: Literarische Anstalt Rütten & Loening 1919. [538 Seiten] [Onlineausgabe der Auflage 1922: https://archive.org]

KROPOTKIN 1904 = Peter Kropotkin: *Gegenseitige Hilfe in der Entwicklung*. Autorisierte deutsche Ausgabe besorgt von Gustav Landauer [nach P. Kropotkin: Mutual Aid. A Factor in Evolution, London 1902]. Leipzig: Theodor Thomas Verlag 1904. [338 Seiten] [Onlineausgabe: anarchistischebibliothek.org/library/peter-kropotkin-gegenseitige-hilfe-in-der-tier-und-menschenwelt]

KROPOTKIN 1904/1910 = Peter Kropotkin: *Landwirtschaft, Industrie und Handwerk* oder: Die Vereinigung von Industrie und Landwirtschaft, geistiger und körperlicher Arbeit. Autorisierte Übersetzung von Gustav Landauer. Berlin: S. Calvary & Co. 1904. [275 Seiten] [Onlineausgabe: https://archive.org] | Mit neuem Titelblatt versehen, vertrieben als ‚Zweite Auflage', Berlin: Renaissance-Verlag 1910.

KROPOTKIN 1909a = Peter Kropotkin: *Die französische Revolution 1789-1793. Erster Band*: Die Ereignisse bis zu den Septembertagen 1792. Leipzig: Theodor Thomas 1909. [284 Seiten] [Onlineausgabe: https://daten.di gitale-sammlungen.de]

KROPOTKIN 1909b = Peter Kropotkin: *Die französische Revolution 1789-1793. Zweiter Band*: Vom September 1792 bis zur Reaktion des 9. Thermidor (1794). Leipzig: Theodor Thomas 1909. [282 Seiten] [Onlineausgabe: https://daten.di gitale-sammlungen.de]

MALORY 1913 = Ritter Sir Thomas Malory: *Der Tod Arthurs* [‚Dies edle und freudenreiche Buch heißet Der Tod Arthurs, obzwar es handelt von Geburt, Leben und Taten …']. Übersetzt von Hedwig Lachmann. Drei Bände. Leipzig: Insel o. J. [1913]. [397, 460, 486 Seiten] [Siegbert Wolf zufolge ist der im Druck nicht genannte Gustav Landauer Mitübersetzer gewesen: AS 3.1, S. 403.]

SHAW 1907 = Bernhard Shaw: *Sozialismus für Millionäre*. Deutsch von Gustav Landauer. Berlin: Concordia Deutsche Verlags-Anstalt Hermann Ehbock 1907. [63 Seiten]

TAGORE 1915 = Rabindranath Tagore: *Der König der dunklen Kammer*. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. München: Kurt Wolff 1915. [154 Seiten]

TAGORE 1921 = Rabindranath Tagore: *Das Postamt*. Ein Bühnenspiel. Ins Deutsche übertragen von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. München: Kurt Wolff [1921]. [68 Seiten]

WHITMAN 1919 = Walt Whitman: *Der Wundarzt. Briefe, Aufzeichnungen und Gedichte aus dem amerikanischen Sezessionskrieg*. Übersetzungen von Iwan Göll (Prosa) und Gustav Landauer (Gedichte). Erstes bis fünftes Tausend. Zürich: Max Rascher Verlag A.-G. 1919. [71 Seiten] [Onlineausgabe: projekt-gutenberg.org]

WHITMAN 1921 = Walt Whitman: *Gesänge und Inschriften*. Übertragen von Gustav Landauer. München: Kurt Wolff Verlag 1921. [62 Seiten] [Onlineausgabe: https://archive.org]

WILDE 1904 = Oscar Wilde: *Der Sozialismus und die Seele des Menschen – Aus dem Zuchthaus zu Reading – Aesthetisches Manifest*. Übersetzt von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. (= Verschollene Meister der Literatur, II). Berlin: Karl Schnabel (Axel Junckers Buchhandlung) 1904. [149 Seiten] [Onlineausgabe: https://archive.org]

WILDE 1907a = Oscar Wilde: *Das Bildnis des Dorian Gray*. Übersetzt von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. Leipzig: Insel-Verlag 1907. [303 Seiten] [Onlineausgabe: projekt-gutenberg.org]

WILDE 1907b = Oscar Wilde: *Zwei Gespräche von der Kunst und vom Leben*. Übersetzt von Hedwig Lachmann und Gustav Landauer. Leipzig: Insel-Verlag 1907. [158 Seiten] [Onlineausgabe: https://archive.org]

Weitere Übersetzungen u. a. von Texten von Élisée Reclus, Michael Bakunin, Peter Kropotkin, Voltairine de Cleyre und v. a. von Pierre-Joseph Proudhon sind insbesondere seit 1909 in der Zeitschrift ‚Der Sozialist' erschienen.

3. Literatur über Gustav Landauer

ALTENHOFER 1979 = Norbert Altenhofer: *Tradition als Revolution.* Gustav Landauers „geworden-werdendes" Judentum. In: David Bronsen (Hg.): Jews and Germans from 1860 to 1933. The Problemativ Symbiosis. Heidelberg: Carl Winter Universitätsverlag 1979, S. 173-208.

ALTENHOFER 1991 = Norbert Altenhofer: *Martin Buber und Gustav Landauer*. In: Werner Licharz / Heinz Schmidt (Hg.): Martin Buber (1878-1965). Internationales Symposium zum 20. Todestag. Bd. 2: Vom Erkennen zum Tun des Gerechten. Frankfurt a. M.: Haag & Heerchen 1991, S. 150-177.

ALTENHOFER 1992 = Norbert Altenhofer: ‚*Landauer, Gustav*.' In: Neue Deutsche Biographie (NDB), Bd. 13. Berlin: Duncker & Humblot 1982, S. 491-493. [https://daten.digitale-sammlungen.de/bsb00016330/image_507]

ANDERS 1994 = *Gustav Landauer (1870-1919). Von der Kaiserstraße nach Stadelheim*. Begleitbuch zur Ausstellung im Oberrheinischen Dichtermuseum Karlsruhe 10.6.1994-9.7.1994. (= rheinschrift, 2). Herausgegeben von der Literarischen Gesellschaft (Scheffelbund) Karlsruhe. Bearbeitet von Dörte Anders u. a. Eggingen: Edition Isele 1994.

ANGEL 1919 = Ernst Angel: *In memoriam Gustav Landauer*. In: Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, 9. Jg., Nr. 25 vom 21. Juni 1919, Sp. 412-413. [https://archive.org]

BAB 1919 = Julius Bab: *Gustav Landauer*. Gedächtnisrede. Berlin: Paul Cassirer 1919.

BARTOLF/MIETHING 2019 = Christian Bartolf / Dominique Miething: *Gustav Landauer and the Revolutionary Principle of Non-Violent Non-Cooperation.* In: James Muldoon / Gard Keets (Hg.): The German Revolution and Political Theory. London: Palgrave Macmillan 2019, S. 215-235.

BRAUN 1991 = Bernhard Braun: *Die Utopie des Geistes*. Zur Funktion der Utopie in der politischen Theorie Gustav Landauers. Idstein: Schulz-Kirchner 1991.

BRÜNING 2019 = Rainer Brüning: *Die Ermordung von Gustav Landauer am 2. Mai 1919 in München.* Ein Aktenfund im Generallandesarchiv Karlsruhe. In: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins, 167. Jg. (2019), S. 213-249. [https://doi.org/10.57962/regionalia-19809]

BUBER 1919 = Martin Buber: *Landauer und die Revolution*. In: Masken. Halbmonatschrift des Düsseldorfer Schauspielhauses, 14. Jg., Heft 18/19, Juni 1919, S. 282-291. [https://digital.ub.uni-koeln.de/view/retro_2984154-9_022805?p=286]

BUBER 1950 = Martin Buber: *Pfade in Utopia*. Heidelberg: Lambert Schneider 1950.

CEPL-KAUFMANN 1997 = Gertrude Cepl-Kaufmann: *Gustav Landauer im Friedrichshagener Jahrzehnt und die Rezeption seines Gemeinschaftsideals nach dem I. Weltkrieg*. In: Hanna Delf / Gert Mattenklott (Hg.): Gustav Landauer im Gespräch. Symposium zum 125. Geburtstag. Tübingen: Max Niemeyer 1997, S. 235-278.

DADAWEB 2020 = Personen-Artikel *„Gustav Landauer"*. In: Lexikon der Anarchie – Online [Bearbeitungsstand 16. Juli 2020]. www.dadaweb.de/wiki/Landauer,_Gustav

DELF 1997a = Hanna Delf: *„In die größte Nähe zu Spinozas Ethik"*. Zu Gustav Landauers Spinoza-Lektüre. In: Hanna Delf / Gert Mattenklott (Hg.): Gustav Landauer im Gespräch. Symposium zum 125. Geburtstag. Tübingen: Max Niemeyer 1997, S. 69-90.

DELF 1997b = Hanna Delf: *„Nietzsche ist für uns Europäer…"*. Zu Landauers früher Nietzsche-Lektüre. In: Werner Stegmaier / Daniel Krochmalnik (Hg.): Jüdischer Nietzscheanismus. Berlin/New York: De Gruyter 1997, S. 209-227.

DELF 1997c = Hanna Delf: *„Prediger in der Wüste sein …"*. Gustav Landauer im Weltkrieg. In: Hanna Delf (Hg.): Dichter, Ketzer, Außenseiter. Essays und Reden zu Literatur, Philosophie, Judentum. (= Gustav Landauer Werkausgabe, Bd. 3). Berlin: Akademie 1997, S. XXIII–LIII.

DELF VON WOLZOGEN 2005 = Hanna Delf von Wolzogen: *Gustav Landauer.* Prophet aus dem Geiste der Nüchternheit. In: Markus Knapp / Theo Kobusch (Hg.): Querdenker. Visionäre und Außenseiter in Philosophie und Theologie. Darmstadt: Wissenschaftliche Buchgesellschaft 2005, S. 266-277.

DELF/MATTENKLOTT 1997 = Hanna Delf / Gert Mattenklott (Hg.): *Gustav Landauer im Gespräch.* Symposium zum 125. Geburtstag. Tübingen: Max Niemeyer 1997.

DESPOIX 2000 = Philippe Despoix: *Konstruktion des Deutsch-Jüdischen.* Gustav Landauer als Schriftsteller. In: Gustav Landauer: Arnold Himmelheber. Eine Novelle. Herausgegeben und mit einem Kommentar versehen von Philippe Despoix. Berlin/Wien: Philo 2000, S. 107-124.

DOMBROWSKI 1919 = Johannes Fischart [i.e. Erich Franz O. Dombrowski]: *Gustav Landauer.* (= Politiker und Publizisten, 62). In: Die Weltbühne, 15. Jg., 1. Halbj., Nr. 22 vom 22. Mai 1919, S. 586. [https://archive.org]

DUBBELS 2011 = Elke Dubbels: *Figuren des Messianischen in Schriften deutsch-jüdischer Intellektueller 1900-1933*. Berlin/Boston: De Gruyter 2011. [https://doi.org/10.1515/9783110258240]

FÄHNDERS 2005 = Walter Fähnders: *Sprachkritik und Wortkunst, Mystik und Aktion bei Gustav Landauer.* In: Jaap Grave / Peter Sprengel / Hans Vandevoorde (Hg.): Anarchismus und Utopie in der Literatur um 1900. Deutschland, Flandern und die Niederlande. Würzburg: Königshausen & Neumann 2005, S. 139-149.

FIEDLER u.a. 1995 = Leonhard M. Fiedler / Renate Heuer / Annemarie Taeger-Altenhofer (Hg.): *Gustav Landauer (1870-1919).* Eine Bestandsaufnahme zur Rezeption seines Werkes. Frankfurt a. M./New York: Campus 1995.

GĂI DÀO 2019 = Găi Dào. Zeitschrift der Anarchistischen Föderation. Sonderausgabe Nr. 9: *Gustav Landauer – zum 100. Todestag*, April 2019. [36 Seiten] [https://fda-ifa.org/gaidao-sonderausgabe-nr-9-april-2019-gustav-landauer-zum-100-todestag/]

GROßMANN 1931 = Stefan Großmann: *Ich war begeistert.* Eine Lebensgeschichte. Berlin: S. Fischer 1931.

GUMBEL 1922 = E[mil] J[ulius] Gumbel: *Vier Jahre politischer Mord.* Berlin-Fichtenau: Verlag der neuen Gesellschaft 1922. [https://archive.org | www.gutenberg.org]

GUSTAV LANDAUER DENKMALINITIATIVE 2023 = *„Die Anarchie ist das Leben der Menschen, die dem Joche entronnen sind“*. Gustav Landauer. Ausstellungskatalog. Vierte, korrigierte Auflage [1. Auflage 2019]. Berlin: Gustav Landauer Denkmalinitiative 2023. [60 Seiten]

HEINE 1899 = Wolfgang Heine: *Ziethen und Landauer*. In: Sozialistische Monatshefte, 3. Jg. (1899), Heft 6, S. 266-276. [https://library.fes.de/sozmon/]

HINZ 2000 = Thorsten Hinz: *Mystik und Anarchie*. Meister Eckhart und seine Bedeutung im Denken Gustav Landauers. Berlin: Karin Kramer 2000.

HIRTE 1985 = Chris Hirte: *Erich Mühsam*. „Ihr seht mich nicht feige“. Biografie. Berlin: Neues Leben 1985.

HOHMANN/WOLF 2011 = Andreas W. Hohmann / Siegbert Wolf (Hg.): *Der Werdende Mensch*. Gustav Landauer – Schriftsteller, Kulturphilosoph und Libertärer. Begleitkatalog zur Ausstellung. Lich/Hessen: Edition AV 2011.

HÖLLER 2017 = Ralf Höller: *Das Wintermärchen*. Schriftsteller erzählen die bayerische Revolution und die Münchner Räterepublik 1918/1919. Berlin: Edition Tiamat 2017.

KAISER 2014 = Corinna R. Kaiser: *Gustav Landauer als Schriftsteller*. Sprache, Schweigen, Musik. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2014.

KALZ 1967 = Wolf Kalz: *Gustav Landauer: Kultursozialist und Anarchist*. Meisenheim am Glan: Verlag Anton Hain 1967.

KAUFFELDT 1988 = Rolf Kauffeldt: *Die Idee eines „Neuen Bundes“* (*Gustav Landauer*). In: Manfred Frank (Hg.): Gott im Exil. Vorlesungen über die neue Mythologie, II. Teil. Berlin: Suhrkamp 1988, S. 131-179.

KELLERMANN 2006 = Philippe Kellermann: *Vom Geist und geistlosen Zuständen*. Ein Versuch über den Anarchisten Gustav Landauer. In: Grundrisse. Zeitschrift für linke Theorie & Debatte, Nr. 17, Frühling 2006, S. 5-12. [www.anarchismus.at/anarchistische-klassiker/gustav-landauer]

KNÜPPEL 1987 = Christoph Knüppel: *Judentum und Sozialismus bei Gustav Landauer*. In: Christ und Sozialist. Blätter des Bundes der religiösen Sozialisten Deutschlands, 11. Jg. (1987), Heft 4, S. 22-35.

KNÜPPEL 1994 = Christoph Knüppel: *„Geist und Geschichte“*. Gustav Landauers Vorstellungen von einer Transformation der Gesellschaft. In: Anarchismus im Umkreis Erich Mühsams. (= Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft, Heft 7). Lübeck: EMG 1995, S. 22-42.

KNÜPPEL 1995 = Christoph Knüppel: *Die Politisierung eines Literaten*. Gustav Landauer in den Jahren 1888-1893. In: Leonhard M. Fiedler / Renate Heuer / Annemarie Taeger-Altenhofer (Hg.): Gustav Landauer (1870-1919). Eine Bestandsaufnahme zur Rezeption seines Werkes. Frankfurt a. M./New York: Campus 1995, S. 157-186.

KNÜPPEL 2004 = Christoph Knüppel: *„Wir haben abweichende Meinungen und verschiedene Naturen.“* Erich Mühsam und Gustav Landauer als Akteure der Münchner Revolution. In: Die Rote Republik. Anarchie- und Aktivismuskonzepte der Schriftsteller 1918/19 und das Nachleben der Räte – Erich Mühsam, Ernst Toller. Oskar Maria Graf u. a. (= Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft, Heft 25). Lübeck: EMG 2004, S. 41-55.

KNÜPPEL 2006 = Christoph Knüppel: *„Aus der Scholle festem Grunde wächst dereinst die Freiheitsstunde“*. Gustav Landauer und die Siedlungsbewegung. In: Von Ascona bis Eden. Alternative Lebensformen. (= Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft, Heft 27). Lübeck: EMG 2006, S. 45-65.

KNÜPPEL 2009 = Christoph Knüppel: *„In eine abschreckend katholische Gegend sind wir hier geraten.“* Der deutsch-jüdische Schriftsteller und Anarchist Gustav Landauer in Bregenz. In: Jahrbuch Franz-Michael-Felder-Archiv der Vorarlberger Landesbibliothek, 10. Jg., Graz / Feldkirch: W. Neugebauer 2009.

KOECHLIN 1990 = Heiner Koechlin: *Gustav Landauers Gedanke und Tat*. In: Heiner Koechlin: Philosophie des freien Geistes. Essays und Vorträge. Berlin: Karin Kramer 1990, S. 67-80.

KOSUCH 2015 = Carolin Kosuch: *Missratene Söhne*. Anarchismus und Sprachkritik im Fin de Siècle. Göttingen: Vandenhoek & Ruprecht 2015.

KUHN/WOLF 2010 = Gabriel Kuhn / Siegbert Wolf: *Introduction*. In: Gustav Landauer: Revolution and Other Writings. A Political Reader. Edited and translated by Gabriel Kuhn. Preface by Richard J. F. Day. Oakland / CA: PM Press 2010, S. 18-60.

KULKA 1919 = Georg Kulka: *Dem Geiste Gustav Landauers*. In: Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, 9. Jg., Nr. 43/44 vom 1. November 1919, Sp. 727. [bibliographiert nach Wikipedia; Sp. 725-728 fehlen auf archive.org]

KUNZE 2018 = Sebastian Kunze: *Mit Gustav Landauer durch den Ersten Weltkrieg*. In: Frank Jacob / Riccardo Altieri (Hg.): Krieg und Frieden im Spiegel des Sozialismus 1914-1918. Berlin: Metropol 2018, S. 132-153.

KUNZE 2020 = Sebastian Kunze: *Gustav Landauer. Zwischen Anarchismus und Tradition*. (= Jüdische Miniaturen, 253). Berlin/Leipzig: Hentrich & Hentrich 2020.

LACHMANN 2003 = Hedwig Lachmann: *Vertraut und fremd und immer doch noch ich*. Gedichte, Nachdichtungen und Essays. Herausgegeben von Armin Strohmeyr. Augsburg: Wißner 2003.

LAUSBERG 2018 = Michael Lausberg: *Landauers Philosophie des libertären Sozialismus*. Münster: Unrast 2018. [Einzige greifbare Einführung; in der Gesamtanlage gut, aber leider sehr fehlerhaft. JR.]

LEDER 2011 = Tilman Leder: *Der zweite „Sozialist“ (1895-1899)*. In: Rotes Antiquariat (Hg.): Katalog Januar 2011. Anarchistica / Socialistica. Berlin: Rotes Antiquariat 2011, S. 135-139. [https://www.rotes-antiquariat.de/_pdf/anarweb_konv.pdf]

LEDER 2014 = Tilman Leder: *Die Politik eines „Antipolitikers“*. Eine politische Biographie Gustav Landauers. Mit Illustrationen von Uwe Rausch. Zwei Bände. (= Gustav Landauer. Ausgewählte Schriften, Bd. 10.1 u. 10.2). Lich/Hessen: Edition AV 2014. [896 Seiten]

LINDENAU 2023 = Mathias Lindenau: *ad Gustav Landauer*. Homme de lettres und Edelanarchist. Hamburg: Europäische Verlagsanstalt 2023.

LINK-SALINGER 1977 = Ruth Link-Salinger (Hyman): *Gustav Landauer. Philosopher of Utopia*. Indianapolis: Hacket 1977.

LINSE 1969 = Ulrich Linse: *Organisierter Anarchismus im Deutschen Kaiserreich von 1871*. Berlin: Duncker & Humblot 1969.

LOICK 2024 = Daniel Loick: *Die Überlegenheit der Unterlegenen.* Eine Theorie der Gegengemeinschaften. Erste Auflage, Originalausgabe. Berlin: Suhrkamp Verlag 2024.

LÖWY 1997 = Michael Löwy: *Erlösung und Utopie.* Jüdischer Messianismus und libertäres Denken. Eine Wahlverwandtschaft. Übersetzt aus dem Französischen von Dieter Kurz und Heidrun Töpfer. Berlin: Karin Kramer 1997.

LUCET 2016 = Anatole Lucet u. a.: *Gustav Landauer Online Bibliography*, Februar 2016 ff. [www.zotero.org/groups/gustav_landauer_online_bibliography]

LUCET 2018a = Anatole Lucet: „*(In)actualiser. La Boétie chez Landauer, du refus de la servitude à la construction de la liberté*". In: Delphine Antoine-Mahut / Samuel Lézé (Hg.): Les classiques à l'épreuve. Actualité de l'histoire de la philosophie. Paris: Éditions des archives contemporaines 2018, S. 35-53. [https://doi.org/10.17184/eac.855]

LUCET 2018b = Anatole Lucet: *Gustav Landauers Auseinandersetzung mit dem „Vorwärts"*. In: Berliner Debatte Initial, 29. Jg., Heft 2. Potsdam: WeltTrends, Medienhaus Babelsberg 2018, S. 77-90.

LUCET 2019a = Anatole Lucet: *Gustav Landauer lesen.* Elemente einer Bibliographie. In: Găi Dào. Zeitschrift der Anarchistischen Föderation. Sonderausgabe Nr. 9: Gustav Landauer – zum 100. Todestag, April 2019, S. 21-25.

LUCET 2019b = Anatole Lucet: *Anarchist against Violence*. Gustav Landauer's Subversion of the Rational Paradigm. In: The Philosophical Journal of Conflict and Violence, Bd. III, Nr. 2/2019. Budapest: Trivent 2019, S. 105-122. [https://doi.org/10.22618/TP.PJCV. 20204.1.201007]

LUNN 1973 = Eugene Lunn: *Prophet of Community*. The Romantic Socialism of Gustav Landauer. Berkeley/Los Angeles/London: University of California Press 1973.

MATZIGKEIT 1990 = Michael Matzigkeit: *Literatur im Aufbruch*. Schriftsteller und Theater in Düsseldorf 1900-1933. Düsseldorf: Goethe-Buchhandlung 1990.

MATZIGKEIT 1995 = Michael Matzigkeit (Hg.): *„… die beste Sensation ist das Ewige …"* Gustav Landauer – Leben, Werk und Wirkung. Düsseldorf: Theatermuseum der Landeshauptstadt Düsseldorf 1995. [Zweite Auflage 1997]

MAURER 1971 = Charles B. Maurer: *Call to Revolution.* The Mystical Anarchism of Gustav Landauer. Detroit: Wayne State University Press 1971.

MENDES-FLOHR 1978 = Paul R. Mendes-Flohr: *Von der Mystik zum Dialog*. Martin Bubers geistige Entwicklung bis hin zu „Ich und Du". Königstein/Ts.: Jüdischer Verlag 1978.

MENDES-FLOHR/MALI 2015 = *Gustav Landauer: Anarchist and Jew.* Edited by Paul R. Mendes-Flohr and Anya Mali in collaboration with Hanna Delf von Wolzogen. Berlin/München/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2015.

MOKROHS 2018 = Laura Mokrohs (Hg.): *Dichtung ist Revolution.* Kurt Eisner, Gustav Landauer, Erich Mühsam, Ernst Toller. Bilder – Dokumente – Kommentare. Regensburg: Friedrich Pustet 2018.

MÜHSAM 1929 = Erich Mühsam: *Lügen um Landauer*. In: Die Weltbühne, 25. Jg., 1. Halbjahr, Nr. 23 vom 4. Juni 1929, S. 845-848.

NETTLAU 1984 = Max Nettlau: *Geschichte der Anarchie*. Hg. in Zusammenarbeit mit dem Internationalen Institut für Sozialgeschichte, Amsterdam. Bd. V: Anarchisten und Syndikalisten, Teil l: Der französische Syndikalismus bis 1909 – Der Anarchismus in Deutschland und Russland bis l914 – Die kleineren Bewegungen in Europa und Asien. Vaduz/Liechtenstein: Topos 1984.

PFEIFFER 2005 = Frank Pfeiffer: *„Mir leben die Toten …"*. Gustav Landauers Programm des libertären Sozialismus. Hamburg: Dr. Kovac 2005.

PFEMFERT 1920 = Franz Pfemfert: *Den Mörder Gustav Landauers hat das Schicksal Marlohs ereilt*. In: Die Aktion. Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst, 10. Jg., Nr. 13/14 vom 3. April 1920, Sp. 193-194. [https://archive.org]

RAGONA 2011 = *Gustav Landauer. A Bibliography* (*1889-2009*). Edited with an Introduction by Gianfranco Ragona. (= Studi Storici e Politici, 4). Roma: Edizioni di Storia e Letteratura 2011. [Onlineausgabe: https://iris.unito.it]

REDECKER 2014 = Eva von Redecker: *Topischer Sozialismus.* Zur Exodus-Konzeption bei Gustav Landauer und Martin Buber. In: WestEnd. Neue Zeitschrift für Sozialforschung, 11. Jg. (2014), Heft 1, S. 93-108.

REDECKER 2019 = Eva von Redecker: *Landauers Nachleben.* Medialität statt Märtyrertum. In: Găi Dào. Zeitschrift der Anarchistischen Föderation. Sonderausgabe Nr. 9: Gustav Landauer – zum 100. Todestag, April 2019, S. 11-14.

ROLLETSCHEK 2014 = Jan Rolletschek: *Gustav Landauers Stellung zum Weltkrieg*. Aus seinen Publikationen und Korrespondenzen. Vor dem Krieg, im „sogenannten Frieden" (Teil 1.1 bis 1.3). In: Găi Dào. Zeitschrift der Anarchistischen Föderation, Nr. 46-48, Okt.-Dez. 2014.

ROLLETSCHEK 2018a = Jan Rolletschek: *„Materialist aus der Schule Spinozas"*. Gustav Landauers spinozistischer Anarchismus. In: Marcus Havel (Hg.): Work in progress. Work on progress. Beiträge kritischer Wissenschaft. Hamburg: VSA 2018, S. 47-61. [https://www.rosalux.de/publikation/id/39843/work-in-progress-work-on-progress-7]

ROLLETSCHEK 2018b = Jan Rolletschek: *Die Konsumgenossenschaft „Befreiung"*. Eine anarchistische Gründung Ende des 19. Jahrhunderts in Berlin [Rezension]. In: Portal der Rosa-Luxemburg-Stiftung, 16.10.2018. [https://www.rosalux.de/news/id/39408/]

ROLLETSCHEK 2019a = Jan Rolletschek: *Begriff und Praxis der Revolution bei Gustav Landauer*. In: Găi Dào. Zeitschrift der Anarchistischen Föderation. Sonderausgabe Nr. 9: Gustav Landauer – zum 100. Todestag, April 2019, S. 15-20.

ROLLETSCHEK 2019b = Jan Rolletschek: *Gustav Landauer und Constantin Brunner*. Umrisse einer Begegnung. In: Aschkenas. Zeitschrift für Geschichte und Kultur der Juden, 20. Jg. (2019), Nr. 2, S. 385-424.

ROLLETSCHEK 2019c = Jan Rolletschek: *Häuptlinge, Führer, Bosse, bei Ret Marut und Gustav Landauer*. In: Simone Barrientos / Karsten Krampitz (Hg.): Der Feuerstuhl. Werk und Wirkung des Schriftstellers B. Traven. Aschaffenburg: Alibri Verlag 2019, S. 143-156.

SCHMIDT-BERGMANN 2018 = *Liebe und Revolution*. Hedwig Lachmann und Gustav Landauer zwischen Kunst und Politik. Herausgegeben von Hansgeorg Schmidt-Bergmann im Auftrag der Literarischen Gesellschaft Karlsruhe. Bearbeitet von Hansgeorg Schmidt-Bergmann und Sarah von Keudell unter Mitwirkung von Larissa Dehm. Bretten: Info 2018.

SCHWARTZ 2015 = Yossef Schwartz: *Gustav Landauer and Gerhard Scholem: Anarchy and Utopia*. In: Paul R. Mendes-Flohr / Anya Mali (Hg.): Gustav Landauer: Anarchist and Jew. Berlin/München/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2015, S. 172-190.

SEEMANN 2012 = Birgit Seemann: *„Mit den Besiegten"*. Hedwig Lachmann (1865-1918). Deutsch-jüdische Schriftstellerin und Antimilitaristin. Überarbeitete und aktualisierte Neuauflage. Mit Illustrationen von Uwe Rausch. (= Gustav Landauer. Ausgewählte Schriften, Bd. 9). Lich/Hessen: Edition AV 2012.

SEIVERTH 1980 = Andreas Seiverth: *Lebendige Geschichte*. Der Sozialist 1909-1915. In: „Der Sozialist. Organ des Sozialistischen Bundes, 1.-7. Jg., Berlin/Bern 1909-1915" [Reprint]. Vaduz/Liechtenstein: Topos 1980, S. VII-XIV.

SIEG 2008 = Ulrich Sieg: *Jüdische Intellektuelle im ersten Weltkrieg*. Kriegserfahrungen, weltanschauliche Debatten und kulturelle Neuentwürfe. Berlin: Akademie-Verlag 2008.

SIMON 1921 = Ernst Simon: *Der werdende Mensch und der werdende Jude*. In: Der Jude. Eine Monatsschrift, 6. Jg. (1921-1922), Heft 8, S. 457-475. [https://sammlungen.ub.uni-frankfurt.de]

SKALLI/PISANO 2023 = Cedric Cohen-Skalli / Libera Pisano (Hg.): *Skepsis and Antipolitics*. The Alternative of Gustav Landauer. Boston/Leiden: Brill 2023.

SPERBER 1983 = Manès Sperber: *Der andere Sozialismus*. Gustav Landauer oder: Die herrschaftsfreie Gemeinschaft. In: Nur die Phantasielosen flüchten in die Realität. Anarchistisches Ja(hr)buch I. Berlin: Karin Kramer 1983, S. 106-114.

STEININGER 2020 = Rita Steininger: *Gustav Landauer. Ein Kämpfer für Freiheit und Menschlichkeit*. München: Volk 2020.

SUSMAN 1919 = Margarete Susman: *Gustav Landauer*. In: Masken. Halbmonatschrift des Düsseldorfer Schauspielhauses, 14. Jg., Heft 18 / 19, Juni 1919, S. 291-299. [https://digital.ub.uni-koeln.de/view/retro_2984154-9_022805?p= 295]

TOLSTOI 2025 = Leo N. Tolstoi: *Begegnung mit dem Judentum*. Briefe und andere Zeugnisse des Dichters, nebst Darstellungen von jüdischen Zeitgenossen. Ausgewählt und eingeleitet von Peter Bürger. (= Tolstoi-Friedensbibliothek: Reihe B, Band 13). Hamburg: BoD 2025.

TREML 2015 = Martin Treml: *Between Utopia and Redemption*. Gustav Landauer's Influence on Gerschom Scholem. In: Paul R. Mendes-Flohr/Anya Mali (Hg.): Gustav Landauer: Anarchist and Jew. Berlin/München/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2015, S. 82-91.

VENSKE 2025 = Sebastian Venske [geb. Kunze]: *Gustav Landauer als jüdischer Intellektueller?* Eine Biografie. Berlin/Boston: De Gruyter Oldenbourg 2025. [https://doi.org/10.1515/9783111577661]

VIESEL 1980 = Hansjörg Viesel (Hg.): *Literaten an der Wand*. Die Münchner Räterepublik und die Schriftsteller. Frankfurt a. M.: Büchergilde Gutenberg 1980.

WALZ 1993 = Annegret Walz: *„Ich will ja gar nicht auf der logischen Höhe meiner Zeit stehen“*. Hedwig Lachmann. Eine Biographie. Flacht: Ed. Die Schnecke 1993.

WEIDERMANN 2017 = Volker Weidermann: *Träumer. Als die Dichter die Macht übernahmen*. Köln: Kiepenheuer & Witsch 2017.

WEIDNER 1930 = Albert Weidner: *Gustav Landauers Kampf mit Polizei, Justiz und Partei*. In: Die Weltbühne. 26. Jg., 1. Halbjahr, Nr. 15 vom 8. April 1930, S. 533-536.

WILLEMS 2001 = Joachim Willems: *Religiöser Gehalt des Anarchismus und anarchistischer Gehalt der Religion?* Die jüdisch-christlich-atheistische Mystik Gustav Landauers zwischen Meister Eckhart und Martin Buber. Albeck bei Ulm: Ulmer Manuskripte 2001. [www.researchgate.net]

WOLF 1988 = Siegbert Wolf: *Gustav Landauer zur Einführung*. Hamburg: Junius 1988.

WOLF 1992 = Siegbert Wolf: *Gustav Landauer. Bibliographie*. (= Bibliographienreihe, Bd. 1). Grafenau-Döffingen: Trotzdem 1992.

WOLF 1993 = Siegbert Wolf: *„Die Anarchie ist das Leben der Menschen“*. Gustav Landauers kommunitärer Anarchismus aus heutiger Sicht. In: Wolfram Beyer (Hg.): Anarchisten. Zur Aktualität anarchistischer Klassiker. Berlin: Oppo 1993, S. 73-87.

WOLF 2002 = Siegbert Wolf: *„…der Geist ist die Gemeinschaft, die Idee ist der Bund“*. Gustav Landauers Judentum. In: Erich Mühsam und das Judentum. (= Schriften der Erich-Mühsam-Gesellschaft, Heft 21). Lübeck: EMG 2002, S. 85-116.

WOLF 2011 = Siegbert Wolf: *„Ich habe eine große Liebe für Ihren Weg“* – Martin Buber, Gustav Landauer und der „Sozialistische Bund“. In: Wolfgang Krone / Thomas Reichert / Meike Siegfried (Hg.): Dialog, Frieden, Menschlichkeit. Beiträge zum Denken Martin Bubers. Berlin 2011, S. 226-249.

WOLF 2015a = Siegbert Wolf (Hg.): *Pierre Ramus: Ein Brief über den Sozialistischen Bund* (1910/11). Eingeleitet und kommentiert von Siegbert Wolf. In: Ne znam. Zeitschrift für Anarchismusforschung, Nr. 1, Frühjahr 2015, S. 82-122.

WOLF 2015b = Siegbert Wolf: *„Wo Geist ist, das ist Gesellschaft. Wo Geistlosigkeit ist, ist Staat“*. Gustav Landauers Lust zum Ohnestaat als Brücke zwischen klassischem und postmodernem Anarchismus. In: Peter Seyferth (Hg.): Den Staat zerschlagen! Anarchistische Staatsverständnisse. Baden-Baden: Nomos 2015, S. 191-202.

WOLF 2019 = Siegbert Wolf: *„…zusammen in einer großen Menschheitssache.“* Martin Buber und Gustav Landauer – eine dialogische Begegnung. In: ZfBeg – Zeitschrift für christlich-jüdische Begegnung im Kontext, 3. Jg. (2019), Heft 2-3 (= Kultur berührt Religion. Beispiele aus Judentum und Christentum). Freiburg i. Br.: 2019, S. 226-239.

WOLF 2023 = Siegbert Wolf: *Der antimilitaristische Ansatz Gustav Landauers.* In: Gustav Landauer: Die Abschaffung des Kriegs durch die Selbstbestimmung des Volks | Rudolf Rocker: Die Waffen nieder – die Hämmer nieder! 2. überarbeitete u. erweiterte Auflage. (= Schriftenreihe IDK-Texte zur Gewaltfreiheit, 7). Herausgegeben von Wolfram Beyer. Berlin: IDK 2023, S. 5-17.

Buchhinweise | **GUSTAV LANDAUER WERKAUSGABE**
Herausgegeben von Dr. Siegbert Wolf. Illustrationen von Uwe Rausch

Die Werkausgabe Gustav Landauers (7. April 1870 Karlsruhe – 2. Mai 1919 München-Stadelheim [ermordet]) behandelt seinen kommunitären Anarchismus, seinen Antimilitarismus, sein Engagement in der Revolution 1918/19, seine Philosophie, sein Judentum und sein literarisches Schaffen. Gustav Landauer war eng mit dem Sozialphilosophen Martin Buber (1878-1965) und dem Dichter Erich Mühsam (1878-1934) befreundet.

Erstmals wird das Werk des libertären Kulturphilosophen und Initiators bedeutender libertärer Projekte wie „Der Sozialist" und der „Sozialistische Bund" in zahlreichen, illustrierten Bänden umfassend vorgestellt. Eine jedem Band beigefügte biographisch-chronologische Zeittafel, ein Überblick über Landauers Schrifttum sowie ausgewählte Sekundärliteratur ermöglichen den ersten raschen Einstieg.

Bereits erschienen:

Band 1: **Internationalismus**. (ISBN 978-3-936049-96-1). Lich/Hessen 2008, 342 Seiten, mit zahlreichen Illustrationen, 18.- €.
Band 2: **Anarchismus**. (ISBN 978-3-86841-012-9). Lich/Hessen 2009, 403 Seiten, 18.- €.
Band 3.1: **Antipolitik**. (ISBN 978-3-86841-031-0). Lich/Hessen 2010. 419 Seiten, 18.- €.
Band 3.2: **Antipolitik**. (ISBN 978-3-86841-036-5). Lich/Hessen 2010. 277 Seiten, 18.- €.
Band 4: **Nation, Krieg und Revolution**. (ISBN 978-3-86841-046-4). Lich/Hessen 2011, 395 Seiten, 18.- €.
Band 5: **Philosophie und Judentum**. (ISBN 978-3-86841-068-6). Lich/Hessen 2012, 450 Seiten, 22.- €.
Band 6.1: **Literatur**. (ISBN 978-3-86841-090-7). Lich/Hessen 2013, 370 Seiten, 18.- €.
Band 6.2: **Literatur**. (ISBN 978-3-86841-091-4). Lich/Hessen 2013, 390 Seiten, 18.- €.
Band 7: **Skepsis und Mystik**. Versuche im Anschluss an Mauthners Sprachkritik. Textkritische Ausgabe. (ISBN 978-3-86841-059-4). Lich/Hessen 2011, 256 Seiten, 18.- €.
Band 8: **Wortartist**. Roman, Novelle, Drama, Gedicht, Satire, Märchen, Übersetzung. (ISBN 978-3-86841-101-0). Lich/Hessen 2014, 417 Seiten, 18.- €.
Band 9: Birgit Seemann, „Mit den Besiegten". **Hedwig Lachmann** (1865-1918) – Deutsch-jüdische Schriftstellerin und Antimilitaristin. Überarbeitete u. aktualisierte Neuauflage. (ISBN 978-3-86841-073-0). Lich/Hessen 2012, 175 Seiten, 16.- €.
Band 10: Tilman Leder, Die Politik eines „Antipolitikers". Eine politische Biographie Gustav Landauers. (ISBN 978-3-86841-098-3). Lich/Hessen 2014, 2 Bände. 896 Seiten, 49,90 €.
Band 11: Aufruf zum Sozialismus. Ein Vortrag. Textkritische Ausgabe des Erstdrucks. (ISBN 978-3-86841-133-1). Lich/Hessen 2015, 201 Seiten, 18.- €.
Band 12: Friedrich Hölderlin in seinen Gedichten. (ISBN 978-3-86841-152-2). Lich/Hessen 2016, 159 Seiten, 18.- €.
Band 13: Die Revolution. Textkritische Ausgabe des Erstdrucks. (ISBN 978-3-86841-168-3). Lich/Hessen 2017, 220 Seiten, 18.- €.
Band 14: Ein Weg zur Befreiung der Arbeiter-Klasse. Neuausgabe. (ISBN 978-3-86841-194-2). Lich/Hessen 2018, 200 Seiten, 18.- €.
Band 15: Meister Eckharts Mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von Gustav Landauer. Neuausgabe der Erstauflage von 1903. (ISBN 978-3-86841-209-3). Bodenburg/Nds. 2019, 228 Seiten, 18.- €.

Kontakt: editionav@gmx.net oder beim Herausgeber: SiegbertWolf@web.de

schalom-bibliothek

Pazifisten und Antimilitaristinnen aus jüdischen Familien



Zwei Jahrtausende lang hat das rabbinische Judentum die Friedensbotschaft der Hebräischen Bibel und der Propheten Israels mit Blick auf die *Eine Menschheit* erschlossen: „Schwerter zu Pflugscharen!" Seit der Aufklärung sind Frauen und Männer aus jüdischen Familien – „Säkulare", Orthodoxe sowie Angehörige von Reformsynagogen – vor allem aufgrund der überlieferten Absage an die Gewaltgottheiten als herausragende Fürsprecher*innen des „Ewigen Friedens" (Kant) hervorgetreten. Ohne ihre Beiträge hätte es im späten 19. Jahrhundert – namentlich im deutschsprachigen Raum – auf Schritt und Tritt an Geburtshilfe für die organisierte Friedensbewegung, den Völkerrechtsgedanken und die Menschenrechts-Arbeit gefehlt. Auch ein bedeutsamer Strom des *kulturell–religiösen* Zionismus betrachtete das Friedenswirken als Kernauftrag des Judentums.

Die noch im Aufbau befindliche Schalom-Bibliothek soll diesen Reichtum an geistiger Kraft und Schönheit vermitteln, aber auch eine in den Gegenwartsdebatten fast immer ausgeblendete Spielart von ‚Antisemitismus' in Erinnerung rufen: die *antipazifistische Judenfeindschaft*.

Kooperationspartner:
Lebenshaus Schwäbische Alb e.V.
Ökumenisches Institut für Friedenstheologie
Portal: friedenstheologie.de | Portal: tolstoi-friedensbibliothek.de

https://schalom-bibliothek.org/

– Buchhinweis –

Ernst Toller
Nie wieder Friede

Eine bittere Komödie über Militarismus
und Antipazifismus aus dem Jahr 1936.

Norderstedt: BoD 2014. – ISBN: 978-3-7583-8246-8
(Paperback; 140 Seiten; 7,80 Euro)

Über Nacht haben Militarismus und Kriegsertüchtigung wieder die Kontrolle über das öffentliche Leben übernommen. Noch gestern hatte man den Ewigen Frieden in der Verfassung beurkundet und sich stolz gebrüstet, bei den ‚Lehren aus der Geschichte' alle anderen zu überflügeln. Doch jetzt bläst dieselbe Fraktion zur Hetze gegen die ‚Lumpenpazifisten', bringt Militainment zur besten Sendezeit und setzt eine gigantische Aufrüstung der Waffenarsenale ins Werk. Die angestrebte Weltmeisterschaft gilt nunmehr dem Sektor der Totmach-Industrien.
Ernst Tollers bittere Komödie *„Nie wieder Friede"* (1934/36) klärt uns auf, wie so etwas möglich ist. Das falsche Friedensplakat trug auf seiner Rückseite immer schon die Parole für neue Kriegsabenteuer: „Man muß es nur umdrehen." Ob Kosmopolitismus oder nationale Weltgeltung, ob Freiheitspredigt oder autoritäre Staatspolitik, ob Krieg oder Frieden – das entscheidet sich stets an der jeweiligen Lageeinschätzung der Besitzenden und Herrschenden. Zu folgen ist den Einflüsterungen der Kriegsprofiteure.
Wer wird beim Experiment zur Kriegstauglichkeit der Erdenbewohner gewinnen: Soldatenkaiser Napoleon oder Franziskus aus Assisi? Der Verfasser des hochaktuellen Bühnenstücks war linker Pazifist mit jüdischer Herkunft. Damit passte er gleich dreimal ins Feindbildvisier der Nazis. 1933 setzte NS-Deutschland Toller auf die allererste ‚Ausbürgerungsliste' und warf seine Werke ins Feuer. Nach neun Jahrzehnten sollten wir die „verbrannten Bücher" wieder unter die Leute bringen, denn der Militarismus scheint unausrottbar zu sein.

Zu den Beigaben dieser friedensbewegten Edition gehören acht Kapitel aus Tollers Autobiographie „Eine Jugend in Deutschland" (1933), die Schluß-Szene des Dramas „Hinkemann" (1923) und eine Warnung des Schriftstellers vor dem deutschen Faschismus aus der ‚Weltbühne' vom Oktober 1930.

Ein Band der *edition pace*,
herausgegeben von Peter Bürger

– Buchhinweis –

Johann von Bloch
Die wahrscheinlichen politischen und wirtschaftlichen Folgen eines Krieges zwischen Großmächten

Neuedition der Übersetzung von 1901 mit Begleittexten von
B. Friedberg, Manfred Sapper und Jürgen Scheffran.

(*Regal*: *Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 1)
Norderstedt: BoD 2024. – ISBN: 978-3-7597-2313-0
(edition pace – Paperback; 176 Seiten; 9,90 Euro)

Der russische Staatsangehörige und Eisenbahnmagnat Johann von Bloch (1836-1902), aufgewachsen in Polen als Sohn einer ärmlichen jüdischen Handwerkerfamilie, veröffentlichte 1898 in sechs Bänden sein in mehrere Sprachen übersetztes monumentales Werk über den modernen Krieg im Industriezeitalter – ein „Klassiker der Friedensforschung" (M. Sapper). Der vorliegende Band enthält eine erst nach der Jahrhundertwende erschienene kleine Arbeit *„Die … Folgen eines Krieges zwischen Großmächten"* (Übersetzung: Berlin 1901) sowie drei ausführliche Begleittexte zu Blochs pazifistischem Wirken.

Im Juli 1919 schrieb Dr. B. Friedberg in der jüdischen Monatsschrift ‚Ost und West' rückblickend: Die Anstifter des Weltkrieges „werden sich sich nicht damit entschuldigen können, sie wären nicht gewarnt worden; denn Gott wird zu ihnen sprechen: Habe ich nicht Propheten zu euch geschickt, die euch zur Umkehr und zum Frieden mahnten … Es war etwas ganz Neues, bis dahin Unerhörtes, als im Jahr 1899 aus den Reihen der *Wirklichkeitsmenschen*, der Führer und Organisatoren des europäischen Wirtschaftslebens dem Völkerfrieden ein mächtiger Fürsprecher, dem Kriege ein heftiger und unerbittlicher Gegner erstand, nämlich *Johann von Bloch*, der wirkliche Urheber der *Haager Friedenskonferenzen*."

In seinen Studien zum Krieg der Zukunft „wollte Bloch nicht nur beschreiben, er wollte den Gang der Geschichte auch beeinflussen. … Die Analysen Blochs wurden mit geradezu unerbittlicher Präzision im Ersten Weltkrieg bestätigt. Viele Überlegungen zum Krieg wie zum Frieden bleiben bis heute aktuell. Die Vernichtungswirkung der Waffentechnik wurde gegenüber dem Ersten Weltkrieg ins Unermessliche gesteigert und führte zum Totalen Krieg, der ganze Gesellschaften erfasste … Damit Krieg unmöglich wird, gilt es …, die zum Kriege drängenden Sachzwänge zu vermeiden und alternative Entscheidungsspielräume zu schaffen. Hierzu gehört, den Bedingungen für einen neuen großen Krieg entgegen zu wirken …" (*Jürgen Scheffran*).

– Buchhinweis –

Rudolf Goldscheid

Menschenökonomie, Weltkrieg und Weltfrieden

Ausgewählte Schriften 1912 – 1926.
Herausgegeben von Peter Bürger, in Kooperation
mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb.

(*Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 2)
Norderstedt: BoD 2024. – ISBN: 978-3-7597-7885-7
(edition pace – Paperback; 268 Seiten; 11,90 Euro)

Der Österreicher Rudolf Goldscheid (1870-1931) zählte zu den Pionieren der Soziologie im deutschsprachigen Raum und votierte für einen demokratischen Sozialismus. Der vorliegende Band erschließt zentrale pazifistische Texte aus seiner Forschungswerkstatt. Für Goldscheid waren Vernunft und Menschlichkeit keine Gegensätze, sondern notwendige Entsprechungen. Nur unter dem Vorzeichen des Friedens und eines neuartigen Internationalismus lässt sich eine Zukunft des homo sapiens überhaupt denken:

„Nichts kurzsichtiger, als zu glauben, in dem Ringen um Vermeidung von Kriegen handle es sich nur um eine politische oder gar lediglich um eine parteipolitische Angelegenheit. Hier stehen wir vielmehr vor der alles Politische weitaus überragenden Grundfrage unserer Gattung überhaupt. Zu so gewaltiger Größe hat die Entwicklung des wissenschaftlichen und organisatorischen Genius die Kriegstechnik entfaltet, dass die Kulturmenschheit sich nur vor Selbstmord zu bewahren vermag, wenn sie dafür sorgt, die selbstgeschaffene Höllenmaschine nicht in Funktion geraten zu lassen. Das sicherste Mittel hierzu ist natürlich ihr systematischer Abbau. Zu diesem schreiten heißt aber, die Friedenstechnik in noch viel vollkommenerer Weise ausbauen wie bisher die Kriegstechnik, heißt also mit glühendstem Eifer die allgemeine pazifistische Wehrpflicht verfechten, sich mit Leib und Seele in den Dienst des allumfassenden Vaterlandes friedlicher Kultur stellen. – Nie wieder Krieg, nie wieder Völkermord, nie wieder planmäßige, bestialisch organisierte Massenschlächterei!“ (R. Goldscheid: Friedenswarte, 1924)

– Buchhinweis –

Moritz Adler

Wenn du den Frieden willst, bereite Frieden vor

Texte wider den Krieg 1868 – 1899.
Herausgegeben von Peter Bürger, in Kooperation
mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb.

(*Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 3)
Norderstedt: BoD 2024. – ISBN: 978-3-7597-9450-5
(edition pace – Paperback; 272 Seiten; 11,99 Euro)

Der vorliegende Quellenband zum „Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien" erschließt Schriften des Österreichers Moritz Adler (1831-1907). Schon im Alter von 20 Jahren verschrieb dieser Kritiker des preußischen Bellizismus sich der Friedensidee und veröffentlichte dann 1868 eine der Zeit weit vorauseilende Europa-Vision unter dem Titel „Der Krieg, die Kongressidee und die allgemeine Wehrpflicht". In einem Sendschreiben an den Chirurgen Professor Theodor Billroth verglich er 1892 systematische Maßnahmen für eine verbesserte Medizinversorgung des Kriegsapparates mit der Bereitstellung neuer Kanonen für den institutionalisierten Massenmord.

Im Rahmen seiner zahlreichen Beiträge für Bertha von Suttners Zeitschrift „Die Waffen nieder!" schrieb Adler im November 1898: „Ist es nicht beschämend unlogisch, dass jede Großmacht zwei mit hunderten Millionen ausgestattete Ministerien für den Krieg zu Lande und zur See besitzt, für den Krieg, den man in den Thronreden und Botschaften zu hassen behauptet; und nicht eine einzige Million für den Frieden aufwendet, den man doch liebt und um die Wette preist, und den man offenbar auf dem direkten Wege, durch ein verschwindendes Opfer für ihn, weit sicherer, dauerhafter und edler haben könnte, als auf dem indirekten Wege über Krieg, permanente Rüstung, Spionage und Diplomatie. Denn dass die Ministerien des Äußeren nichts anderes als Affiliierte der Kriegsministerien sind, die den letzteren hauptsächlich ihren Bedarf an Rüstungspressionen … beizustellen haben, das lehrt gerade die neueste Geschichte und Tagesgeschichte auf jedem ihrer Blätter. Ein Ministerium für Frieden und Fortschritt würde uns mit der Zeit vom Ministerium des Krieges erlösen …"

– Buchhinweis –

Eduard Loewenthal

Der Krieg ist abzuschaffen

Friedensbewegte Schriften für das Europa der Völker
und einen Weltstaatenbund, 1870 – 1912.
Herausgegeben von Peter Bürger, in Kooperation
mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb.

(*Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 4)
Norderstedt: BoD 2024. – ISBN: 978-3-7583-5069-6
(edition pace – Paperback; 252 Seiten; 11,99 Euro)

Eduard Loewenthal (1836-1917) stammte aus einer jüdischen Familie in Württemberg und musste aufgrund seiner publizistischen Arbeit wiederholt staatliche Repressionen erleiden. Er ist im 19. Jahrhundert als scharfer Kritiker des Militarismus, Verfechter einer obligaten internationalen Friedensjustiz und Pionier der damals im deutschen Sprachraum noch kaum entwickelten Friedensbewegung hervorgetreten. Der vorliegende Band enthält seine Friedensschriften aus den Jahren 1870 – 1903 sowie die autobiographische Darstellung „*Mein Lebenswerk*" (1912).

„Krieg gegen den Krieg …, dann werden wir Tausende von Millionen, die jetzt zur Beschaffung von Werkzeugen des Todes verwendet werden, für die Wohlfahrt des Volkes, für Zwecke des Lebens und echter Humanität verwenden können, dann wird Vereinigung der Völker und eine Friedenssicherheit eintreten" (E. Loewenthal, Dezember 1868).

„Das Ministerium des *Kriegs-* oder *Mord-Kultus* hat dem Untertanen den Glauben beizubringen, dass das *Kasernenleben* mit dem *Zuchthausleben* nicht zu vergleichen sei, dass der Untertan, sobald er des Königs Rock trägt, nicht mehr sich selbst, sondern mit Leib und Leben dem König gehöre, dass er *nicht mehr selbst denken und wollen*, sondern *nur gehorchen* darf *bzw. muß*. ‚Stramm wie ein Corporal und stumm wie ein Leichnam' ist das erste Gebot für den preußischen Gladiator. Dafür bekommt er auch seine schöne Uniform und ‚ein Gewehr, das er kann mit Pulver laden und mit einer Kugel schwer'. Überlebt er seine Soldatenzeit, so ist in ihm auch ein gehorsamer königstreu dressierter Pudel, wollte sagen Bürger erzogen, der … im Sinne der Regierung spricht und stimmt" (E. Loewenthal, 1871).

Eduard Bernstein

Der Friede ist das kostbarste Gut

Schriften zum Ersten Weltkrieg –
Mit einem Essay von Helmut Donat.

Herausgegeben von Peter Bürger, in Kooperation
mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb.

(*Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 5)
Norderstedt: BoD 2024. – ISBN: 978-3-7693-1268-3)
(edition pace – Paperback; 353 Seiten; 14,99 Euro)

Im einleitenden Essay zu dieser Sammlung von Schriften zum Ersten Weltkrieg schreibt Helmut Donat: „Eduard Bernstein scheute sich nie, unpopuläre Ansichten klar und deutlich zu vertreten oder Irrtümer öffentlich einzugestehen. Zunächst der allgemeinen Kriegsbegeisterung erlegen, bezeichnete er später den 4. August 1914 als den ‚schwärzesten Tag seines Lebens'. Obwohl er sich mit dieser Haltung selbst in sozialdemokratischen Kreisen keine Freunde machte, war die Erkenntnis, dass die deutsche Regierung in hohem Maße für den Ersten Weltkrieg verantwortlich war, für sein weiteres Handeln von überragender Bedeutung. Er fühlte sich von dem Regierungspersonal hintergangen und betrogen, auch von der eigenen Partei, die sich auf die Seite der herrschenden Kreise geschlagen und mit dem ‚System', dem sie eigentlich keinen Groschen bewilligen wollte, einen ‚Burgfrieden' geschlossen hatte. ‚Fast seherisch', so der spätere Reichspräsident Paul Löbe, ‚muten die Reden Bernsteins an, in denen er auf die verhängnisvollen Wirkungen der deutschen Flottenpolitik hinwies – zuletzt noch im Mai 1914 –, in denen er die deutsche Regierung warnte, sich von der Habsburgischen Politik Österreichs ins Schlepptau nehmen zu lassen.' Die Zustimmung der Partei am 4. August 1914 im Reichstag zu den Kriegskrediten sei ‚ein Unheil für unser Volk, ein Unheil für die Kulturwelt' gewesen. Und bereits Anfang September 1914 erklärte er: ‚Die deutsche Regierung ist die Hauptschuldige am Kriege, wir sind eingeseift worden, die Bewilligung der [Kriegs-]Kredite war ein Fehler'."

– Buchhinweis –

Kurt Eisner

Texte wider die deutsche Kriegstüchtigkeit

Zusammengestellt von Peter Bürger – mit einem einleitenden Essay von Volker Ullrich

(*Regal*: *Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 6)
Norderstedt: BoD 2025. – ISBN: 978-3-7693-5730-1
(edition pace – Paperback; 448 Seiten; 16,99 Euro)

Im April 1915 bemerkte der Linkspazifist und spätere bayerische Ministerpräsident Kurt Eisner (1867-1919) mit Blick auf den Weltkrieg: „Nur deshalb wirken bei uns alle Ereignisse als über uns hereinbrechende Plötzlichkeiten und Überraschungen, weil die allgemeine Öffentlichkeit sich für die Zirkel nicht interessiert, in denen die deutsche Politik tatsächlich organisiert wird." Seine hier in zwei Abteilungen zusammengeführten Aufsätze, Reden und Dichtungen wider die deutsche Kriegstüchtigkeit aus den Jahren 1893-1918 zeigen, dass Eisner selbst zu jenen gehörte, die schon früh vor dem Militarismus im Kaiserreich und einem bevorstehenden Weltkrieg gewarnt haben. Mit großer Klarheit durchschaute er – aus eigener Profession – insbesondere die Rolle der militärgläubigen Medien und des „Kriegerjournalismus".

Die Auswahl der Sammlung erhellt jedoch andererseits Entwicklungen und Irrwege. Anfang August 1914 schrieb Eisner zunächst gar, „dass es den Vernichtungskrieg gegen den Zarismus gilt, den wir gepredigt, solange es eine deutsche Sozialdemokratie gibt." Erstaunlich lange versuchte er später auch noch als Gegner des „Burgfriedens" und Aufklärer wider die regierungsamtliche Kriegslüge die Zustimmung der Sozialdemokratie zu den Kriegskrediten irgendwie zu rechtfertigen. Erst 1917 erfolgte ein endgültiger Bruch mit jener SPD, die getreu der ihr von den Mächtigen zugewiesenen Aufgaben das Herrschafts- und Militärsystem weiterhin stützte. Vor allem eine schonungslose Analyse der deutschen Kriegsschuld machte Kurt Eisner im Zuge der bayerischen Revolution zur Zielscheibe der Hetze von Vorwärts-Redaktion, bürgerlicher Presse und Rechtsextremisten – was schließlich zum Mordattentat vom 21. Februar 1919 führte.

Eingeleitet wird der vorliegende Band mit einem Essay des Historikers Volker Ullrich: „Kurt Eisner, der glänzende Journalist und streitbare Sozialist, war einer der ganz Großen der deutschen Arbeiterbewegung".

– Buchhinweis –

Kurt Eisner als Revolutionär und Ankläger des deutschen Militarismus

Ein Lesebuch – eingeleitet durch die Darstellung des Weggefährten Felix Fechenbach

Herausgegeben von Peter Bürger, in Kooperation mit dem Lebenshaus Schwäbische Alb

(*Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 7)
Norderstedt: BoD 2025. – ISBN: 978-3-7693-6836-9
(edition pace – Paperback; 464 Seiten; 17,99 Euro)

Dieser Band zur Schalom-Bibliothek ist dem *Revolutionär* Kurt Eisner (1867-1919) gewidmet, der Anfang 1918 die Münchener Munitionsarbeiter erfolgreich zum Streik ermutigt und nach monatelanger Haftzeit als politischer Gefangener unverdrossen danach trachtet, das System der deutschen Kriegerkaste zu überwinden. Im Zuge eines ganz und gar unglaublichen, weithin gewaltfreien Umsturzgeschehens wird dieser scharfe Kritiker des militärgläubigen Establishments der SPD erster Ministerpräsident des „Freistaates Bayern".

In vier Abteilungen versammelt das Lesebuch Texte von Kurt Eisner und mehreren Zeitgenossen. Ein Auswahl von Essays vermittelt, dass Eisner mitnichten ein „reformistischer Schöngeist" oder Träumer gewesen ist. Die einleitende Gesamtdarstellung stammt aus der Feder des Weggefährten Felix Fechenbach (1933 von den Nazis ermordet), der zu Beginn des Jahres 1918 auf Seiten der Jugend am linkspazifistischen Protest in München beteiligt war und nach der Revolution als Sekretär des Ministerpräsidenten gewirkt hat. Als Quellen treten Eisners Aufrufe und Reden bis zum Tag der Ermordung hinzu.

In der letzten Abteilung „Zeitgenossen über Kurt Eisner" sind mit Gustav Landauer, Kurt Tucholsky, Theodor Lessing und Ernst Toller vier weitere Autoren vertreten, die selbst den Attacken antipazifistischer Judenfeinde ausgesetzt waren. – Besondere Aufmerksamkeit verdient zudem eine Gedenkrede Heinrich Manns vom 16. März 1919: „Der erste wahrhaft geistige Mensch an der Spitze eines deutschen Staates erschien Jenen, die über die zusammengebrochene Macht nicht hinwegkamen, als Fremdling und als schlecht." Deshalb also musste Kurt Eisner – so oder so – beseitigt werden.

– Buchhinweis –

Kurt Eisner

Revolte für den Frieden

Nachlese, Erinnerung und Kontroversen
Zusammengestellt von Peter Bürger – mit Beiträgen
von Helmut Donat und Lothar Wieland

(*Regal*: *Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 8)
Norderstedt: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-2747-9
(edition pace – Paperback; 404 Seiten; 16,99 Euro)

Mit diesem dritten Band liegt die friedensbewegte „Trilogie" zum Pazifisten, Revolutionär und bayerischen Ministerpräsidenten Kurt Eisner (1867-1919) für die Schalom-Bibliothek nunmehr vollständig vor. Nach der umfangreichen Sammlung von „*Texten wider die deutsche Kriegstüchtigkeit*" aus den Jahren 1893-1918 folgte das Lesebuch „*Kurt Eisner als Revolutionär und Ankläger des deutschen Militarismus*", eingeleitet durch eine erstmals 1929 erschienene biographische Darstellung von Felix Fechenbach. Aus dem Anspruch, möglichst alle für eine pazifistische Re-Lektüre bedeutsamen Arbeiten bzw. Primärquellen zusammenzuführen, erwuchs sodann die Bearbeitung der hier unter dem Titel „*Revolte für den Frieden*" dargebotenen Nachlese zu drei Abteilungen: 1. Zeit des Kaiserreichs bis zum Weltkrieg (1891-1914) – 2. Kriegszeit: vor dem Bruch mit der Mehrheits-SPD (1914/1915) – 3. Antikriegs-Streik und Revolution (1918/19).
Die Darbietung des 1918 im Gefängnis vollendeten Bühnenwerks „*Die Götterprüfung – Eine weltpolitische Posse in fünf Akten*" (vollständiger Text) und einiger anderer Dichtungen soll dem Lesepublikum exemplarisch die Bedeutung der künstlerischen Formen des Aufstandes gegen Militarismus und Krieg vor Augen führen.
Erschütternd ist, was Helmut Donat in einer abschließenden Abteilung zur Erinnerung an Kurt Eisner – zur Geschichte eines schwierigen oder sogar verweigerten Gedenkens – mitteilt. Bedacht werden zudem in einem Beitrag des verstorbenen Historikers Lothar Wieland die vor einem Jahrhundert ausgetragenen Kontroversen. Das hat mit gelehrter Staubwedelei rein gar nichts zu tun. Die Konstruktion einer Scheidung von sogenannter „Verantwortungsethik" und „Gesinnungsethik" (Max Weber) erfüllt noch immer ihre ideologische Funktion: Jene, die sich dem allgegenwärtigen Irrationalismus der Kriegsertüchtiger nicht fügen, heißen – wie ehedem – „Narren" und „Unheilspropheten" – oder alt- wie neudeutsch: „Lumpenpazifisten".

– Buchhinweis –

Erich Mühsam

Das große Morden

Texte gegen Militarismus und Krieg

Zusammengestellt von Peter Bürger

(*Regal*: *Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 9)
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-6558-7
(edition pace – Paperback; 516 Seiten; 18,99 €)

„Zeitwende! Das Wort führt jetzt jeder Esel im Munde, dem die Zeit noch niemals etwas gewendet hat. Das Schicksalsjahr 1915! Voll Stolz und Selbstgefühl wird dieser 1. Januar begrüßt. Dass er bestimmt ist, eine Epoche fortzusetzen, die die Vernichtung von Millionen Schicksalen bedeutet, fällt den Hanswürsten nicht ein“ (Erich Mühsam: Tagebucheintrag, 1. Januar 1915).

Eine Minderheit unter den linken Friedenstauben, die den Kurs angeben möchte, präsentiert sich heute überaus handzahm und liebenswürdig. Höflich appelliert man an die Regierenden des Erdkreises, die Ausgaben für das Militärische doch bitteschön allüberall um Zehntel zu senken. Kaum ist der weise Ratschlag ausformuliert, haben die Welt-Kriegsertüchtiger dem globalen Rüstungsbudget schon wieder eine weitere Billion hinzugefügt.
Angesichts der staatstragenden Zähmungen, die nur noch mehr Traurigkeit verbreiten, kann das hier vorgelegte Lesebuch als Ermutigung zur Streitbarkeit gelesen werden. Es führt starke Texte gegen Militarismus und Krieg aus der Feder des anarchistischen Schriftstellers Erich Mühsam (1878-1934) zusammen. Berücksichtigt werden Gedichtbände, Essays, Tagebucheinträge, Nachlass-Schriften (*Abrechnung*, 1916/17) und ein unvollendeter Roman (*Ein Mann des Volkes*, 1921-1923).
Am Vorabend des Ersten Weltkrieges diagnostizierte der Dichter: „Mit zwei Milliarden Mark muss jährlich die Henne gefüttert werden, die unter dem Namen ‚Deutsche Wehrmacht‘ … herumgackert. Jetzt ist sie mit einer Extramilliarde noch fetter aufgeplustert worden und beansprucht infolgedessen fortan noch erheblich mehr Getreidekörner aus den Äckern des deutschen Volkes als bisher. Der Geflügelzüchter Michel … merkt nicht, dass das meschuggene Huhn ihm nichts als Kuckuckseier in den Stall legt. Eines guten Tages aber wird es ihm schmerzlich fühlbar werden, wenn nämlich der zärtlich gepflegte ‚bewaffnete Friede‘ an Überfütterung krepiert, seine Küken aber auskriechen und sich die missgestalteten Kreaturen als Krieg, Hunger und Pestilenz über das Land ergießen“ (Februar 1914).

– Buchhinweis –

Erich Mühsam

Jedoch der Mut ist mein Genosse

Texte über Kampf und Revolution

Zusammengestellt von Peter Bürger

(*Regal*: *Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 10)

Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-4868-9
(edition pace – Paperback; 312 Seiten; 13,99 €)

In dem hier fortgeführten „Regal: Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien" liegt bereits ein Band „Das Große Morden" vor – mit kraftvollen Voten gegen Militarismus und Krieg aus der Feder von Erich Mühsam (1878-1934, ermordet im KZ): „Die Bekämpfung des Staates in seinen wesentlichen Erscheinungsformen, Kapitalismus, Imperialismus, Militarismus, Klassenherrschaft, Zweckjustiz und Unterdrückung in jeder Gestalt, war und ist der Impuls meines öffentlichen Wirkens" (Selbstzeugnis 1919).

Die anfängliche Nähe des anarchistischen Schriftstellers zu Tolstois Haltung in der „Gewaltfrage" wandelte sich im Zuge von Weltkriegsverlauf, Münchener Revolution und Tuchfühlung mit dem „Spartakusprogramm". Schließlich wünschte Mühsam, dass die Beherrschten ihre Waffen gegen jene richten, die ihnen das Kriegshandwerk aufgedrungen haben. Neue Lieder für den bewaffneten Widerstand entstanden: „Ein jedes Kampf System ist gut, / das nicht versagt vor den Gewehren!"

Damit ein vollständigeres Bild vermittelt werden kann, erschließt die vorliegende Sammlung ergänzend vor allem auch solche Texte über Kampf und Revolution, in denen sich die Entfernung vom Pazifismus niedergeschlagen hat: Politische Lyrik (Auswahl 1904-1928); Kampf-, Marsch- und Spottlieder (Druck 1925); „Von Eisner bis Leviné" (Rechenschaftsbericht über die Revolutionsereignisse in München, verfasst 1920); „Mein Gegner Kurt Eisner" (1929); „Lügen um Landauer" (1929). – Hinzutritt eine Textdokumentation mit Beiträgen über Erich Mühsam und die Revolutionszeit 1918/19 (aus der Zeitschrift „Graswurzelrevolution" und weiteren Quellen).

Die Redaktion der Schalom-Bibliothek votiert für Ungehorsam und gewaltfreien Widerstand – jenen Weg also, auf dem die Liebhaberinnen des Lebens kein Menschenblut vergießen. Doch kontroverse Positionen dürfen in der Quellenedition nicht ausgeklammert werden. Erst der Widerspruch begünstigt Diskurse auf hohem Niveau, die uns weiterführen.

– Buchhinweis –

Karl Kraus

Zum ewigen Gedenken

Texte zu Krieg und Frieden

Zusammengestellt von Bruno Kern

(*Regal*: *Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 11)
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-8192-7878-5
(edition pace – Paperback; 136 Seiten; 7,99 €)

Dieses Lesebuch versammelt Texte zu Krieg und Frieden aus der Feder von Karl Kraus (1874–1936), der zu den größten Satirikern der Weltliteratur überhaupt gehört. Die einzigartige Verbindung von Sprach- und Gesellschaftskritik ist das hervorstechende Merkmal seiner Satire. Gesellschaftliche Zustände entlarvt er gerade an deren sprachlichem Unvermögen, an der Phrase, deren man sich bedient.

Der Erste Weltkrieg, jene „Urkatastrophe des 20. Jahrhunderts“, war für Kraus beides zugleich: eine harte Zäsur und die Bestätigung all dessen, was er bereits vorher dem Säurebad seiner Satire ausgesetzt hatte. Der politisch eher desinteressierte, bis kurz vor dem Krieg noch durchaus monarchistisch denkende Karl Kraus erschrickt angesichts der Ereignisse, erkennt, dass sie nichts mehr zu tun haben mit der konventionellen Vorstellung von Krieg, dass sich hier die Mobilmachung der Maschine gegen den Menschen bis in ihre letzte blutige Konsequenz steigert. Er wird unter diesem Eindruck zum unbedingten Pazifisten.
Die heute wieder durchaus Angst erregenden propagandistischen Töne von der „Zeitenwende“, bellizistisch gleichgeschaltete Medien, die zaghafte pazifistische Stimmen nur lauthals verhöhnen, lassen einen die Verzweiflung eines Karl Kraus im August 1914 erahnen. Der heutigen „Zeitenwende“ entsprach damals das Schlagwort von der „großen Zeit“, das Kraus in seiner programmatischen Anrede im November 1914 schonungslos entlarvte. Dass militärische „Verteidigung“ angesichts der Destruktivkräfte des Industriezeitalters nichts als ein Anachronismus ist, weil das, was vorgeblich verteidigt werden soll, im Zuge dieser Verteidigung zerstört wird, dass wir uns, um die Bedingungen des Menschseins zu retten, von jeder militärischen Logik konsequent verabschieden müssen – diese Einsicht hätten wir uns heute, im Zeitalter der Massenvernichtungswaffen und der sich gerade aus ökologischen Gründen zuspitzenden Konfliktpotenziale, dringend anzueignen.

– Buchhinweis –

Simon Bernfeld u.a. (Bearb):

Sittlichkeit als Grundforderung des Judentums

Nach den Quellen: Gleichheit aller Menschen, Gerechtigkeit, Nächstenliebe, Frieden, Universalismus

(*Regal*: *Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 12)
Hamburg: Bod 2025. – ISBN: 978-3-6951-7939-8
(edition pace – Paperback; 220 Seiten; 9,99 €)

„Alle Gewalt ist dazu da, um früher oder später zusammenzubrechen. … Der Glaube an sie ist der Glaube an das Nichtige und ist so Götzendienst."
(Rabbiner Leo Baeck)

Schon das Menschenschlachthaus des Ersten Weltkrieges (1914-1918) hat mit seinen Leichenbergen und Kriegstheologien allen Konstruktionen einer „jüdisch-christlichen Kultur" des Abendlandes endgültig den Garaus bereitet. Doch ab 1920 erschien für den deutschen Sprachraum die einzigartige Sammlung „*Die Lehren des Judentums nach den Quellen*", eine Tröstung wider die gottlose Anbetung der Gewalt. Sie versammelte Perlen der Menschlichkeit aus der Bibel und den unerschöpflichen Zeugnissen von zwei Jahrtausenden der rabbinischen Religion.
Der vorliegende Auswahlband für die Schalom-Bibliothek enthält einige zentrale Kapitel dieses federführend von Rabbiner Dr. Simon Bernfeld (1860-1940) bearbeiteten Werkes: „Sittlichkeit als Grundforderung des Judentums", „Gleichheit aller Menschen", „Gerechtigkeit", „Nächstenliebe", „Gleichheit aller (Ablehnung von Klassenunterschieden und Standesvorrechten)", „Menschlichkeit in der Kriegsführung", „Der ewige Friede", „Universalismus (Allmacht, Gott der gesamten Menschheit)", „Erwählung und Sonderaufgabe der jüdischen Gemeinschaft".
Einleitende Texte zu den ausgewählten Abschnitten stammen von Dr. Leo Baeck (1873-1956), Dr. Simon Bernfeld, Rabbiner Dr. Samson Hochfeld (1871-1921), Oberbibliotheksrat Dr. Michael Holzman (1860-1930) und Rabbiner Dr. Salomo Samuel (1867-1942).

Morallehren werden die Welt kaum retten, doch sie zeugen von einer Menschheit, die gerettet werden könnte … Die offene Verachtung aller ethischen Grundlagen, die in unseren Tagen auf zahllosen Kanälen zur Schau gestellt wird, ist Vorbote einer neuartigen Barbarei. Die rabbinischen Überlieferungen enthalten hingegen kräftige Nahrung für eine Anwaltschaft des Lebens.

Rosa Luxemburg

„Nein, auf unsere Brüder schießen wir nicht!“

Der Militarismus als kapitalistische Krankheit

Zusammengestellt und eingeleitet von Bruno Kern

(*Regal*: *Pazifisten & Antimilitaristen aus jüdischen Familien* 13)
Hamburg: BoD 2025. – ISBN: 978-3-6951-6182-9
(edition pace – Paperback; 192 Seiten; 9,99 €)

Angesichts der neuen Eskalation des deutschen Militarismus brauchen wir die Erinnerung an Menschen wie Rosa Luxemburg (1871-1919). Sie trug im September 1913 als Rednerin auf mehreren Kundgebungen vor, die Arbeiter dürften nicht auf ihre Brüder in anderen Ländern schießen. Im Falle eines Kriegsausbruchs gelte es, die Räder des Mordgetriebes durch Massenstreiks lahmzulegen . . . Die Staatsanwaltschaft leitete ein Ermittlungsverfahren ein, das zur Anklage führte. Bei der Hauptverhandlung im Februar 1914 wurde der „Staatsfeindin Nr. 1“ ein „Attentat auf den Lebensnerv unseres Staates“ vorgeworfen.
Luxemburg, von den Gegnern als „blutige Rosa“ diffamiert und verurteilt wegen „Aufhetzung von Soldaten zum Ungehorsam“, verbrachte die Zeit des Ersten Weltkrieges zum Großteil im Gefängnis. Sie hatte Abscheu vor jeglicher Art von Gewalt – auch vor der tötenden Gewalt als Mittel des revolutionären Ringens. Das lässt sich in ihren Wortmeldungen bis hin zur späten Programmschrift für den Spartakusbund aufweisen. Sie vermutete sogar eine geschichtliche Tendenz, derzufolge auch die Kämpfe um eine gesellschaftliche Transformation im Lauf der Zeit immer gewaltärmere Formen annehmen: Die blutigen Barrikadenkämpfe früherer Revolutionen weichen dem Kampfmittel des Massenstreiks. Bei aller revolutionären Begeisterung warnte sie mit Blick auf klare Kräfteverhältnisse vor sinnlosem Blutvergießen.

Die Agenten der Kriegsreligion ließen Rosa Luxemburg heimtückisch ermorden. Doch ihre Stimme wider den Rüstungswahn und die Barbarei der Herrschenden kann keiner zum Verstummen bringen.

Leo N. Tolstoi

Begegnung mit dem Judentum

Briefe und andere Zeugnisse des Dichters,
nebst Darstellungen von jüdischen Zeitgenossen.

Ausgewählt und eingeleitet von Peter Bürger
(*Tolstoi-Friedensbibliothek* | Band-Signatur TFb_B013)
Hamburg: BoD 2025. – Hardcover & Softcover.
(Fester Umschlag: ISBN 978-3-8192-3389-0; 660 Seiten; 34 Euro)
(Paperback: ISBN 978-3-8192-2387-7; 660 Seiten; 24,99 Euro)

War der russische Schriftsteller Leo N. Tolstoi (1828-1910) ein antijudaistischer Christ (*Das alte Testament lese ich nicht*) oder ein Freund der Juden (*Meine Haltung zu den Juden kann nicht anders sein als die zu meinen Brüdern*)? Über seine „jüdischen Fragen" wird heftig gestritten. Einige überspannte Eiferer unterstellen dem weltweit verehrten Botschafter des Friedens, zu dessen Anhängerschaft sehr viele Frauen und Männer mit ‚jüdischem Hintergrund' gehörten, sogar Antisemitismus.

In der deutschsprachigen Literatur gab es bislang neben einem trefflichen Aufsatz des Mainzer Slawisten Rainer Goldt (2014) keine weiterführenden Veröffentlichungen zum Thema. Der vorliegende Band der Tolstoi-Friedensbibliothek, eingeleitet mit einem umfangreichen Forschungsbeitrag des Herausgebers, sorgt für Abhilfe. Die Leserinnen und Leser werden nicht bevormundet. Sie können sich anhand der breit angelegten Edition von Quellen, die unterschiedlichen Lebensphasen und Textgattungen entstammen, ein eigenes Bild verschaffen: In der ersten Abteilung werden „Zeugnisse aus Tolstois Werken und Briefen" dargeboten sowie „dokumentarische Darstellungen seiner Haltung zum Judentum" aus der Schreibwerkstatt von vier Zeitgenossen (Raphael Löwenfeld, Isaak B. Feinerman, Faiwel Goetz, Alexander Goldenweiser). Es folgen fünfzehn „Texte über Tolstoi von deutschsprachigen Autoren aus jüdischen Familien" (Rezeption, wertschätzende Würdigung und Kritik 1904-1918, 1928). Den Abschluss bilden eindrucksvolle Stellungnahmen von Herman Bernstein (1908), Scholem Alejchem (1911) und Rabbiner Joseph Krauskopf (1911). – Der Vorzug einer gründlichen Quellenlektüre besteht darin, dass Zwiespältigkeiten und Widersprüche nicht einfach übergangen werden können. Die Sammlung „Begegnung mit dem Judentum" erschließt erstmalig eine solide Grundlage zur Überprüfung kontroverser Forschungsthesen. Die Eingangsfrage muss gar nicht zwingend im Sinne eines „Entweder … oder" beantwortet werden.

